Wallfahrt nach Olympia

im ersten Frühling der Ausgrabungen (April und Mai 1876)

nebst einem

Bericht
über die Resultate der beiden folgenden
Ausgrabungs-Campagnen.

REISEBRIEFE

VON

L. PIETSCH.

BERLIN.
Verlag von Friedrich Luckhardt.
1879.

durch deren Verlauf, Erlebnisse, Eindrücke jede meiner Erwartungen noch übertroffen, meine liebsten Träume realisirt werden sollten. Die folgenden Briefe, auf verschiedenen Stationen der Reise selbst, welche ich von jenem Hauptziel aus weiter über den Peloponnes und bis nach Athen hin fortsetzte, geschrieben, geben in aufrichtigem Spiegelbilde die Anschauungen, Erfahrungen und Stimmungen wieder, die ich jenen wunderbar schönen hellenischen Frühlings- und Wandertagen danke, — Tagen des reinsten, vollkommensten, freudigsten Glücksgenusses, welcher einem Menschenkinde gewährt sein kann! Während der beiden, jener ersten folgenden. Ausgrabungscampagnen sind zahlreiche bedeutende, umfassende neue Ergebnisse erzielt, plastische und architektonische Reste, Kunstwerke und Inschriften zu Tage gefördert, topographische Entdeckungen gemacht, neue Feststellungen von Thatsachen und neue bestimmte Einsichten ermöglicht. Meine Schilderungen des Zustandes des Ausgrabungsfeldes im Mai 1876 geben in Folge davon nicht mehr ein zutreffendes Bild seiner heutigen Erscheinung. Manches darin mag heut als überholt und antiquirt gelten müssen; manche von mir ausgesprochene Ansichten über die einstige Gestaltung der Altis und dessen, was ihre Grenzen umschlossen, mögen dadurch rectificirt worden sein. Aber das damals Erreichtgewesene bleibt darum nicht weniger treu gezeichnet. Und so dürfen vielleicht diese unmittelbar nach der Natur, nach der merkwürdigsten Wirklichkeit und mit der vollen Wärme der Begeisterung für dieselbe entworfenen Skizzen auch heut noch auf ein gewisses Interesse zählen, trotzdem einzelne Partieen dieser Wirklichkeit seitdem Veränderungen und Bereicherungen erfahren haben.

Berlin, Juli 1878.

Ludwig Pietsch.

ERSTER ABSCHNITT.

NACH OLYMPIA.

Erstes Capitel.

Von der Spree bis zur Lagune.

Venedig, 12. April 1876.

Die Glocken von San Marco läuten dröhnend das Ave Maria; der vielstimmige Chor ihrer Genossen von allen Campanile's der Lagunenstadt gesellt ihnen seine hellen und dumpferen Klänge, und ein keineswegs besonders „südlich" linder und weicher Zephir, sondern ein recht kräftiger frischer Nordost, der seit heut Mittag das grüne Gewässer der Lagune und selbst noch das des grossen Kanals in krausen Wellen aufstürmt, und alle Barken, Gondeln und grösseren Fahrzeuge munter darauf tanzen macht, trägt mir den lauten Hall durchs offene Fenster ans Ohr. Er tönt so einladend zum Verweilen. Und es bedurfte dieser Einladung, dieser Verlockung durchs Ohr wahrlich nicht, um den Wunsch zu erwecken: was die wunderbare Stadt bereits wieder meinem Auge gezeigt hat, seit in der holden Frühe des heutigen Morgens ihre hohen Glockenthürme und lichtgrauen Kuppeln zuerst wie aus dem Meere auftauchend, sich aus dem Duft der Ferne sichtbar lösten, als der Triester Dampfer mich ihnen näher und immer näher über die kaum vom leisen Hauch gekräuselte Fläche der Adria trug, — das ist vollkommen genügend zu jenem Zweck. Aber eine andere Pflicht erstickt für diesmal solche Wünsche in der Geburt. Diese „vorhabende Reise" nöthigt leider wohl hie und dort dazu, selbst unerwünschte Stationen zu machen. Aber ihre Art, ihr Ziel und ihre Richtung dulden kein beliebiges Hüttenbauen, keine längere Unterbrechung da, wo es mich vielleicht am meisten dazu ein-

ladet. Morgen Mittags schon sinkt dies schöne schwermüthig reizende Traumbild „Venedig“ wieder für mich in den Schooss des Meeres zurück, dem es heut erst entstieg. Die ganze Hast des Expresszuges wird nothwendig, um die Strecke der Eisenstrasse in fast der gesammten Länge der Ostküste der italischen Halbinsel innerhalb der dreissig und einigen Stunden zu bezwingen, welche mir dann einzig noch bleiben, um dort im fernen Süden am Absatz des hesperischen Stiefels zu Brindisi noch eben rechtzeitig für die Benutzung des einzigen, Freitag Nacht von da abdampfenden Postbootes einzutreffen, das überhaupt an Zante, der „wald'gen Zakynthos“, anlegt. Das Anlegen dort aber wird für den Olympiawandrer, wenn er nicht den weiten Umweg über Athen nehmen will, unvermeidlich: nur auf Zante findet er ein Fahrzeug, das ihn hinüber zum geeignetsten Ausgangspunkt der Expedition ins Thal des Alpheios, nach Patras an der Nordküste des Peloponnes, bringt. Wann er dies Fahrzeug aber findet, darüber giebt ihm kein Fahrplan im Voraus Gewissheit. Mögen mir die Götter, welche des Wanderers Schritte lenken, hold und gnädig sein, dass ich dort eintreffen könne, so lange die grossen Sommerferien der Ausgrabungsarbeiten noch nicht ein- und unsere tapferen und gelehrten Landsleute, deren Leiter, noch nicht ausgetreten sind.

Die Regierung des neuen Deutschen Reichs darf sich mit gerechtem Stolz rühmen, während der erst so kurzen Lebensdauer desselben viele grosse und glorreiche Thaten, Unternehmungen, Arbeiten durchgeführt zu haben. Der Neid der Einen, der Zorn und Aerger der Anderen hat am besten für den Werth und die Bedeutung des Geleisteten gezeugt. Diese Arbeiten und dies ganze Unternehmen der Ausgrabungen zu Olympia aber ist eins von den wenigen, überhaupt möglichen, welche auch des Feindes Neid und Verstimmuug selbst durch den glücklichsten Erfolg nicht erwecken können und dennoch der Macht, von welcher sie ausgegangen, welche ihren Gedanken gefasst und dessen Ausführung bewerkstelligt hat, zu unsterblichem Verdienst und Ruhm gereichen. Wohl ist das neue Deutschland nicht mehr jenes Volk von Träumern, romantischen Poeten, „Denkern und Kritikern“, als welches das unsere ehedem von den Stimmführern jener praktischeren Nationen verherrlicht wurde,

die sich so lange in die wirkliche Welt theilten und es sehr gern gesehen hätten, wenn die Deutschen ewig nur in ihrem Himmel, ihrem Wolkenreich der Poesie und Philosophie zu leben vorzögen. Aber der politische Realismus und die gewaltige historische Praxis, in welcher es das neue Deutschland nun ihnen Allen zum Mindesten gleich thut, hat ihm den alten schönen Idealismus, die Fähigkeit des hingebenden uneigennützigen Enthusiasmus für rein geistige Zwecke und Aufgaben nicht zu rauben vermocht. Den besten Beweis dafür hat es durch das Unternehmen dieser olympischen Ausgrabungen und besonders durch die Art des Vortheils, den es dabei für sich suchte, gegeben. Die Geschichte der Ausgrabungen von Trümmerresten alter Culturen und Kunst-Schöpfungen grosser Vergangenheit kennt, meines Wissens, kein früheres Beispiel eines ähnlich vornehm-idealistischen und ähnlich den Unternehmer ehrenden Verhaltens, wie das, welches das deutsche Reich in diesem Fall sich selbst vorgezeichnet hat und gewissenhaft einhält. Jede Ausgrabung solcher Art, welche von Angehörigen eines Culturstaats, sei es im Auftrage der Regierung desselben, sei es aus eigener Initiative und mittelst eigener Privatkraft und Mittel, auf dem Boden eines fremden Landes bisher veranstaltet wurde, hatte ausser dem wissenschaftlichen Zweck, ja oft auch noch vor demselben, den: den Unternehmer, den Privatmann oder die Regierung seiner Heimath um das reale Resultat seiner Mühen und Arbeiten, um seine F u n d e zu bereichern; des ersteren Kasse, des Staates Museen zu füllen. Hier fiel noch jederzeit Fundrecht und Schatzgräberrecht zusammen, da bekanntlich die kostbarsten und wichtigsten Schätze dieser Art gar nicht einmal erst durch die Mühe des Ausgrabens erobert wurden. Man erwarb sich eben, wie es Lord Elgin gethan, von der barbarischen Regierung eines antiken Culturlandes, einer alten Heimathstätte der Künste, mit geringen Schwierigkeiten das Raubrecht, die Vollmacht, sich anzueignen, was und wo man es finden würde, hoch über der Erde an alten Tempelwänden, Giebeln und Gebälken so gut wie tief unter dem Schutt der Jahrtausende. Man grub nicht nur das Verloren-Geglaubte aus der Tiefe des Bodens, sondern zerstörte brutal, rücksichtslos das noch von der Zeit und der Barbarei selbst Geschonte, wenn es die architektonische Fassung für

die besonders erwünschten köstlichsten Schätze der plastischen Kunst oder der Malerei bildete; brach diese heraus, holte sie herunter von der Höhe, für die sie geschaffen waren, und bedauerte wohl nur den Verlust am eignen Raubgewinn, wenn bei dieser gewaltsamen Operation noch ein gutes Theil der erstrebten Beute selbst zu Grunde ging, wie es dem britischen Tempelräuber von Athen mit dem Skulpturenschmuck des Parthenon ergangen ist.

Die deutsche Regierung giebt im Gegensatz zu diesem überall gebräuchlich gewesenen Raubverfahren zum ersten Mal das schöne Beispiel von Ausgrabungen auf fremdem Boden nur um der Sache, um der Wissenschaft, der Cultur- und Kunstgeschichte und der Kunst willen. Sie resignirt auf die Befriedigung der reellen derben Gewinnsucht, des Eigennutzes, der Besitzlust.

Sie nimmt die Mühen und die Kosten auf sich; sie stellt die erprobten wissenschaftlichen Kräfte zur Leitung dieser Tiefbauarbeiten, zur Schürfung der Edelmetalle der Kunst und Schönheit, sie besoldet die Arbeiter. Aber das, was diese ans Licht fördern, stellt sie der Besitzerin des klassischen Bodens, der griechischen Regierung zu. Einzig das Recht, die Gipsabgüsse der gefundenen Werke zu nehmen, wahrt sie sich für einige Jahre. Und einzig den schönen Ruhm erstrebt sie: Licht und Klarheit in kunstwissenschaftliche Fragen gebracht zu haben, an welchen sich die theoretische wie die technisch-praktische Forschung Änderer vor ihr so lange vergeblich gemüht hat; und dem von der Vernichtungsarbeit von anderthalb Jahrtausenden über einer unendlich reichen Welt von Kunstschönheit und Herrlichkeit gehäuften ungeheuern Grabhügel das entzogen, es dem Tage und der Welt zur Freude und Lehre zurückgegeben zu haben, was er an Resten und Zeugnissen derselben in seinem finstern Schooss verbarg. — Wenn in Bezug auf irgend etwas, was das Deutsche Reich gethan und vollbracht hat, so ist auf die hier bekundete Art von Idealismus und seine praktische Bethätigung der frohe nationale Stolz am Platz.

Da der Weg nach Olympia über die Adria führt, so geht meine Reise mit einer gewissen Unvermeidlichkeit über Wien. Im Licht des allerschönsten Frühlingssonntags verrieth die verkrachte Leidensgenossin Berlins nicht mit dem kleinsten

Zuge eine Spur jener Leiden, jener trost- und hoffnungslosen wirthschaftlichen Nothlage, von deren Schilderungen ebenso die Spalten des ökonomischen Theils, wie die des Feuilletons ihrer Journale gefüllt sind. Nie erschien sie mir inniger verwandt und ähnlicher der schönen Stadt der Städte, dem herrlichen Seine-Babel, als während dieses kurzen Aufenthalts. Der ganz eigenthümliche Gesammtton der Farbe, welchen die hohen, meist ungetünchten Kalksteingebäude, die lichtgrauen Dächer, der reissende grünliche Strom, die in feinen bläulichen Duft getauchte, reizende landschaftliche Umgebung, die anmuthigen Waldhöhen-Wände ihres Thalkessels erzeugen, ist in beiden so nahezu übereinstimmend. Dazu ein immer noch ähnlicher, wahrhaft grossstädtischer Zug in allem Strassenleben, eine ähnlich aufgeregte, heisse drängende Hast in dem Strom des öffentlichen Verkehrs, im Tempo der Bewegung der Massen einerseits, und andererseits ein ähnliches sinnliches Behagen, welches von den überall reichlich vorhandenen und ausgebreiteten Bedingungen der angenehmsten Existenz erweckt und genährt wird und sich kaum weniger in der Lust am Flaniren hier äussert, als auf den Strassen, Boulevards und Quais von Paris. Auch hier an der Donau fliessen noch immer, ja jetzt erst recht, die Stunden dem nicht zur Arbeit gezwungenen, dem einmal ausspannenden Menschen so sanft und gefällig im holden Nichtsthun, im Schlendern und Umschauen dahin, da das, was sich seinem Blick und allgemeinen Empfinden von allen Seiten und in jedem Moment aufdrängt, wirklich des Sehens und Fühlens werth ist. Und noch in einem der wesentlichsten Punkte ist jene Aehnlichkeit besonders auffällig: in der von keinen Schicksalsschlägen, Nothlagen, öffentlichen Calamitäten im Mindesten brach gelegten Bau-Unternehmungslust und dem grossartigen Bausinn, welche die Stadt ununterbrochen und mit ungelähmter Energie weiter schaffen lassen an der immer prächtigeren, stolzeren und würdigeren Gestaltung ihrer architektonischen Erscheinung. Dasselbe Gefühl der Beschämung, welches man im heutigen Paris im Rückblick auf die entsprechenden heimisch-berlinischen Zustände und auf die gleichmüthige Ruhe, mit der sie ertragen werden, auf die kleinlich kümmerlichen, schnell wieder ermattenden Anläufe, die zu ihrer Aenderung zuweilen unter-

nommen werden, nicht los werden kann, wird ebenso stark und unabweislich im heutigen Wien angeregt. Eine an die entsprechenden Berlinischen Verhältnisse und Massstäbe gewöhnte Phantasie macht sich schwer eine Vorstellung von dem breiten, ja grandiosen Styl (ich lasse dabei den speziellen architektonischen Kunststyl der Gebäude selbst noch ganz ausser Acht), in welchem hier gleichzeitig ein Complex von neuen künstlerischen Monumentalbauten geplant, angelegt und rüstig weiter gefördert wird, wie sie ausser Paris keine zweite Stadt der Welt aufzuweisen hat. In nur wenig unterbrochener Aufeinanderfolge und glücklichster Gruppirung, jedes frei für sich auf einem Raum, dessen Weite die allseitig beste Wirkung gewährt, während sie andererseits nicht von jener Petersburger Ungeheuerlichkeit ist, welche jede auch das kolossalste Gebäude tödtet, wuchsen hier nun bereits hoch, meist bis über das erste Geschoss hinauf und durchaus im solidesten Material gethürmt, die mächtigen Neugebäude der Kunstmuseen, der naturhistorischen Museen, des Hofburgtheaters, des Parlamentshauses, des Rathhauses. — Und die Privatbauthätigkeit bleibt nicht dagegen zurück. Den verjüngten „Graben“ erkenne ich nicht wieder: so sehr hat ihn die Flucht von palastartigen neuen Häusern, die in den letzten drei Jahren an Stelle seiner alten wurmstichigen Nester entstanden sind, seit dem Ausstellungsherbst verwandelt. Die liebe enge alte Kärnthergasse folgt seinem Beispiel, schiebt ihre Häuser nach und nach zur modernsten Breite auseinander, und führt ihre steinernen Zinshauspaläste hoch in Wolken hinauf. Die alte trauliche, winklige „Brandstätte“ ist verschwunden, und hat einem der prächtigsten Hauspaläste Platz gemacht. Das ein ganzes Stadtviertel für sich einnehmende „Bürgerspital“ ist rasirt wie sie und von ähnlichen Neubauten eingenommen. Dazu treffe ich zahlreich neue wohlgepflegte Square's, in Gärten verwandelte, einst wüste Plätze. Auch sehe ich alle Wirthschaften im Prater und draussen in Hietzing überfüllt, wie nur in den alten lustigsten Zeiten; die Theaterkassen um Billets bedrängt; für die zu den Vorstellungen der Merellischen Patti-Lucca-Gesellschaft im Hofopernhause mit Begeisterung Tristan-Preise zahlen; höre von kundigen Zeugen, dass der ganze alte Train des Lebens so ziemlich wieder

aufgenommen sei, über welches nur die orientalischen Möglichkeiten der nächsten Zukunft einen gewissen besorglichen trübenden Schatten werfen zu wollen scheinen. Aber der Refrain ist doch immer auch hier der gleiche wie bei uns, und „die traurige allgemeine Nothlage“ und der „wirthschaftliche Niedergang“ das dritte Wort.

Verstehe es, wer es kann. Mir blieb jedenfalls nur geringe Zeit zu eingehenderen Beobachtungen. Ein paar gute Stunden mit lieben, theuern Menschen; ein erquickendes Geplauder mit dem, sehr moralischen, poetischen Vater der schlimmen und arg gescholtenen Messalina; ein Händedruck und ein Abschiedsgruss von den herrlichen Augen seiner liebens- und verehrungswürdigen, kunstreichen Gattin; eine Kaffeestunde im alten wohlbekannten Empfangssaal Laube's, ein Abend in seinem glücklich wieder aufblühenden Stadttheater, dem ich die empfehlenswerthe Bekanntschaft von Björnstjerne Björnsons biedermännischen, zweiaktigen „Neuvermählten“ danke . . . dann weiter auf der alten oft befahrenen, oft geschilderten Semmeringstrasse, die mir im Frühlingsschein genau dasselbe Gesicht zeigt, wie damals, als ich sie genau in denselben Apriltagen vor nun sieben Jahren zum ersten Mal befuhr, um dasselbe blaue Meer zu erreichen, wie diesmal. Dann in völliger Dunkelheit über das glücklicherweise von keiner Bora überstürmte, von keinem Schneefall verschüttete Hochplateau des Karst, an all den erinnerungsreichen Stätten achtlos und schlafend vorüber. Endlich in der Tiefe vor mir die weite dunkle See von dem flimmernden Lichterringe der Küste von Triest umhegt. Und rasch vom Bahnhofe zum Molo, zu dem dort bereit liegenden Dampfer. Zwei Stunden später schnauft die Maschine; und während der unvollkommene Mond am reinen Himmel höher und höher über den Kamm der dunklen Uferhöhen aufsteigt, und über das nur leise bewegte Meer seine zitternde silberne Lichtbrücke wirft, setzt sich das Boot in Bewegung. Schnell weicht der vielfache amphitheatralische Lichterkranz, der sich vom Strande am ganzen Gebirge hinauf ansteigend rings um die Bai spannt, zurück und verlischt in dem immer dichter verhüllenden Duft, welchen die Mondnacht über die Ferne hin breitet. Endlich ist auch der letzte Schein der grossen Leuchtfeuer des Molo verschwunden.

Die ungeheuere mondglänzende Weite umzirkt sichtbar kein noch so blasser Uferstreifen mehr. Mit sanftem, weichem, schmeichlerisch einschläferndem Rauschen, das nur an den umschäumten Radkästen zu stärkerm Brausen wird, durchschneidet das Boot die glatte See.

Als ich vom tiefen, mit den schönsten Träumen der Vergangenheit und Ferne erfüllten Schlaf erwache, erblasst schon die Mondscheibe und ihr Abglanz im Meer, und hinter uns steigt über dem östlichen Horizont blutroth der Sonnenball auf, während sich drüben über der grauen Fläche wie ein leichter Schattenstrich die venetianische Küste zu zeichnen beginnt.

Eine Stunde später stehen nahe vor mir die Forts, welche die Eingänge zur Lagune bewachen, dehnt sich der lange grüne Streifen des Lido zur Seite unserer Fahrt, tiefer zurück überragt von den Thürmen, Kuppeln und Zinnen der Dome und Paläste Venedigs und seiner Inseln. Angesichts jener Scenerie, die immer, wie oft man sie auch gesehen und sich von ihrer Realität überzeugt habe, wie eine gedichtete Architektur, wie ein Stück steinerne Poesie erscheint und wirkt, ob wir sie im Mondesdämmerglanz oder im hellen milden Silberlicht eines Frühlingsmorgens wie dieser erblicken, angesichts des Dogenpalastes, der Piazetta, der Bibliothek und der Zecca, werfen wir Anker in dem stillen Hafen, umringt von den lautlos die grüne Fluth durchschneidenden schwarzen Gondeln, deren Führer diese auf Allen lastende tiefe traurig-schöne Stille sogar kaum mit einem lauten Zuruf oder einer aufdringlichen Anerbietung ihrer Dienste unterbrechen.

Zweites Capitel.

Längs der Ostseite Italiens.

Corfu, 15./16. April.

Wenn mich das Unglück treffen sollte, zu spät in Olympia einzutreffen, so bleibt mir in diesem Falle wenigstens das Bewusstsein, schuldlos zu büssen. Allerdings ein recht armseliger Trost! Aber ich habe ihn wenigstens. Den Lockungen Venedigs zu längerem Verweilen habe ich, um den nächsten Brindisi-Corfu-Dampfer nicht zu verfehlen, heroisch widerstanden. Und leicht wurde es mir wahrlich nicht gemacht! Dass die bei meinem letzten Besuch im vorjährigen August mir so heiter, so glänzend belebt, so erneut erscheinende Stadt, welche mich dadurch zu manchen, wie ich nun sehe, gänzlich falschen Schlussfolgerungen in Bezug auf ihr wirkliches Wiederaufblühen verleitet hatte, heut so verlassen, trauervoll, still und menschenöde, d. h. in ihrer eigentlich wahren dauernden Gestalt, sich zeigte, vermehrte ihren eigenthümlichen Zauber vielleicht noch eher, als dass es ihn schwächen könnte. Sie steckt ihren Gast an mit ihrer eigenen Melancholie. Aber in dieser Art von Schmerz und Trauer ist so viel feine Süssigkeit! Nie stand einer schönen und keineswegs mehr jungen Wittwe die Trauer reizender und — rührender zu Gesicht, als dieser armen entthronten Königin der Adria. Und je mehr und deutlicher all ihrer Schönheit bereits der Stempel der Vergänglichkeit, des unaufhaltsamen Verderbens aufgeprägt ist, desto inniger klammert sich der, der sie liebt, an sie an und meint einen beglückenderen Genuss, eine berauschendere Seligkeit an *ihrem* Herzen

zu finden, als ihm jede noch so junge, frischprangende, lachende, lebensvolle, zukunftsreiche, moderne Concurrentin der Altgeliebten zu gewähren vermöchte. Möglicherweise erweist sich freilich auch das bei der praktischen Probe als poetische Täuschung. In Venedig selbst aber empfindet man es als aufrichtige Wahrheit.

Achtundzwanzig Stunden Aufenthalt, von welchen noch einige für das Schreiben und einige für das leider nicht g a n z zu umgehende Schlafen in Abzug kommen, sind etwas wenig, um auch nur den obersten Schaum des süssen geistigen Tranks abzuschlürfen, den Venedig uns kredenzt. Ein Besuch der Gallerie der Akademie, ein Paar Stunden der frommen beglückten Andacht vor der Assunta, vor dem Wunder des Ringes, dem Gastmahl des Zöllners, und in dem Saale Carpaccio's und Gentile Bellini's, eine Wallfahrt nach Santa Maria Formosa um der Wonne des Wiedersehens mit der königlichen Majestät der Schönheit, mit des Palma Vecchio heiliger Barbara, willen; eine andere Wanderung nach San Giovanni e Paolo und zum nun wieder glücklich seiner verdeckenden Gerüste entkleideten Monument des Colleoni; ein wiederholter Aufenthalt in San Marco, im Dogenpalast; ein paar träumerische Gondelfahrten auf den stillen heimlichen kleinen Seitenkanälen zwischen den melancholischen, verfallenden und dabei malerisch so unvergleichlich reizenden Häuserfaçaden; und wieder auf dem Canal grande, wo die Fahrt vor meines theuren Freundes Salviati krystallfunkelndem Glas- und Mosaikmagazin und Werkstatt endet und des Cavalière stürmische und herzliche Umarmungen und eben so stürmische Erzählungen und Schilderungen von den jüngsten Thaten und Eroberungen seiner geliebten Kunst den Berliner Gast begrüssen; ein paar Abendstunden auf dem — (welcher Contrast mit dem sonst dort gesehenen brillanten abendlichen Schauspiel!) — diesmal fast gänzlich menschenleeren, spiegelglänzenden, lichtschimmernden Markusplatz und an den Säulen der Piazzetta an der vom kühlen Winde aufgeregt wogenden Lagune, — mit diesen Expeditionen waren Zweidrittel jener mir zugemessenen Zeit gut und reichlich gefüllt.

Eine besondere, fast boshafte und ironische Tücke des Geschicks liess mich noch, als diese zur Neige ging, in den Arkaden der Procuratien, nach langem einsamen Umher-

schlendern einigen bekannten und verehrten Frauen aus der Heimath begegnen, von denen der Einen ihre heroinenhaft-majestätische Gestalt und das edle warmblonde Haupt auf ihrem stolzen Halse unter den schönen Damen Breslau's etwa die ästhetische Rangstellung zuweist, wie sie jene h. Barbara Palma Vecchio's unter den Frauenbildern des alten Venedig behauptet.

Welcher verdoppelte Genuss wäre es gewesen, mit einer so kunstfreudigen, schönheitverständigen, begeisterungsfähigen und italien-festen Partnerin noch einmal den venetianischen Cursum durchzuschmarutzen! Aber gegen das Gebot der Resignation und der Abfahrt gab es für mich in diesem Falle keine Auflehnung und kein Appelliren. In der Mittagstunde des Donnerstag brachte mich die letzte diesmalige Gondelfahrt zum Bahnhof.

Die landläufigen Vorstellungen von italienischer Natur und Landschaft, wie sie bei der Menge durch das systematische Lügensystem der Maler, der Poeten und der schwärmenden Touristen hervorgerufen sind und immer wieder befestigt werden, zu widerlegen und die damit Behafteten von der Meinung zu kuriren, als ob dies ganze Italien so eine Art von malerischer Charaktereinheit aufweise, deren Grundton sich aus dem der Umgebung von Florenz, Rom und Neapel mischt, — dazu kenne ich kein geeigneteres Mittel als eine Eisenbahnfahrt von Venedig nach Brindisi. Italiens Schönheit ist über die Westküste ausgeschüttet. An der östlichen verfuhr die Natur mit offenbarem Geize. Von Mestre bis nahe an Bologna das ermüdende Einerlei der grünen Felder und der in gleichmässigen Reihen gepflanzten Maulbeerbäume, welche in dieser frühen Zeit des Jahres das üppige Reben- und Weinlaubgeflecht noch keineswegs verbindet und umschlingt. Wo die Höhen der Appenninen einigermassen näher herantreten an die meist unabsehbare Ebene, kommt etwas mehr Reiz und Wechsel in die Landschaft. Der trübe graue sonnenlose Himmel, die jedem Berliner Märztag Ehre machende Kälte der Luft tragen das ihre dazu bei, den Eindruck noch unerquicklicher zu machen Mit der Dunkelheit nähert man sich dem Meer. Auf der Strecke von Rimini ab bis Falconera und Ancona hin schlugen seine schäumenden brüllenden Wogen fast unmittelbar an den Bahndamm. Finster und

Unheil drohend hing das Gewittergewölk über die tobende See herein, deren schwarze, von weissem Gischt immer wieder überwallte, Fläche von Zeit zu Zeit der aufzuckende Wetterschein am östlichen Horizont für einen Augenblick im Spiegelglanz aufleuchten liess. Das ganze Vorgebirge von Ancona im Süden bis zum Feuer des Faro hin schimmerte mit den tausend Lichtern der Stadt und des Hafens in seltsamem Leuchten durch das Nachtdunkel. Und immer weiter dicht an dem brausenden Meer entlang, das für die Seefahrt des nächsten Tages nichts Gutes prophezeiht. Erst gegen 2 Uhr Nachts wurde es friedlicher, das schwere schwarze Gewölk zerriss, der Mondrest kam wieder zur Wirkung.

Im Licht der ersten Morgenstunden zeigt sich eine Uferlandschaft von gänzlich gewandeltem Charakter zur Rechten des Wegs. Sie gleicht völlig der des Sabinergebirgs: steile gelbe Kalksteinklippen, von Oelbäumen beschattet, schwarze Cypressen und wieder Lorbeer und Myrthen ringen dem Felsboden den Platz zum Wurzeln und Leben ab. Auf hohen kegelförmigen Felsenkuppen nisten gelbgraue alte Städtchen mit mittelalterlichem Gemäuer und flachgedeckten Häusern; Ortone, Vito u. A.; um kleine zum nahen Meer eilende Flüsschen „flüstern Pappelzitter-Zweige“ und rauscht das riesenhohe römische Schilfröhricht. Und tiefer in der westlichen Ferne ragen die schneebedeckten höchsten Häupter der Abruzzen hoch über die Vorberge und glänzen sanft im matten Widerschein der Morgensonne, die sich drüben längst schon aus dem grauen Meer erhoben hat, aber immer noch vergebens ringt, den leisen Wolkenschleier ganz zu durchbrechen, der ihren feurigen Ball in eine kalte, weissliche Scheibe verwandelt zeigt.

Diese pittoreske, ernste und grossartige landschaftliche Scenerie bleibt uns nicht lange zur Seite. An ihre Stelle tritt die ödeste, wüste Fläche, die kaum hie und da eine armselige Schafheerde belebt, und deren fernster westlicher Hintergrund selbst — die grauen Höhenzüge der Abruzzen — für lange Strecken der Fahrt gänzlich verschwindet. Gegen diese italienische Landschaft ist die ödeste Stelle der Mark noch ein üppiges Paradies. Auch vom Meer schneidet die weit hinaustretende gebirgige Ausladung der Ostküste zwischen Termoli und Manfredono mit dem Monte Sant Angelo und

dem M. Gargano die Bahn völlig ab. In Foggi, wo sich der Seitenweg nach Neapel abzweigt, endlich die erste Ruhepause von 10 bis 11 Uhr Vormittags. Von der nächsten grösseren Station ab wieder gänzlicher Wechsel der Dekoration. Da ist das Meer wieder zur Linken sichtbar, aber eine breite sanft geneigte Fläche trennt die Bahn von ihm. Sie sowohl als die sich zur Rechten nach Westen hin dehnende, ist ganz bedeckt mit scheinbar endlosen Wäldern alter Oliven. Es scheint meilenweit die einzige Frucht, der einzige Reichthum dieses Bodens zu sein. Allerdings lässt das rings um diese in langen gleichmässigen Reihen gepflanzten Bäume, eben frisch aufgeackerte Erdreich nicht erkennen, für welche Saat es bestimmt, oder welche ihm anvertraut sei. Nur ausnahmsweise zeigt sich der Boden im Schatten dieser silbergrauen feinblättrigen Laubkronen und der ihnen immer reichlicher gesellten Feigenbäume in schmalen Streifen abwechselnd mit Gerste, mit Bohnen, Saubohnen, Lein und Kartoffeln bepflanzt. In den kleinen Bahnhofgärtchen aber zittern fröstelnd im kalten Winde unter dem grauen Himmel die Blüthentrauben des Flieders und des Goldregens — genau wie in der Heimath. Die Städte, ausgedehnt, anscheinend wohlgehalten und gebaut, heben sich weissflimmernd über die graugrüne Wüste und vom Hintergrund des dunklen Meeres ab, an dessen Küste sie sich ausbreiten: Barletta, Trani, Biscaglia, Malfetto, Bari — es ist immer ziemlich dasselbe Bild, bis dann wieder einmal ganz plötzlich der ungeheure Olivengarten des Landes der trostlosesten Nachbildung der Lüneburger Haide für eine Meile weit Platz macht.

Ein älterer Herr, mit sehr auffallenden lichtblauen Augen, deren Stern den untern Rand des obern Lides kaum berührte, war in Bari in mein Coupé gestiegen. Wir waren allein darin. Er schien einer von denen, welche das stumme Beieinandersein nicht ertragen können. Einige von ihm gemachten sprachlichen Tastversuche zum Erkennen der Nationalität führten zur froh überraschenden Enthüllung des beiderseitigen Deutschthums. Eine noch viel sonderbarere Ueberraschung sollte folgen. Wohin gehen Sie? fragte er mich. — Nach Brindisi und Corfu. — Und von da? — Nach Patras. — Ja, das will ich ja auch! und wo wollen Sie von

Patras hin? — Nach Olympia. — Ja, das ist ja zu wunderlich! dahin will ich ja eben auch!

Eine willkommnere Reisegesellschaft konnte mir das gute Glück für das Ziel schwerlich zuführen. Mein Coupégenoss, Dr. Pittner [1]) mit Namen, war eine in jeder Hinsicht merkwürdige Persönlichkeit, geborener Oesterreicher, in allen Ländern Europa's und im Orient zu Hause, der erfahrenste Reisende, aller Sprachen gleich meisterlich mächtig; — ich sehe es hier: die Italiener wollen nicht glauben, dass er kein Italiener, die Söhne Albions, dass er kein Engländer, aber auch die Griechen nicht, dass er kein Grieche sei. Und das reichste Leben hatte er hinter sich. Sechsunddreissig Jahre Leibarzt der Herzogin von Berry gewesen, Heinrich V. vom 17. Jahre ab gekannt und behandelt, ein lebendiger Theil und die interessanteste, eingeweihteste Chronik des legitimen französischen Königshofes zu Neustadt, Venedig und Frohsdorf. Wie vieles Unbegreifliche in dem ganzen politischen Gebahren des Grafen Chambord setzten mir seine Mittheilungen in ein so ganz anderes und sicher in das richtige Licht. Welche Fülle köstlichen Memoirenmaterials sah und ahnte ich in dieses trefflichen Doktors Kopf aufgespeichert! Was hat er erlebt und gesehen, worin ist er eingeweiht gewesen, der der Mutter des letzten französischen Bourbon die Augen zugedrückt hat! In dem lebhaft angeregten fesselnden Gespräch mit diesem Reisegenossen flossen die letzten Stunden der langen Fahrt rasch dahin. In Brindisi angelangt, setzte es sich ebenso lebhaft in dem offenen Flur des einzigen mühsam entdeckten Albergo bei dem schönen tiefpurpurnen süssen Landwein fort. Nur die Aussicht auf die wenn auch kurze Seefahrt lastete einigermassen auf seinem keineswegs seefesten Gemüth. Aber das Wasser in der Hafenbucht wenigstens lag dunkel, still und glatt vor uns da, in welchem die schwarzbäuchige „Thetis", der Lloyddampfer, unserer wartete. Italienische Propheten haben seit der Eröffnung des Suezkanals diesem Seehafen schon das Wiederauferstehen der Zeiten von Brundusiums antikem Glanze verkünden wollen; jener Zeit, da die Flotten Roms beladen mit allen Schätzen, allem Raube der Länder der bekannten Welt in diesem „Hafen des Pompejus", dessen wundervoll gefügte Quadern an Damm und See heut noch von der Vollendung antiker

Wasserbautechnik zeugen, Anker warfen und wieder kriegs- und prachtgerüstet ausliefen, immer neuen Völkern die Ketten Roms zu bringen und draussen neue Schätze zur Stillung des ungemessenen Gold-, Macht- und Lustverlangens der üppigen nie gesättigten Herrin der Welt zu erobern. Jene Prophezeihung und Hoffnung wird wohl immer nur ein freundlicher Wahn bleiben: viel belebter, als Venedigs Lagune erschien mir wenigstens diesmal das Becken von Brindisi eben auch nicht zu sein, während sich die Stadt als solche als eine der armseligsten, wenn auch — bestgepflasterten, süditalienischen Nester unter Allen darstellte.

Die tiefe Finsterniss und der nicht ungerechtfertigte Wunsch, Gelegenheiten zur Wiederholung der neulichen Katastrophe von Cap Malea möglichst zu vermeiden, liess die Ausfahrt um eine Stunde verschoben werden, bis der Mond wenigstens einen leisen Schein von Helligkeit über die sanfte Fluth und den bewölkten Himmel hin warf. Um 1 Uhr rasselten die Ketten. Eine halbe Stunde später tanzte das Boot wie eine Nussschale auf dem wildbewegten freien Meer, das ein heftiger, unserem Curs direct entgegen wehender Ost unbarmherzig aufstürmte. Der gestrige Morgen zeigte mir das Verdeck wie leer gefegt von Passagieren, die verhängten Lagerstätten vollzählig besetzt, und in den Kajüten viel Stöhnen und Wehklagen tief weltschmerzlich gestimmter Gemüther. Die schon klargezeichnet vor uns aufragende gebirgige Küste Albaniens mit ihren Schneehäuptern vermochte ihnen um so weniger Trost zu gewähren, als sie dieselbe in ihrem dumpfen Jammer gar nicht sahen. Ich, den dies Leiden nun einmal flieht, wie der Tod den Ahasver, hatte das zweifelhafte Vergnügen der absoluten Einsamkeit auf dem schwankenden Deck und den ungestörten Genuss einer träumerischen Langeweile, welche mich nicht einmal die rechte Concentration zum Lesen gewinnen liess. Immer wieder schweift der Blick doch von den Blättern des Buchs auf das wie in „unendlicher Melodie“ ewig wallende, sich krampfhaft hoch aufbäumende, scheinbar Gestalten, Formen, Bildungen annehmende und dann wieder schäumend und brausend in die absolute Formlosigkeit zerfliessende, stahlgraue finstere Element; auf den milchig grünlichen breiten Streifen des Fahrwassers hinter dem Boot her: auf die wilden

starren Küsten vor mir, die noch ferne graue Silhouette Corfu's zur Rechten gegenüber, welcher der triste grau verhüllte Himmel, eben so wie jeder anderen festen und flüssigen Nähe und Ferne auch, alle jene reinen Zauber der Farbe und der Tönungen raubt, mit denen man sie sonst wohl wie mit einer unverlierbaren, charakteristischen Eigenschaft begabt glauben möchte. Und vor der erinnernden Phantasie stiegen aus diesen finstern Wogen die desto reizenderen Bilder der Vergangenheit, jener beglückten Stunden im Frühling und Herbst vor sieben, und der kaum weniger freudvollen jenes Januartages vor sechs Jahren auf, wo unter dem strahlenden Glanz der reinen Morgensonne das Boot, das mich trug, die azurblauen silberblitzenden Fluthen längs derselben, damals in feinsten Farben-Schmelz und Duft getauchten, Küsten so sanft gewiegt durchschnitt, wo mir das kosende Plätschern der kleinen im Sonnenschein glitzernden Kräuselwellen wie schmeichlerisch bestrickende verheissungsvolle Musik klang . . . .

Am Faro auf seiner kleinen Klippe, dort, wo die Ufer von Albanien und Corfu sich am meisten einander nähern, vorüber ging es endlich glatt wie auf einem Landsee auf dem vom ruhigen Wasser der von beiden Küsten eng umhegten und geschirmten Meeresbucht dahin.

Bald lag sie nahe vor uns in all ihrer üppigen Anmuth, die Stadt am Hafen, an der Nord-Ost- und Süd-West-Spitze von den finstern Forts auf ihren hochragenden Klippen beherrscht, davor die flache, lange, grüne Insel. Die Ankerkette rasselte mit betäubendem Gepolter nieder. Die während des ganzen Tages unsichtbar gebliebenen Passagiere — auch sehr sehenswerthe Passagierinnen darunter, wie sich nun zeigte — erschienen wie neugeboren aus der Nacht des Elends auf dem Deck. Der Schwarm der griechischen Boote, mit ihren Blutegeln von Facchini, Kommissionären, Bagageträgern etc. brach aus der Bucht hervor und legte sich an unsers Fahrzeugs Treppe; und bald, nach schnell absolvirter Zollrevision, tauchten wir im Tumult des Ostersonntagsmarkts von Corfu unter.

Drittes Capitel.

Ostertage auf dem Eiland der seligen Phäaken.

Corfu, Oster-Montag, 17. April 1876.

Ist es wirklich nur die unbändige Freude über die glückliche Auferstehung des Herrn Jesus Christus oder hat nicht auch das Hochgefühl über das Ende der Fastenzeit seinen starken Antheil an dem Bedürfniss der neugriechischen Volksseele, das Osterfest durch jede Art von verrücktem Lärmen zu feiern und jedem lateinischen oder germanischen, mit Gehörnerven begabten, unter die Söhne der orthodoxen Kirche Verschlagenen dies hohe Fest, ja die ganze Existenz unter ihnen, bis zur Unerträglichkeit zu verleiden? Was nun auch die frommen und die weltlichen Motive sein mögen, denen diese abscheuliche und barbarische Sitte ihre Entstehung verdankt, — ihre Wirkung ist für den Ketzer eine furchtbare. Nichts könnte schlechter geeignet sein, ihn zu bekehren und für das griechische Himmelreich zu gewinnen, als diese frommen Ostergebräuche. Seit vorgestern Mittag kann man in dieser, so üppig ruhevoll und wonnig am Fuss und Abhang ihrer laubprangenden Berge rings um die Meeresbuchten hingelagerten, Stadt zum Glauben verführt werden, das schärfste Bombardement und gleichzeitig ein wüthender Strassenkampf tobe rings um sie und in ihren Gassen. Eröffnet wurde dieser kriegerische Festlärm mit einem lauten Gebrüll aus allen Kehlen der Bevölkerung, welches gleichzeitig das Klirren und Prasseln von hunderten von Töpfen, Flaschen und Gläsern accompagnirte, die aus den Fenstern geschleudert auf dem Pflaster zerschellten. Das ist das

Signal, dass der Erlöser sich bereits im Grabe zum Auferstehen anschickt, und dass die Fasten ein Ende haben. Dann begannen die Salven, das Krachen der Kanonenschläge, das Rollen und Knattern des Kleingewehr- und Pistolenfeuers. In diesem Augenblick dauert es ununterbrochen schon 52 Stunden fort. Selbst mit den festesten Nerven und der gesundesten Schläfrigkeit ausgerüstet war es kaum möglich, sich ein Paar Stunden des nächtlichen Halbschlafes zu erringen. Um so weniger, da sich den Petarden, den Schüssen und Explosionen jenes unendliche schnelle Gebimmel der Kirchenglocken gesellte, wie es nur der griechisch-russische Cultus kennt. Das dröhnt nicht blos feierlich weihevoll und langsam majestätisch, wie von den Thürmen protestantischer Kirchen, sondern im kürzesten Takt, im schnellsten Tempo und höchsten Ton klingelt es drauf los, als ob es die grösste Eile hätte, gern schnell fertig werden möchte; — und findet dennoch nie ein Ende! Mit der Morgenfrühe erklang dann zu alledem noch der näselnde plärrende Gesang der Popen: inmitten der sich immer wieder folgenden langen Prozessionen hinter den ihnen vorgetragenen, entsetzlichen bunten Carrikaturbildern der Auferstehung in grossen goldenen Barockrahmen, zwischen zwei langen Reihen von sie geleitenden singenden Schülern, Bürgern und Frauen und Kindern mit brennenden Wachskerzen in den Händen, schreiten sie in grossem, buntem, blauem und golddamastnem Ornat, silberne Rauchfässer schwingend, daher. Abwechselnd mit diesen Prozessionen ziehen wieder andere von solchen Kerzenträgern, denen kräftige junge Männer bald mächtige schwarze Kreuze, bald hohe vergoldete Leuchter oder wehende Fahnen mit daran gestickten Heiligenbildern vortragen, während in der Mitte eine Musikantenbande mit beliebigen Märschen den weltlichsten musikalischen Lärm veranstaltet.

Die Stiegen, die zu den Kirchen hinaufführen, deren Schwellen und Fliesen, sind dicht mit frischen Lorbeerzweigen bestreut. Jeder in der Menge, welche die Hallen erfüllt, trägt eine brennende Kerze. Von der mit Vergoldungen und Bildern bedeckten trennenden Wand des Altarraumes her klingt derselbe näselnde Priestergesang, in dessen Ausführung wesentlich die gottesdienstlichen Funktionen des griechischen Priesters bestehen. Davor aber in der Mitte des Tempels

steht das betreffende Bild der Auferstehung, dessen Rahmen eine grosse Krone überhöht, aufgestellt. Und neben den Prozessionen und auf den Schwellen der Kirchen noch knattern und knallen die Schüsse! Die Façons, in welchen die Menschheit ihren Göttern, Götzen und Fetischen ihre Verehrung ausdrückt, sind eben sehr verschieden; und wahrscheinlich wird den himmlischen jede derselben ungefähr das gleiche Vergnügen und den gleichen Eindruck machen.

Unten in den Strassen der vom Hafen an aufsteigenden engen, winkeligen schmutzigen Stadt tödtet der Pulverdampf beinahe die dort eingenisteten Gestänke, welche selbst die osterliche Schliessung aller Läden und Verkaufsstätten (mit Ausnahme der der fliegenden Kuchen- und Tabakshändler) nicht ganz schwinden zu machen vermocht hätte. Hier oben, meiner Wohnung gegenüber, auf dem weiten Platz der schönen baumreichen Esplanade aber besiegt der Strom von Duft, welchen die blüthenbedeckten Orangenbäume, die Rosengebüsche und die Akazienblüthentrauben aushauchen, jedes andere Arom, selbst das dieses verschwenderisch verpufften Pulvers. Diesem recht eigentlich berauschenden, charakteristischen Duft der eleganteren Oberstadt und besonders der nächsten ländlichen gartenreichen Umgebungen der Stadt Corfu entspricht durchaus das Aussehen, die landschaftlich malerische Erscheinung derselben. Auf wenig anderen Flecken dieser schönen Erde, abgesehen von der Bucht von Neapel, hat die bildende Natur in so glücklicher Stimmung und freigebiger Laune geschaffen wie hier. An den verwandten Herrlichkeiten am Comersee hat die Kunst und Pflege der Menschenhand doch wesentlich an der Erzeugung jener Schönheit mitgewirkt. Hier aber blieb den betreffenden Händen, zu diesem Zweck wenigstens, kaum etwas zu thun übrig.

Trotzig, steil und wild steigen die graugelben Klippen der Vorgebirge dieses Ostufers aus dem Meere auf, die jenseitigen nahen zerklüfteten Höhen des Albanischen Ufers grüssend, gekrönt von den, mit den Felsen wie verwachsenen, steinernen Bastionen der alten und neuen Forts, zwischen deren dräuenden grauen Terrassenwällen sich Gruppen von schwarzen Cypressen und die silbergrauen Kronen der Olivenbäume drängen. Dann senkt sich wieder die Küste sanft zum Meere ab, eine zweite Bucht umhegend. Eine schöne

Quaistrasse, noch ein Vermächtniss der englischen Oberhoheits-Periode (welche die jonischen Inseln sicher nicht zu beklagen gehabt haben), führt längs derselben hinüber zur bergigen Landzunge, die, mit Villen und Häusern, Parks, Gärten und Olivenwäldern bedeckt, jenseits weit in's Meer hinaustretend, diese südliche Bucht der Stadt Corfu schliesst. Auch in Tagen, wie der gestrige, wo uns die Sonne hartnäckig den Schein verweigerte und der viel und falsch gepriesene ewig blaue Himmel des Südens noch nicht das kleinste Stück dieser tröstlichen Farbe die dichte, gleichmässige, mattgraue Dunst- und Wolkendecke durchbrechen liess; auch so noch gewährt jeder Punkt dieser Strasse ein Bild von grossartiger Anmuth. Blicke man auf die, von den fernen schneebedeckten Gipfeln überragten bläulichen Silhouetten der jenseitigen Ufergebirge Albaniens; oder rückwärts auf die prächtig aufgethürmte südlich-östliche Fortezza auf ihrer Vorgebirgsklippe; oder auf die sanftern Höhen jener Landzunge, über deren baumreichen Rücken die mächtigen grauvioletten, keck gezackten Kalkgebirge des südlicheren Theils der Insel sich erheben.

Und in wie prangender Schönheit zeigt sie sich erst, wenn man der Strasse zu jener Vorhöhe selbst folgt und immer, sich gleichsam badend in dem Meer von feinstem und süssestem Duft, weiter zwischen den Gärten hinansteigt, bis zum letzten Plateau, welches dichte Wälder uralter Oelbäume bedecken. Eine ähnlich üppig wuchernde und die verschiedensten Formen umfassende Vegetation sah ich nie zuvor. Die Orangen- und Citronenbäume, die breiten dunkellaubigen glänzenden Kronen der einen ganz von Duft strömenden weissen Blüthen übersät, die der andern belastet mit den leuchtenden goldenen Bällen ihrer zahllosen Früchte, drängen sich mit den schon fruchtbedeckten Feigenbäumen, den schwarzen Cypressen, den frisch grünen nordischen Eichen und Ulmen, den Myrthen-, Lorbeer-, Birn- und Granat-, den Pappel- und Maulbeerbäumen, den Tannen, Dattelpalmen und Oelbäumen. Dichtes blüthenreiches Rosengebüsch, der Aloe, dem plumpen Feigencactus und den Stechpalmen gesellt, bildet die Hecken, während den Boden hier das saftigste frühlingsgrüne Gras, der üppigste Klee bekleidet, dort die Stämme aus bereits mannshohen, dichten Gersten- und Weizensaaten, oder aus eben so lustig gedeihenden Gemüse-, Bohnen-, Kar-

toffeln-, Zwiebel-, Salat-, Artischocken-, Melonen- und Dillbeeten aufsteigen, deren kräftiger Geruch der Süssigkeit jenes Blüthendufts eine wohlthuende Würze beimischt. Aus den dunklen Baumkronen und blühenden Gebüschen aber erklingt, wenn ihn nicht gar zu lärmende Pistolenschüsse und Kanonenschläge verstummen machen, der Gesang frühlings- und liebestrunkener Nachtigallen, welche dem Verspeistwerden bisher noch glücklich und wunderbar entgingen.

Wo die Gärten hier nach der Höhe hin enden, — der grosse aussichtenreiche, aber herzlich nachlässig gehaltene Gartenpark auf dem weithinschauenden Vorgebirg rings um die königliche Villa macht den Schluss der Ostseite — beginnen die Olivenwälder. Ueberall zwischen ihren Stämmen hindurch sieht man in der Tiefe das blaudunkle Meer zum hohen Horizont hin ansteigen. Und welche Stämme! Phantastischer gekrümmt, um sich selbst gewunden, durchlöcherter, ihres festen Innern beraubter, mehr auf die blosse Rinde reducirt, entringen sich auch die ältesten Stämme der Olivenwälder von Tivoli nicht dem kahlen Felsboden. Diese hier müssen ein nicht minder ehrwürdig uraltes Geschlecht sein, wie nur jene oder die der Ostküste Süditaliens, oder des Athenischen Kephissosthales. Aber hier beschatten sie überall den dichten, frisch spriessenden saftigen Rasen.

Zur Rechten nach Westen hin senkt sich die Höhe des Vorgebirges sanfter abwärts, ebenso dicht mit Olivenwaldung bedeckt, zur weiten stillen verlassenen, einer Lagune ähnlichen, Meeresbucht des alten Hafens. Ihr Spiegel glänzt silberhell herauf über die maigrünen Wipfel der Bäume, welche die von Wasserläufen durchfurchte Ebene zwischen dem Fuss der Höhe und der Bai schmücken.

Oben bildet eine Gruppe von weiss getünchten niederen Häuschen, die Thüren von Rebendächern beschattet, ein kleines Dörfchen, dem auch nicht die Kirche mit den unaufhörlich bimmelnden Glocken in dem wandartig flachen durchbrochenen Glockenthurme fehlt. Auch hier sammelten sich gestern bereits die Jungen und die Alten mit den Wachskerzen um die Popen zur unvermeidlichen Prozession. Das hinderte allerdings andere Gruppen von jungen Männern nicht, auf den freien Grasplätzen zwischen den Oelbäumen sich an dem anspruchlosen Festtagsvergnügen des Bocciaspiels genügsam

zu ergötzen. Ihre Jacken hatten sie über die Agaven der lebendigen Gartenhecken geworfen.

Heut, wo endlich einmal die Sonne sich sieghaft durchgekämpft hat und die ganze Landschaft in verzehnfachter Schönheit, Lust und Pracht erscheint, setzte ich mit Dr. P. den gestern hier geendeten Weg unter den Oelbäumen am Berge weiter und immer weiter fort. Die Fuss- und Kletterstiege am westlichen Abhang münden endlich auf eine tiefere, gute, breite Fahrstrasse, welche auf den Saum der zweiten untern Wald- und Gärtenterrasse dahin nach Süden führt. Wo die wiederansteigende bei einer steinernen Brüstung endet, der „Old gun battery", vom Volk „Canoni" genannt, zeigt sich ein grandioses und entzückendes Bild. Hier unten in der Tiefe vor uns öffnet sich die Meerenge, der Ausgang jener alten verlassenen, von den Waldhöhen in weiter Ellipse umschlossenen Hafenbucht, auf das freie Meer. Ein verfallener Steindamm mit einem Häuschen auf seiner Spitze tritt von unserm Nordufer her weit in jene Enge hinein. Und weiter vor der Mündung derselben in die offene See steigt aus der schillernden grauen Fluth eine kleine steile Felseninsel, die Höhe gekrönt von weissen Baulichkeiten, die sich im Dickicht schwarzer alter Cypressen halb verbergen. Dort haust ein Einsiedler, und jene einsame Klippe, die sein Nest trägt, ist nichts anderes, als das versteinerte Phäakenschiff, das den herrlichen Dulder Odysseus dem Grimm des rachgierigen Poseidon entrückt und zum heimischen Ithaka getragen hatte, und dafür von des Erderschütterers Rachsucht diese Strafe erfuhr.

Ich zweifle keinen Augenblick daran! Wenn irgendwo das passende, rechte, übereinstimmende Local für jene herrlichste aller heroischen Idyllen, die, welche der fünfte und sechste Gesang der Odyssee erzählt, auf der wirklichen Erde zu finden wäre, so ist es hier in dieser Gegend des glücklichen Eilands von Corfu. Zwar der Strom, welcher den kaum der grausamen Salzfluth Entronnenen gnädig aufnimmt, mündet hier nicht mehr in die See. Aber das Meer brandet unbarmherzig an die steilen Uferklippen und dicht daneben öffnet sich dieser stille Hafen der Ruhe. In seinem Umkreis athmet Alles holde idyllische Poesie. Hier am Ufer fehlt es nicht an den „Oelgesträuchen zum Obdach", die „feuchtanhauchender Winde Gewalt durchwehte noch niemals", unter

denen der Held sich sein Lager häufen konnte, „denn entfallenes Laub war dort in reichlicher Menge“. Und wie glücklich erst stimmte die Staffage der holden Nausikaa und ihrer Gespielen und waschenden Jungfrauen zu dieser gesegneten, prangenden Landschaft!

Wir mochten uns das Forschen nach einer irgend wo darunter noch verborgenen Andeutung eines einstigen Flusses nicht versagen und stiegen zur Uferebene durch die Olivenwälder hinab. Aber was uns auch die Höhen gezeigt hatten, wie wir auch schon gewöhnt waren, hier jede Pracht und Fülle, jeden Reichthum und jede Lieblichkeit der landschaftlichen Natur beisammen zu finden, — jeder Schritt weiter hinein in das irdische Paradies am Ufer dieser Bucht brachte uns immer neue und immer reizendere Ueberraschungen. Ein wahrer Urwald von frucht- und blüthenschweren Orangen- und Feigen-, von Oel-, Cypressen-, Granaten-, Myrthen-, Maulbeerbäumen und Eichen nahm uns auf. Der ganze Boden ein schwellender, blumenreicher Rasen- und Wiesenteppich, wo er nicht in wohlgepflegte Gemüsebeete verwandelt war. Kleine Bäche schlängelten sich unter dem schattigen Gewölbe des Myrthen- und Granatengebüsches dahin, ihr dünnes leise murmelndes Gewässer fast unsichtbar, verborgen unter der Fülle der Rosen, die sich über ihnen zwischen den lichten grünlichgrauen Agaven wuchernd, wiegten. Wie arm und kahl erschien mir damit verglichen alle sonst gepriesene Landschaftsschönheit der Welt. Hier ist eben Alles beisammen, was sich sonst ausschliesst; aller intime malerische Reiz, alle intime Poesie einer holsteinischen oder westfälischen Gegend zwischen Wiesen und Korn, zwischen Hecken und Dorn eint und verschmilzt sich hier mit aller schwelgerischen Pracht des Südens. Hierher empfehle ich jedem Landschafter dringend die Studienwanderung. Die mir bekannte Erde bietet ihm nichts Aehnliches an Formen- und Farben-, an Schönheits- und Reizesfülle.

Vor einem der vereinzelten weissen weinlaubumrankten Bauernhäuschen sassen auf der Steinbank zwei Männer mit tiefbraunen Gesichtern und dunkelglühenden Augen. Mit natürlicher liebenswürdiger Freundlichkeit luden sie uns ein, bei ihnen auszuruhen, wenn wir uns ringsum satt gesehen hätten. Als wir es gethan hatten, schälte uns der Hauswirth

die eben gepflückten goldigen Orangen, mischte uns Wasser mit Misdraliqueur und reichte uns mit diesen erquickenden Gaben reine Tücher für die Hände. Der Doctor plauderte, während wir uns die köstlichen Früchte munden liessen, im besten Neugriechisch mit den Männern, als zwei junge Mädchen von 14—15 Jahren in schwarzen Kleidern und mit grossen, schwarzbraunen Augen in den bräunlichen Gesichtern herangesprungen kamen. Die eine, die Tochter unsers Gastfreundes, blieb verschämt vor den Fremden stehen. Wir fragten sie nach ihrem Alter und ihrem Taufnamen. Sie zählte 15 Jahre und war — „Afrodite" getauft! Uns Beiden wurde wunderlich zu Muth. Das Alles war so eigen, so märchenhaft, und doch so ganz holdeste Wirklichkeit . . . Wir schieden in eigenthümlicher Bewegung von den Männern, den Mädchen und den wonnigen duftreichen Spielplätzen Nausikaa's an der stillen Meeresbucht und werden ihrer die Tage unseres übrigen Lebens sicher nicht vergessen! —

Auf der Landstrasse längs der Gärten kamen von der Stadt her zu Fuss und zu Wagen immer zahlreicher die Osterspaziergänger, die Männer der Mehrzahl nach gut gebaute Gestalten mit interessanten Köpfen, die Frauen und Mädchen dafür fast durchweg auffallend schlecht gewachsen und in sehr bescheidenen Kleidchen provinziellen Schnitts und Farbentons. Andere Genüsse eines Ostertages als Spazierengehen, Bocciawerfen, im Grase liegen resp. hocken, gestattet die Strenge der Corfuer Festfeier schlechterdings nicht. Viel rigoroser, als selbst Sitte und Gesetz in Bezug auf die Sonntagsfeier in England, verlangt die hiesige sogar die unnachsichtige Schliessung jedes Café's, jeder Kneipe, jeder Bäckerei, jeder Restauration, ja der Apotheken, wenigstens bis zum Abend des heutigen zweiten Feiertags, und somit auch aller Vergnügungsorte und Erquickungsstationen in den Dörfern auf dem Lande.

Wer nicht vorgestern vorgesorgt hat, wo zu dem Zweck bis Mitternacht alles offen stand, alles Verkaufbare in den Strassen feilgeboten wurde, ist heute und morgen mit seinem leiblichen Theil übel daran, wie reichliche Vorkehrungen auch getroffen sind, dass seine gläubige Seele keinen Mangel an himmlischem Manna und deren Seligkeit keinen Schaden erleide. Aber dies Volk, ob es im hohen rothen Fez, in blauen

türkischen Pluderhosen, in bunter gestickter Jacke und den weissen Balletröcken der griechischen Fustanella, den Filzmantel malerisch über die Schultern geworfen, oder ob es im abendländischen schwarzen Sonntagsstaat am Meer und zwischen den Gärten daherwandle, sich in den von Schüssen durchhallten Gassen dränge, auf dem Rasen der Esplanade hingestreckt liege, oder in echten Orientgruppen beisammen am Boden hocke, — dies Volk ist eben bedürfnisslos, wie der Süd-Italiener.

Zuckerwerk, Osterkuchen mit roth gefärbten, hart gekochten Eiern darin und Tabak zu kaufen, ist ihm ja unverwehrt. Das in Massen geschlachtete Osterlämmchen ist zu Mittag verzehrt. Ein Verlangen nach anderen Quellen der Erquickung für den übrigen Tag scheint der Mensch von Corfu nicht zu kennen.

Für den kurzen Zeitraum der 12 Stunden vom Aufhören der Fasten bis zum Beginn des Ostertages ist dafür allerdings Jeder sicher eben so eifrig bestrebt gewesen, das für die nächstfolgenden zwei Tage Versagte vorweg zu nehmen, als das während der letzten Wochen entbehrt Gewesene nachzuholen. Als wir vorgestern nach der Landung durch die Gassen der eigentlichen Hafenstadt hinaufstiegen zur Esplanade, an welcher das hübsche saubre Hotel der Bella Venezia liegt, boten jene Gassen den abenteuerlichsten Anblick. Jede war in einen offenen Lebensmittelmarkt verwandelt. Was dies fischreiche Meer und dies fruchtbare Land nur erzeugen, stand und lag in seiner natürlichen Gestalt, wie in seinen verschiedenen Zubereitungsformen hier über die breiten Verkaufstische hin ausgeschüttet, dort zu Bergen gethürmt, wurde auf den Köpfen der Verkäufer umhergetragen, in zeternden, gellenden Tönen ausgerufen und angepriesen, und eine kaum zu zertheilende, aus europäischen und orientalischen Elementen wunderlich gemischte Menge drängte sich lärmend, lachend, feilschend, Schüsse feuernd dazwischen. Prächtige Figuren darunter, echte Typen des durch viele Jahrhunderte der Völkerwanderungen und Wandlungen noch immer unverfälschten Hellenenthums mit broncefarbener Haut, kühn und fein geschnittenen Gesichtern, mächtigen schwarzen Augen, den hohen, als phrygische Mütze zusammengeknüllten Fez auf das lockige, dunkle, tief über die Stirn fallende Haar ge-

stülpt; weissbärtige alte Fischer in malerischen Lumpen, mit Köpfen, in welchen die antike Homersbüste lebendig geworden scheint. Dazu echt abendländisches Kleinbürgerthum in allen seinen Erscheinungsvarianten, Schiffsvolk, griechische Soldaten, Engländer und Deutsche, Dienstmädchen und Hausfrauen. Unter den für sie aufgehäuften Waaren dominiren alle anderen durch Massenhaftigkeit und wirkliche Pracht des Aussehens die Orangen, die mit dem frischen Grün ihres Gezweigs gepflückt, in ihrer enormen, anderswo nie gesehenen Grösse und leuchtenden goldigen Schönheit ungemein reizend dreinschauen und hier wirklich auch zu den trefflichen Dingen dieser Welt gehören, die durchaus durch ihren Inhalt und ihr Wesen das erfüllen, was ihr verlockender Schein verspricht. Feigen in langen dicken Schnüren aufgehängt, Oliven in ungeheurer Menge, Korinthen, Nüsse, frische Gemüse, Lämmer in unzerstückter ganzer Gestalt zum Osterbraten in den Pfannen zurecht gelegt, roth gefärbte Ostereier, braune Hefenkuchen mit rothen Federchen besteckt; gelbe Polenta und vor Allem Käse von allen landesüblichen Sorten und Gerüchen. Alle diese und viele andere geniessbare Herrlichkeiten schienen die Söhne und Töchter des alten Eilandes der Phäaken dringend und nicht vergebens zu mahnen, zu kaufen, so lange es noch Ostersamstag ist, und zu bedenken, dass da kommt der Ostersonntag, wo Niemand mehr kaufen und verkaufen kann.

Ich habe mir vom Genuss der Corfuer Feiertage nicht eine Stunde schenken können. In Brindisi endlich, in der Agentur des Lloyd wurde mir die erste sichere Nachricht über die Dampferverbindungen nach Patras. Es ist nicht nöthig, das griechische Boot in Zante abzuwarten. Morgen Dienstag nimmt es uns hier in Corfu auf, um uns, allerdings Kephalonia und Zante anlaufend, in ca. 24 Stunden hinüber nach der peloponnesischen Hafenstadt zu bringen. Nichts hilft die Ungeduld. Man muss sich an die orientalische Ergebung in Allahs Willen und in den der Dampfschifffahrts-Gesellschaften gewöhnen lernen. Wenn jener erstere mächtige Wille die Herren Hirschfeld, Böttcher und Adler nur noch anderthalb Wochen in Olympia zurückhalten wollte! Falls ich gewiss wüsste, durch fromme Opfer in dieser Richtung auf ihn wirken zu können, so kaufte ich auf der Stelle die

dickste, bunteste, geweihteste Kerze vom Popen, legte mein hochzeitlich Kleid an und schritte in der nächsten Prozession mit einher, mit meinem allerdings etwas verrosteten Tenor die heiligen Töne der eben auch nicht viel schöneren Bässe, Tenöre und Soprane der Männer, Jünglinge, Knaben und Mädchen Kerkyra's in gleicher Inbrunst verstärkend.

Der mir auf's Freundlichste entgegenkommende diesseitige deutsche Consul Fels, ein liebenswürdiger, landeskundiger, mit Rath und That hilfsbereiter Herr, macht mir die Mittheilung, die Herren Adler und Böttcher hätten von ihrer wahrscheinlichen Rückkehr aus Olympia in ca. 3 Wochen gesprochen. Davon ist ein unheimlich langes Stück Zeit bereits vorüber. Aber ich meine: die dort auszuführenden Bauten werden sie nöthigen, jene Zeit noch etwas länger auszudehnen und mir den unschätzbaren Dienst leisten, die Herren dort so festzuhalten, dass ich sie noch diesen Donnerstag auf der heiligen Stätte zu begrüssen und gemeinsam mit ihnen dem Olympischen Zeus .und allen klassischen und christlichen himmlischen Nothhelfern das gebührende Dank- und Trankopfer zu spenden vermag.

Viertes Capitel.

Auf hellenischer See und Erde.

Am Bord des Heptameros, 21. April 1876.

Auch ohne Wachskerze hat der Himmel und ohne Brandopfer der Olympier meine Gebete erhört: morgen Nachmittag werde ich in Olympia sein und alle deutschen Herren noch daselbst und zwar mindestens bis zum 27. d. Mts. anwesend finden. Von der letzten besonders erfreulichen Thatsache unterrichtete mich ein Brief des Dr. Hirschfeld an Consul Fels, welchen mir dieser am Tage der Abfahrt von Corfu nach Patras vorlegte. Mit dieser Gewissheit zog ein Gefühl der sicheren Freudigkeit in mein bis dahin einigermassen bänglich gestimmtes Gemüth, und vertrieb alle bisherigen Sorgen um die Hauptsache daraus. Im Hotel der Bella Venezia waren an demselben Morgen einige deutsche Passagiere von Athen herangekommen, von denen die Kellnersage ging, sie seien zwei Wochen zuvor nach Olympia gegangen! Der Maler Professor Häberlin aus Stuttgart mit seiner Gattin, einer blonden Schwäbin von 28—30 Jahren, einem Urtypus germanischer Weiblichkeit; ein Stuttgarter Baurath und Dr. Lang vom „Schwäbischen Merkur“. Ich fand sie bald im Speisesaal beim Frühstück versammelt. Sie waren voll des Gesehenen. Trotz des immerwährenden Regens hatte die Dame die anstrengende Reittour durch den Peloponnes mit seltener Ausdauer und vielem Genuss absolvirt. Mit manchen sehr schätzenswerthen Notizen und Rathschlägen bereichert, konnte ich Nachmittags an Bord gehen und Corfu Valet sagen.

Man feierte noch immer Ostern! Die Schüsse und das Läuten hatten noch keinen Augenblick aufgehört. Heute erst, als am dritten Festtage, war das Landvolk der Insel in grösserer Menge in der Stadt eingetroffen: die Frauen in einer sehr interessanten und eigenartigen Nationaltracht. Ein langes weisses Schleiertuch auf der Höhe der kranzartig um den Kopf gewundenen Flechten befestigt und zu beiden Seiten des Gesichts wie breit auf den Rücken niederfallend; dunkle kurze, reich mit goldenem Plattschnur in ausserordentlich geschmackvollen Ornamenten gestickte Jacken, breite Gürtel mit prächtigen silbernen Schlössern, dunkelfarbige Röcke, weite weisse Hemdärmel bildeten diese Tracht, deren bestechendes Aussehen zuweilen selbst über die meist abschreckende Hässlichkeit der Trägerinnen täuschen konnte.

Noch auf der See hallte uns das Krachen der Schüsse, vervielfältigt durch das Echo der Gebirge, nach, während wir längs der Stadt zwischen den beiden Klippenforts, die ihrerseits so stumm und friedlich dastanden, dahinfuhren. Sonderbar ist's! Welche Ströme von Blut sind auch um den Besitz dieses schönen Eilands vergossen! Welche Leidenschaften haben hier gerast seit den Tagen des Peloponnesischen Krieges und vordem! Wie haben Griechen, Römer, Barbaren, Türken, Venetianer, Engländer, ja sogar Russen um die Herrschaft über diese selige Insel der Phäaken mit Schwert und Feuer gerungen! Und eines schönen Tages sahen die klugen Herren Albions ein, dass ihnen die Erhaltung mehr Kosten verursachte, als ihnen die Ehre der Oberhoheit über diese jonischen Inseln einbrachte; und sie machten aus dieser Oberhoheit ein Hochzeitsgeschenk für den Schwager des Prinzen von Wales. Und es ergab sich, dass dieser ganze Besitz eigentlich nicht des Bluts und des Pulvers werth gewesen war, die er den verschiedenen Völkern Jahrtausende hindurch gekostet gehabt hatte. Je länger man lebt und den Dingen dieser Welt zusieht, desto mehr befestigt sich in uns die Ueberzeugung, dass nicht nur „die ganze Kirchengeschichte", sondern wahrlich die weltlich politische nicht minder ein „Mischmasch von Irrthum und Gewalt" war, ist — und immerdar sein wird.

Vorläufig befinden sich diese unvergleichlich schönen Eilande in dem angenehmen Zustande eines im kräftigen

Lebensalter und bei blühender Gesundheit Pensionirten. Sie sind weltgeschichtlich gleichsam kaltgestellt. Ihre Einwohner, wie uns verschiedene Bauern in Corfu mittheilten, zahlen so gut wie gar keine Steuern. Allerdings geschieht dafür auch zum Zweck der nothwendigen öffentlichen Einrichtungen und Verbesserungen auf den Inseln ebenfalls so gut wie gar nichts. Es compensirt sich eben Alles im Leben.

Verzweifelte Zeichen und Zurufe von einer voll besetzten grossen Barke her, die unsern Dampfer mit aller Anstrengung der Ruderer noch zu erreichen strebte, veranlassten den Capitain, stoppen zu lassen. Noch einmal fiel die Schiffstreppe nieder. Nach einigen sehr erregten italienischen Verhandlungen aus der Barke zum Bord herauf, Hinweisungen auf ein zweites grösseres Boot, welches noch in weiterer Entfernung dem ersteren nachschwamm und mit der ganzen Bagage der Gesellschaft auch deren Fahrbillets nachbringen sollte, wurde letzterer das Hinaufsteigen an Bord gestattet. Selten habe ich einen so tragikomischen Anblick gehabt, wie den, welchen diese Compagnia gewährte. Eine kleine italienische vagirende Sänger- und Mimentruppe, welche nach Zante und Pyrgos engagirt zu sein schien. Drei Damen von verschiedenen Alterstufen zwischen 23 und 48 und entsprechenden variirten Leibesumfängen bildeten die weibliche Partnerschaft der Truppe; die Primadonna hatte sich wenigstens ein Paar schöne Augen aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet. Die Altistin trug ihr Bambino auf dem Arm, das sie mit rührender Zärtlichkeit besorgte. Aber alle Anreden, alle Liebesworte an den Kleinen liessen nur zu deutlich die ganze Tiefe des Jammers jener gesanglichen Kunstgenüsse ermessen, welche dem Publikum von Pyrgos demnächst bevorstehen! Der Primo huomo, ein junger Dreissiger, dem man den ehedem geübten Barbierberuf von der grossen Nase, dem kleinen Schnurrbärtchen, den dünnen nassen glatten langen blonden Haarsträhnen abzusehen meinte, trug eine graue Decke, malerisch drapirt über die Schulter geworfen, und zwei grosse Ritterschwerter, sorglich in Papier gewickelt, in seiner Rechten. Der erste Bösewicht, Duca und Tyrann, ein gelber, schwarzbärtiger hagerer Jago von Natur, hatte einen grau karirten Plaid um Brust und Schultern arrangirt und seine Beine und Füsse bereits in jene vielfaltigen hohen

weichen Ritterstiefel gesteckt, in welchen er seine wuchtigen Tyrannen- oder schleichenden Verrätherschritte auf den Brettern zu machen pflegt. Mit ihren Koffern, Kisten und Betten richteten sie sich auf dem Zwischendeck für die Nacht ein. Als der „Bambino“ der Altistin endlich in ihrem Arm entschlummert und die geplagte Mutter frei geworden war, spät um Mitternacht, sah ich sie auf der Bank hinter dem Steuerrade vereinigt im Sternenschein sitzen, und hörte sie mit den dünnen, zerbrochenen, arg mitgenommenen Stimmen, aber mit echt italienischer Volubilität leise gewisse Duo's und Quatuors aus Verdi'schen Opern intoniren.

Dieser kleine griechische Dampfer, der „Byzantion“, kaum umfangreicher als damals unser Nilboot, durchschnitt die dunkeln, aufgeregten Wogen in rapidem Tempo mit prächtig lustigem Schaukeln von Seite zu Seite. Im blassen, noch halbnächtlichen Schimmer der ersten Morgendämmerung bereits fuhr er in die tief nach Norden und Osten hin einschneidende südliche Hafenbucht von Kephalonia, um Angesichts von Argostoli, der Hauptstadt der grossen Insel, Halt zum Ausladen und Einnehmen von Gütern und Passagieren zu machen. Statt wie die Lloyd-Dampfer durch die Strasse zwischen Kephalonia und Ithaka zu gehen, nimmt dieses griechische Boot seinen Curs an der Westseite der Insel dahin, und der Rauch und die Berge vom Heimathland des Odysseus bleiben unserm Blick entzogen. Kephalonia gleicht in Bezug auf Stadt und Landschaft im Gesammtgepräge durchaus seinen Genossen Corfu und Zante. Zu ähnlicher Höhe wie deren Gebirge erhebt sich sein olivenbewaldeter Rücken indess nur an seinem südlichsten Ende. Dort fällt es dann in höchst malerischer Gestalt plötzlich gegen das Meer hin ab.

Anscheinend in geringer Ferne davon aber ragt im Süden bereits Zante aus der Fluth des jonischen Meeres, während drüben im zarten reizenden Morgenduft schimmernd die Berge der Ufer von Aetolien und von Achaja nördlich und südlich den Golf von Patras einhegen, und tiefer zur Rechten der mächtige schneegekrönte Rücken des Erimanthos erscheint. Endlich, endlich wollen sich der jonische Himmel und das jonische Meer dieses Namens werth beweisen! Die reine Bläue des ersteren verwandelt das bisherige trübe Grau des letzteren in tiefen klaren Azur und in das feinste Türkisblau.

Das Wasser ist kaum noch gekräuselt. Wo es vor dem es zertheilenden Boot in langen sanften Wogen zurückweicht, hat es völlig das Aussehen von lichtblauer moirirter Seide.

Von Kephalonia hatte der Dampfer einen sehr bedeutenden Zuwachs an Passagieren erhalten. Ueberwiegend Griechen in den pittoreskesten Nationalkostümen, gestickten Jacken, weissen Fustanellen, farbigen Gamaschen, Filzmäntel oder auch wohl Widderfelle über die Schultern geworfen, mehrere Popen in langwallenden, schönfaltigen Gewändern, die seltsam hohe schwarze Tiara auf den meist schönen bärtigen Häuptern, denen die gänzliche Befangenheit im aberwitzigsten Glauben, die Entwöhnung jeder Art von Denkarbeit jenen Ausdruck des Weihevollen, Ehrwürdigen, Schwärmerischen verleiht, welcher diese Köpfe zu echten „Apostelköpfen" stempelt. Es gab plötzlich an Bord so viel zu sehen, zu studiren und auch wohl zu zeichnen, dass die Stunden unmerklich und rasch wie Minuten verrannen. Eh' ich's gedacht, lagen wir in der prachtvollen Bucht von Zante der „Fiore di Levante" nahe gegenüber der anmuthigen Stadt am Ufer, welche sich theils an den beiden gewaltig ansteigenden Berggipfeln im Norden und Süden und über den tieferen Sattel zwischen ihnen mit ihren weissen und gelblichen, grau gedeckten Häusern, ihren Kirchengiebeln und Glockenthürmen hinzieht. Den Gipfel des nördlichen Berges krönt das zinnenreiche alte Kastell und am äussersten Vorsprung ein kleines weisses Kirchlein. Der südliche Höhenrücken trägt auf dem höchsten Punkt nur ein kleines Thürmchen. Wälder von Olivenbäumen bedecken die untern Abhänge und auch auf den obersten Kuppen deckt ein grüner lebendiger Teppich den starren Felsboden. Jenseits, südlich dieses letzteren Vorgebirges, vertieft sich die zweite ähnlich geformte Bucht der Insel wieder im Süden von hohen Gebirgsrücken umschlossen, der in seiner Fortsetzung nach Nordwesten hin dort die weite fruchtprangende Thalkesselebene des Innern der Insel umwallt und schirmt. Zu deren grünen, von wohlgehaltenen Landstrassen durchschnittenen Auen, steigt dies Ufergebirg hinter der Stadt mit üppig bewaldeten und gartenreichen westlichen Abhängen steil nieder. Grosse Sträusse von köstlichst duftenden Centifolien, dunkel purpurnen und gelblichen Rosen, Orangenblüthen und andern Blumen der mannigfachsten Art hatten die Händler in Menge

an Bord gebracht. Keiner mochte dies Angebot zurückweisen. Deck und Kajüte wurde schnell wie in einen Blumengarten verwandelt. Eine Barke zu nehmen und an's Land zu gehen, liessen wir uns für diesmal nicht Zeit.

Nach zwei Stunden des Aufenthaltes im Hafen nahe dem Molo richtete der Dampfer den Kiel wieder nach Nordosten, nun endlich hinüber zum Boden des Peloponnes. Glatt und rasch glitt er dahin, den sich bereits immer deutlicher zeichnenden gebirgigen Küsten entgegen. Die fern noch zur Linken am Aetolischen Ufer schimmernde Gebäudegruppe, jene kleine Hafenstadt, trägt einen Namen von unvergänglichem Klange, welcher in jedes Hörers Seele unmittelbar die Vorstellung alles höchsten Heroismus und glühendsten Opfermuthes für Freiheit und Vaterland erweckt: Missolunghi. Diese Felswände hier hallten in jenen blutigen Tagen des Griechischen Unabhängigkeitskrieges vom Gebrüll der türkischen Geschütze, vom Allahrufen der bestialischen egyptischen Bestürmer und endlich vom Donner jener Explosion wider, in welcher der Rest jener unbesiegten griechischen Vertheidiger sich selbst mit sammt den eingedrungenen Barbaren in die Luft sprengte. An diesem Nordufer des Golfs heben sich, durch niedrigere Bergzüge von einander getrennt, die beiden steilen kahlen Felskegel mit tief zerfurchten Abhängen, der Klokowna und der Manassawa, hoch und in scharf markirter Gestalt über ihre Umgebung. Gerade im Westen aber scheint eine kolossale Gebirgswand mit schneeglänzendem, langgestrecktem, zackigem Kamme den ganzen Golf zu schliessen. Das ist der Vodhias, dessen Nordende an jener schmalsten Stelle des Golfs zur Meerenge abfällt, welche den von Patras mit dem von Lepanto verbindet. Die Stadt dort vor uns aber hart am Meer und überragt von den alten gelbgrauen Mauern des einstigen türkischen Kastells auf dem grünen grasigen Hügel, dem untersten Terrassenabsatz jenes kahlen Bergriesen, ist Patras, das antike Patrai, das Ziel der Fahrt dieses Tages.

Ein etwa 16jähriger Deutscher, eine frische, ungemein anziehende, kräftig und gesund blühende Jünglingsgestalt, der mit uns von Corfu gekommen war, hatte während der ganzen Fahrt seine Ungeduld kaum noch bemeistern können. Nach neunjähriger Abwesenheit in der Schweiz und in Deutschland sollte er heute zum ersten Male sein Vaterhaus und seine —

griechische Heimath wiedersehen, in der jenes seit 40 Jahren begründet steht und in welcher er geboren wurde. Und dabei das echteste, unverfälschteste „Conschtanzer Schwabekind!“ Der Eindruck war so seltsam und die Empfindung in diesem jungen deutschen Gemüthe mochte nicht minder seltsam sein. Sich so ganz als Deutscher in Sprache, Sitten, Bildung, Erinnerungen fühlen, und doch zugleich vom innigen Heimweh nach den Bergen und Buchten Achaias erfüllt und bewegt zu werden!

Dieser junge Deutsch-Grieche war der Sohn des um alle den Peloponnes berührenden deutschen Reichsangehörigen und speziell um alle Olympiapilger hoch verdienten deutschen Consuls in Patras, Herrn Hamburger. Ich sollte noch an jenem und am gestrigen Tage reichliche Ursache finden, mich dem trefflichen herzigen Manne zu dauernder Erkenntlichkeit verpflichtet zu fühlen.

Viel mehr als in Corfu und Zante wird es uns beim ersten Betreten von Patras bewusst, dass wir uns in einer fremden Welt befinden, in welcher Anklänge an die heimisch europäische nur noch Ausnahmen sind. Die neue Stadt, welche nach der Vernichtung der früher hier weiter ab vom Meere am Berghang befindlich gewesenen, durch die Türken (1821) seit sechsundvierzig Jahren entstanden ist, hat sich eines überraschend schnellen Aufblühens zu erfreuen gehabt. Das Hafenbecken, welches ein weit ins Meer hinaustretender Molo mit einem Leuchtthurm auf seiner letzten Spitze schirmt, ist voll von griechischen Felucken und fremden Schiffen. Das Treiben in den breiten, geraden, sich rechtwinklig kreuzenden Strassen ist ungemein lebhaft, und dazu eminent malerisch durch das hier völlig dominirende unverfälscht nationale Griechenthum. Die Häuser sind natürlich ohne jeden Anspruch auf architektonische Schönheit, aber gleichmässig mit Arkaden vor dem Erdgeschoss wie in den Strassen Bolognas gebaut. In diesen, aber nicht weniger auch mitten auf den ungepflasterten Strassen und Plätzen treiben die Händler ihr Geschäft, die Handwerker, sämmtlich mit Fez, Jacke, Hängeärmeln und mehr oder weniger weisser Fustanella angethan, ihr Handwerk. Dabei sieht jeder zumal der näher dem Meere zu gelegenen Plätze, über welche einestheils die Tischchen und Stühle der Kaffeehäuser weithin gestellt sind, theils die zwei- und vierrädrigen urwüchsigen Gefährte und die Packesel des Landvolks sich drängen, einer permanenten Börse im Freien ähnlich: so dicht sind die

dort während des grössten Theils des Tages versammelten Gruppen der griechisch und der alla francese gekleideten Geschäftsmänner, so laut das Gesumme des Verkehrs. Dass hier eine starke blühende Colonie von Deutschen, Engländern und Franzosen besteht, verrathen deutlich die auffallend zahlreichen, elegant europäisch gekleideten Mädchen und Frauen und die noch auffallender eleganten und tadellosen Fiaker; wahre Luxusequipagen von Ansehn, welche besonders an einem grossen mit Bäumen bepflanzten, mit zwei broncenen monumentalen Brunnen geschmückten Platz, an dessen einer Seite sich ein hübscher Theaterbau mit offenen Loggien, umgeben von einem halben Dutzend „Kapheeion's", erhebt, in Menge bereit stehen. An die Stadt rückwärts schliessen sich die Gärten und Felder in breiter Ausdehnung bis zu den untern Abhängen des Gebirgs an, das hinter ihr bis zu 5700 Fuss ansteigt und dem Kamm der Schneekoppe auffallend ähnlich sieht. Gegen die Vegetation von Corfu und Zante sieht die hiesige etwas mässig aus, wenn es auch an Orangen und Feigenbäumen und besonders an Wein nicht fehlt. Patras ist ein Haupterzeugungsplatz der Korinthen, welche einen so bedeutenden Procentsatz der ganzen Ausfuhr des Peloponnes bilden. Dieser fast ausschliesslich bringt sie hervor.

Ob sich die hübschen „Europäerinnen" der Stadt bewusst sind, dass sie sich auf der klassischen Stätte zweier der ergreifendsten antiken Tragödien der Liebe befinden, deren Helden und Opfer ihr Mitleid und ihre Sympathie in gleichem Maass wie Romeo und Julia verdienen? Allerdings: wie von dem ganzen hellenischen Patrai kein Stein übrig geblieben ist, so bezeichnet keine Spur, kein noch so geringer Rest die Stelle, wo des Dionysos Heiligthum stand, welches des Koresos und der Kalirrhoë grausiges Todes-Opfer sah;[1]) noch jenen Tempel der blutigen Artemis Triklaria, in welchem Melanippos und Komaitho das süsse schmerzenvolle Glück, die unheilvolle Seligkeit fanden, die sie und so viele schuldlose Jungfrauen und Jünglinge Patrai's nach ihnen mit dem Verderben bezahlen und sühnen mussten.[2]) „Es zeigte sich, wie bei vielen Andern so auch bei den Leiden des Melanippos, dass die Liebe die Eigenschaft hat, die menschlichen Gesetze zu übertreten und die Verehrung der Götter umzustürzen. . . . Den Melanippos aber und die Komaitho kann ich nicht für unglücklich halten, denn das Einzige, was dem

Menschen ein Ersatz für das Leben sein kann, ist, wenn ein Liebender sein Ziel erreicht," — so kann sich der alte Pausanias nicht enthalten, in seiner etwas steifleinenen Biedermayer-Manier, zu ihrer Geschichte, die ihn selbst im Erzählen rührt, zu bemerken.

Aber wenn ich in Patras vergebens nach Spuren seiner antik-hellenischen Vergangenheit gesucht hätte, so hat es mir dafür an dem schönen Nachmittag des gestrigen Tages eine desto neuere und zukunftreichere Schöpfung der erbaulichsten Art gezeigt und von ihren Früchten zu geniessen gegeben. Und diese Schöpfung ist ein Werk deutschen Unternehmungsgeistes, der Herren Hamburger und Claus in Patras wie Fels in Corfu. Die feurigen, würzigen, süssen und geistigen Früchte sind durch deutschen Fleiss dem achäischen Boden abgewonnen. Das sind die Weine der Gesellschaft „Achaia", welche auf der deutschen Farm „Gutland", auf einer untern Terrasse des Gebirgs zwei Stunden hinter Patras gezogen und gekeltert werden. Die Gläser mit ihrer edeln purpurnen und goldigen Säfte Nass gefüllt, welche bestimmt sein dürften, die echten und falschen Weine der iberischen Halbinsel und Madeira's mehr und mehr bei uns zu verdrängen und zu ersetzen, haben wir zwischen den blüthenschweren Rosenbüschen des Gartens sitzend, von unserer weithin schauenden Höhe her die zum jonischen Meer niedersteigende, im Goldäther schwimmende Sonne von Hellas so freudig und beglückt gegrüsst, wie nur je mit vollen Römern den Abendschein, der auf den Uferhöhen eines deutschen Stromes verglühte.[3])

Heute früh habe ich, auf Consul Hamburger's Rath, mir, die sich nur immer noch 2 Wochen bietende Gelegenheit benutzend, statt des Wagens nach Pyrgos einen Platz auf dem gerade nach Katakolo nahe diesem Flecken an der Westküste des Peloponnes (Zante wieder anlaufend) gehenden griechischen Dampfer genommen. Im zauberischen Licht des schönsten Frühlingsmorgens, den die griechische Sonne je über griechische Küsten und Meere heraufgeführt haben kann, ging es in den bläulich und rosig schillernden Golf hinaus. Die zweite Hälfte des Tages kann ich (mein Doctor hat mich doch verlassen, Olympia aufgegeben und ist nach Athen gedampft) der reizenden Fiore di Levante widmen und morgen steig ich in Olympia aus dem Sattel.

Fünftes Capitel.

Von der Blume der Levante bis zum Deutschen Hause.

Olympia, 24. April.

In dem aus Brettern aufgeschlagenen Gips-Former-Schuppen am Fuss des westlichen Abhangs des bebuschten Kronionberges, zwischen den marmornen Bruchstücken der Meisterwerke des Paionios: des knieenden Myrtilus, des vermeintlichen Kladeos und des herrlichsten von Allen, des Rumpfes der Nike, zwischen den Löwenköpfen der Dachrinnen und den grossen glücklich vollendeten echten Formen für die späteren Abgüsse der reichen Sculpturenausbeute dieses olympischen Winterfeldzuges unserer Forscher kann ich leichten und freudigen Herzens den ersten Brief vom glücklich erreichten Ziel meiner Fahrt schreiben. Jenseits der frühlingsfrischen Wiese vor mir im Süden, auf welcher die Reitpferde, ihrer buntfarbigen Saumsättel unentledigt, grasen, sehe ich durch die offene Thür die graugelben Wälle aufgeschütteten Erdreichs der „ersten Parallelen“, welche die griechischen Arbeiter um das Tempelterrain während des Herbstes und Winters gezogen haben, und näher an unserem hölzernen Museum sehe ich andere eben thätig, den schönen Fund der vorigen Woche, eine Tempelmetope mit drei Hochrelieffiguren, Herakles, Atlas und eine weibliche gewandete Figur, von der Wand des benachbarten Schuppens, an welcher sie bis gestern aufgestellt war, zur Abformung hieher hinein zu bringen. Bläulich dunkle, lang hingestreckte Höhen, zwischen denen ernste Föhren, helle Waldwiesen und Gerstenfelder schimmern, steigen vor mir am jenseitigen Ufer des Alpheios auf und schliessen nach Süden und Westen hin den Fernblick von meinem

Standpunkt aus. All' mein Wünschen und Hoffen von Dem, was ich und wie ich es hier finden würde, ist mir wieder einmal, wie so oft im Leben, durch die schönste Wirklichkeit erfüllt, ja weitaus überboten worden.

Freitag um $1\frac{1}{2}$ Uhr Mittags warf der griechische Dampfer, der mich von Patras nach Katakolo bringen sollte, der „Heptameros“ im Hafen von Zante Anker, um dort bis zum nächsten Morgen zu bleiben. Auf dem Deck hatte ich drei junge Deutsche angetroffen, einen Vergnügungs-Reisenden aus Braunschweig und zwei Stipendiaten des archäologischen Instituts in Athen, welche eine Fussreise quer durch den Peloponnes beabsichtigten und mit beneidenswerth leichtem Gepäck, aus etwa einem Vorhemd und drei Halskragen bestehend, gutem Muth, leidlichem Griechisch und einigen Empfehlungen an Gastfreunde ausgerüstet, gar kein Hinderniss eines solchen Unternehmens abzusehen schienen. Derselbe Dampfer beherbergte als ersten und angesehensten unter einer ihn völlig überfüllenden Menge von Passagieren jeder Standesabstufung, die ehemalige griechische Minister-Excellenz, Herrn Deligeorgis. Auch sein und mancher Andern nächstes Ziel war der Peloponnes und speciell Olympia. Er ist ein, bei seinen 42 Jahren noch sehr jugendlich aussehender, schlanker Herr mit kurzem schwarzem Haar, blauen vorliegenden, von schweren Lidern umgebenen Augen, kleinem hellen Schnurrbart, eleganten Manieren und einem Gesichtsschnitt und Ausdruck von unverkennbar intrigantem Gepräge. Dass diese davon erweckte Meinung keine irrige war, schien mir dieser ganze Ausflug des Herrn mit seinen einzelnen Scenen, deren Zeuge ich sein konnte, ziemlich deutlich zu beweisen.

Mit meinen drei jugendlichen Compatrioten und nächsten Reisegenossen ging ich an's Land, begrüsste (nach übrigens sehr empfehlenswerther Sitte) das Deutsche Reich in seinem Vertreter auf dieser Insel, Herrn Caruso, einem deutschsprechenden schwarzäugigen Griechen von sehr würdigen und zugleich sehr verbindlichen Manieren, der, nach den Bildnissen unserer musikalischen Grossmeister an seinen Zimmerwänden und dem Inhalt des Notenschranks zu schliessen, sein Haus zu einem Tempel deutscher Musik gemacht hat.

Durch die ziemlich steil ansteigenden Strassen der Stadt setzten wir, nach dem üblichen Willkommentrunk und dem

Wechsel der damit verbundenen Höflichkeitsbezeugungen mit dem Consul, unsern Weg an dem das Castell tragenden steilen Felsenabhange der Ostseite der Insel aufwärts fort. Auf der halben Höhe bietet ein kleines Café, das doppelt freundlich durch seinen Namen „Euphrosyne“ zum Eintreten auffordert, einen anmuthigen Ruheplatz auf seiner dem Meere zugewendeten Terrasse. Wie gut sich's da sass, den Duft der prächtigen Bouquets von Centifolien und gelben Rosen einsaugend, welche dieser charmante Wirth „zur Heiterkeit“ uns wie etwas Selbstverständliches zum Kaffee und Mastica überreichte! Eine ungeheure Rundsicht zeigt sich von hier aus, und die klare Luft Griechenlands lässt bis zu den fernsten Grenzen des Bildes jeden Berg derselben noch am Horizont genau erkennen. Ueber das grüne Vorgebirge im Süden der Insel, welches zur Rechten die Hafenbucht zu schliessen scheint, blickt man in die jenseitige zweite südlichere Bai derselben und auf die jenseitigen Höhen. Kephalonia's schönes stolzes Südkap steigt im Norden zur Linken aus dem glatten blauen Meer. Drüben im Osten begrenzen seine schimmernde, von Streifen dunklerer und lichterer Bläue durchzogene, Fläche die niedern Küstenhöhen des nächsten peloponnesischen Ufers, hinter welchen, in immer feineren und duftigeren Linien sich abstufend, immer höhere Gebirgszüge anfragen, bis die schneeigen Kämme des Vodhia, des Olenos und des Erimanthos nach dorthin die Fernsicht schliessen.

Aber im Nordosten über die Uferberge des Golfs von Patras schimmern die Gipfel des Kyllenegebirges und, — wenn es die Specialkarte nicht zweifellos bestätigte, würde man es kaum für möglich halten, — tief im Süden die schneebedeckten des spartanischen Taygetos klar herüber. Zwanzig deutsche Meilen misst somit die Längsaxe dieses Bildes.

Der schnarrende quäkende Ton der Schalmeien und der dumpfe Klang der kleinen Pauken, die hartnäckig im nervenpeinigenden Concert von der nördlichen Spitze des Castellhöhenrückens hinter uns von der dort befindlichen kleinen weissen Marienkirche hernieder wimmerten und dröhnten, und der Anblick der immer anwachsenden Menge von festlich geputzten Zantesen, Frauen und Kindern, welche wir dorthin aus der Stadt her auf allen Wegen hinansteigen sahen, liessen uns die trauliche Sitzung auf dem Vorplatz der

Euphrosyne schneller abbrechen. Wie wir uns jener letzten Höhe näherten, zeigte sich längs der Strasse ein immer lustigeres Schauspiel hoch über der schönen Tiefe. Ein lärmender Jahrmarkt, ein Volksfest von unverfälschtestem griechischem Charakter. Die ganze Woche nach dem Osterfest behandelt das Volk noch als eigentlich zu jenem gehörig und zum fortgesetzten Festjubel berechtigend. Für die Zantesen aber bietet der 21. April noch einen speciellen stärkeren Anlass dazu. Er ist der Gedenktag irgend eines Mirakels, das das Bild der Panagia in jener kleinen Felsenkirche hier einmal vor Zeiten bewirkt hat. Während die Bevölkerung Corfu's ihre heiligen Feste durch Entbehrungen feiert, scheint die Bewohnerschaft ihrer jonischen Schwesterinsel diesen gänzlich abgeneigt. Rings um die Kirche und in allen Gässchen, längs allen Gartenmauern, auf allen Gras- und Rasenplätzen der Vorstadt bis zum Fuss der alten Kastellmauern hin, hatten sich die Verkäufer von Speisen und Getränken aller Art wie auf einer deutschen „Vogelwiese“ etablirt. Käse, Sesamkuchen, Eier, Orangen, Wein und Raki wurde auf ihren kleinen Tischen oder dem Boden ausgebreitet, mit lebhaftem Geschrei angepriesen und dargeboten, mit dessen Klängen die unermüdlichen Pauken und Schalmeien und die Glöckchen der Kirche ihre Höllenmusik vermischten. Dieses Tempelchen der Panagia stand weit offen. In dem Gestühl, nach Art abendländischer Chorstühle abgetheilt, das hier alle drei Wände der Kirche mit Ausnahme der Altarwand umkleidet, sassen ruhig die Frauen, feierlich in grosse über Kopf, Rücken und Schultern gehängte Tücher drapirt, ihre Rosenkränze in den Händen bewegend. In der Mitte des Raums war das Bild der Wunderthäterin aufgestellt; nur der starre byzantinische, verschwärzte Kopf der Panagia und der des Kindes freigelassen, das Andere in russischer Manier mit Goldblech bekleidet. Ununterbrochen traten die Gläubigen zur Kirchenthür herein, hoben die Köpfe zu dem Bilde heran und küssten dies Blech. Zur andern jenseitigen Thür wieder hinausgetreten, konnten sie sich dann beruhigt wieder den Freuden des Jahrmarkts überlassen. Nie habe ich ein derartiges Schauspiel auf einer ähnlich grossartig und anmuthig componirten Scene vor sich gehn sehn. Die Gassen werden hier durchaus von Orangen- und Olivengärten eingehegt. Schwarze Cypressen steigen dazwischen

auf und über alle Hecken und Mäuerchen hängt die überschwengliche Fülle der blühenden Rosen herein. In den Fenstern, auf den Altanen der kleinen Häuser und vor den Thüren sassen die Frauen und jungen Damen in Festtrachten von europäischem Schnitt und möglichst geschmacklosen Farben. Das weite Meer und die herrliche Ferne, die letzte Kuppe des Festungsberges und die Gärten bildeten den Hintergrund dieser bunten Bilder. Das Ueberraschendste von Allem aber zeigte sich mir in einer langen Gasse zwischen Häusern und Olivengärten. Dort hatten zu beiden Seiten der Strasse ihrer ganzen Länge nach Knaben und junge Burschen in fast ununterbrochener Reihe am Boden Feuer entzündet, über welchem sie junge Lämmer, Hammel und Böckchen an Spiessen brieten, die, über zwei Steine gelegt, von ihnen gedreht wurden. Diese unglücklichen Brandopfer der Panagia sahen so kläglich komisch aus, mit ihren unabgetrennten, unabgezogenen, theils noch behörnten Köpfen, in deren Mäuler man ihnen meist ein Paar Centifolien gesteckt hatte, mit ihren kahlen, gebräunten, lang gestreckten Gestalten, um welche sie ihre eigenen Eingeweide gewickelt trugen. Von dem unermüdlichen Geschrei der Jungen und ihrer Principale, der eigentlichen Unternehmer dieser fliegenden Bratküchen, welches dem Publikum die Scheibe Osterlamm für 10 Lepta ankündigte, wurde alle Musik und alles Glockengebimmel übertönt, wie der dicke Qualm und Rauch von den Feuern die von Haus aus nur mit Blumenarom gefüllte Luft verhüllte und verdarb. Die Erlösung von solcher Noth, sobald man sich nur einmal von dem originellen Anblick losmachen wollte, war nahe gefunden. Ein kurzer Gang von wenigen Minuten Dauer führte zu einer kleinen Kapelle und dem sie umgebenden Kirchhof auf der westlichen Grenze des Höhenrückens. Hierher tönt der tolle Jahrmarktslärm der Strassen nur noch gedämpft herüber. Und vor uns und in der Tiefe liegt plötzlich enthüllt das Binnenland der gesegneten Insel in seiner ganzen reichen Schönheit, eine meilenweit lachende grüne Gartenebene im Kessel der mit dichten Olivenwäldern und Fruchtgärten besetzten Gebirgsabhänge. Nach dem Meere hin mit ihrer Ostseite, meist abweisend schroff und steinigt, offenbart sie hier eine Fülle der idealen Anmuth und der Fruchtbarkeit, welche selbst der von Corfu nichts nachgeben

mag. Und alle Geschenke ihrer freigebigen Natur scheinen so wohl verwaltet, durch Anbau vermehrt, dem vollen Lebensgenuss dienstbar gemacht. Werden doch überall die breiten Landstrassen im Thalkessel und zwischen den Parks und Gärten, und an den sanften Abhängen der Waldhöhen aufwärts, dazwischen zahlreich verstreute Landhäuser und Ortschaften sichtbar. Ob es sich um Menschen oder Inseln handle, immer werde ich der Fügung dankbar sein, die mir zu einem intimeren Erkennen des schönen Kerns verhilft, dessen Art jene oft so wenig an der Façade geschrieben tragen, wie diese an ihrer Meerseite.

Längst waren wir wieder zu unserm schwimmenden, ruhig ankernden Hôtel auf dem dunkeln Meer zurückgekehrt, über welches die mit dem Glanz und Lichthof einer Mondsichel leuchtende Venus ihren ungewissen Schimmer warf; aber immer noch und bis tief in die Nacht hinein klangen die nervenpeinigenden Weisen jenes Concerts von dem illuminirten Schlossberge und dem Platz vor der Bergkirche zu uns hernieder. Endlich verloschen die Lämpchen; Pauken und Klarinetten verstummten, und nur das Schnarchen von einem ganzen Clan weissröckiger Hellenen, die mit ihren Mänteln bedeckt auf dem Zwischendeck neben und über einander gepackt lagen, rasselte und dröhnte durch die schweigende Frühlingsnacht.

Von 5 Uhr Morgens an brachten die Barken vom Ufer her immer noch neue Ladungen von Passagieren. Dieser seichter gehende Dampfer umfährt den ganzen Peloponnes und legt vor allen Küstenstädten desselben an. So erfreut er sich eines übermässigen Zuspruches von Reisenden, welcher den Aufenthalt für den einzelnen Passagier ziemlich ungemüthlich macht. Aber bis Katakolo drüben ist die Fahrt nicht weit. Um 8½ Uhr schon konnten wir, fast in ganz gerader Linie die ruhige See durchschneidend, vor diesem kleinen, armseligen Nest von ein paar Häusern am flachen, sich nur zu einigen niederen Hügeln aufschwingenden Ufer Halt machen.

Eine überraschend grosse Zahl von Wagen und von Reitpferden mit bunten Teppichdecken über den Saumsätteln und eine entsprechende Menge von Hellenen in schmuckster nationaler Festtracht, nur statt des Fez mit breitkrämpigen Strohhüten auf den Köpfen, standen erwartend am Ufer.

Die Erklärung dieses Aufgebots ergab sich sehr bald. So wie die, den Exminister (in welchem man bereits wieder den Minister einer nahen Zukunft erblickt[1]) tragende Barke dort anlegte, erscholl von allen jenen Fustanellenträgern, lauter wiederholter begrüssender Zuruf. Sie umringten ihn und des Küssens nach russisch-griechischer Sitte war kein Ende. Es waren die politischen Parteigenossen und Schildträger Deligeorgi's, welche besonders zahlreich im Peloponnes leben, wo man in ihm mit gutem Recht den eigentlichen Erwürger und Vernichter der alten neugriechischen Hydra des Räuberthums erblickt und segnet, der jener seiner Zeit buchstäblich die Köpfe vor die Füsse gelegt und das Blut der Briganten wie Wasserbäche vergossen hat. So feiern sie ihn wie einen modernen Theseus und stifteten ihm wohl gern ein Heroon im wiedererstandenen Olympia, das er heut in Person zu besuchen kam. —

Als er und seine mitgekommenen Begleiter in den offenen Equipagen ihre Plätze genommen hatten, schwangen sich die Palikaren auf ihre Thiere, und vor, neben und hinter ihm sprengte der ganze Trupp über den steinigten staubwirbelnden Weg und die mit Meerzwiebeln bewachsene, sumpfige Uferebne dahin, über welcher in der Ferne in reinem Blau scharf gezeichnet die Silhouetten der Messenischen Gebirge vor dem leuchtenden Morgenhimmel standen.

Ein mir vorausgesandter Brief des Herrn Consul Hamburger an einen griechischen Geschäftsfreund in Pyrgos hatte diesen graubärtigen Herrn in schön gestickter, dunkelblauer Jacke mit fliegenden Aermeln, weisser Fustanelle und dunkelblauen, bequasteten hohen Gamaschen nach Katakolo an's Ufer geführt, um dort sofort als „Gastfreund“ auf mich Beschlag zu legen und mich in der dazu hergeführten schönen Equipage, welcher er in einer anderen nachfuhr, aufzunehmen und so bequem nach Pyrgos zu bringen. Im Peloponnes ist die antike Gastfreundschaft noch so genau eine Wahrheit wie in den Tagen Homer's, und scheint auch in ziemlich genau den alten ähnlichen Formen geübt zu werden. Der empfohlene Gast ist Herr über Haus, Zeit, Person des Gastfreundes; was nicht hindert, dass dieser eben von dem steten Wunsch und dem Bewusstsein seiner heiligen Pflicht, ihm Alles zu sein und zu geben, zu einer quälenden liebevollen Tyrannei über

den ihm Empfohlenen getrieben wird. Natürlich erging es auch mir so: mit und durch meinen gütigen Wirth und seinen Bruder, die hochangesehenen Kaufherren und Grundbesitzer, die Herren Settimio und Spiridion Eudymin nicht anders. Während der Stunden, die ich in ihrem Hause zu Pyrgos verbrachte, habe ich alle Süssigkeiten und alle geheimen Plagen, welche aus der Uebung jener schönen Sitte in einem so consequenten und grossartigen Stil resultiren, durchzukosten gehabt.

Die Fahrt dorthin, anfangs über jene Uferebene, die Meerzwiebelheide am Seeufer, und an den vom Alpheios gebildeten Lagunen, dann zwischen den wohlgehaltenen Korinthenplantagen (in welchen die Arbeiter eben mit dem Gleichmachen des Erdreichs, dem Niederlegen der im ersten Frühling gehäufelten kleinen Erdhügel zwischen den Stöcken, beschäftigt waren, da die Trauben bereits sehr nahe dem Blühen sind) war so erfreuend und interessant wie möglich durch Alles, was sie mir zu sehen bot. Nichts konnte malerisch reizvoller und von eigenartigerer Localfarbe sein, als die Begleit-Cavalcade des Theseus-Deligeorgis. So in freier Landschaft im Sonnenglanz über die bunten Satteldecken der Rosse hinwehend, mit den tieffarbigen Jacken und den flatternden roth gefütterten kurzen Mänteln und Aermeln darüber, wirkt die griechische Fustanella ungemein prächtig, gleich viel, ob sich ihr energisches Weiss und jene starken, so scharf damit contrastirenden Farben vom satten Grün der Gebüsche, vom frischen Lichtgrün der Getreidefelder, vom Grau des Steppenunkrauts oder vom duftigen Blau und Fliederfarb des fernen Gebirgshintergrundes abheben. Das hier wäre ein Bild für Schreyer oder Gieremsky gewesen! Wie sie dahin stiebten im Carrière, hier vereinzelte Reiter, dort in gedrängten Gruppen im Staube des Weges, um die Wagen her, dahin über niedere Hügel, durch das hohe Zwiebelgras und das Ginstergebüsch, wie die Reiter einer beduinischen Fantasia! Dann wieder ein Halt vor einer Tränke und Schänke, wo das braune zigeunerische Weib ihnen den grossen Holzkrug voll Cisternenwasser zum Sattel hinaufreichte und ihre bärtigen Lippen sich in die Höhlungen dieser plumpen Humpen versenkten, während die kleinen Pferde, den Hals hernieder,

die Köpfe tief in die Tröge senkten, und Alles in der heissen Morgen-Sonne in verdoppelter Farbenenergie leuchtete!

Da mein Wagen keinen Halt machte, so fuhr er eher als der Held des Tages in die Strassen von Pyrgos ein, in welchen die ganże Bevölkerung schon von Neugierde getrieben auf den Beinen war, um Ihn zu begrüssen. Mein trefflicher Gastfreund hatte mir ein sehr elegantes Vehikel gestellt. So war der schmeichelhafte Irrthum sehr erklärlich, dass die braven Männer von Pyrgos ihn für den Triumphwagen ihres Heros hielten und mich durch die aufgestellte Musikkapelle mit lautem Tusch und Nationalmarsch-Geschmetter anblasen liessen. Dass mir einmal die Ehren eines hellenischen Volksbeglückers, eines „Euergetes“, werden sollten, hätte ich selbst der Pythia nicht geglaubt, wenn es mir von ihrem Orakel je prophezeiht worden wäre!

Zum Glück war ich bald im Haus des Gastfreundes vor den Beweisen dieser in ihrem Objekt getäuschten Volksliebe geborgen. Da aber begann die Liebesmüh eben des Gastfreundes. Gattin, Bruder, Kinder, ein italienisch dolmetschender Freund, Keines liess mich einen Moment ohne die Beweise jenes unverdienten Wohlwollens. Bei jedem Ausgang heftete Herr Eudymin seine Schritte an die meinen, und seine Blicke auf mich, sein ihm anvertrautes Gut. Dann erschien jeder griechische Leckerbissen auf der Tafel; das beste Zimmer wurde mir zum Ruhen bereitet und geschmückt, und des Fragens nach allen etwaigen Wünschen, der Versicherungen, wie man das Glück zu schätzen wisse, einen Empfohlenen Hamburgers das Haus ehren zu sehen, war kein Ende. — So wurde das Uebereinkommen mit dem unentbehrlichen „Agujaten“, dem Pferdevermiether und Führer, zum Ritt nach Olympia und weiter, schnell und glatt vermittelt. Um 3 Uhr sass ich auf dem wahrhaft kanapéartigen, breiten hölzernen, mit dicker Decke belegten Saumsattel eines dieser ziemlich ruppig aussehenden, aber ausserordentlich ausdauernden, zuverlässigen griechischen Reisepferde, welche im Peloponnes, ausser den eigenen Füssen, vorläufig noch immer fast die einzigen Verkehrs- und Fortbewegungsmittel bilden, und trabte mit meinem, auf dem Packpferde zwischen Handkoffer und Säcken etablirten, lustig seine näselnden Ritornelle singenden Agujaten in dunkler Jacke und schmieriger Fusta-

nella, in die Berglandschaft östlich von Pyrgos hinaus dem fernen sonnenhellen Gebirgsrücken Arkadiens entgegen. Die anfangs ganz erträgliche Landstrasse zieht sich in Thälern dahin, welche von halb bewaldeten, halb mit gelbblühendem Therebinthengebüsch mit dunkelm Mastic- und Stacheleichengesträuch und niedern wilden Oelbäumen besetzten Hügeln in breitem Abstande eingeschlossen werden. Die Flächen des Thals nehmen Gerstenfelder, Gemüse- und Weinpflanzungen ein, aus deren Grün zahlreich die hellen Fustanellen der ländlichen Arbeiter schimmern. Von solchen und kaum minder auch, von kleinen Reitertrupps, oft mit griechischen Frauen aus den Nachbarorten, nach Männerart auf dem Sattel sitzend, in ihrer Mitte, ist die Strasse sehr belebt. Die weltverlorene, melancholische Einsamkeit, von welcher manche Reisebücher fabeln, ist wenigstens heut auf dieser Olympischen Strasse nicht mehr zu finden. Wie auf der heiligen Stätte selbst, so ist auch in der ganzen Umgebung ein neues Leben aus der dort erwachten Thätigkeit der Unsern erblüht.

So vergebens, wie jene Einsamkeit, würde man allerdings auch ein für so flussreiche Landschaften sehr wünschenswerthes Institut, wie Brücken, in dieser suchen. Man erforscht eben die betreffende Furth, in welcher das Wasser dem Pferde nur bis an die Knie geht und reitet hindurch. Zwei Nebenflüsse des Alpheios, dessen stark strömendes, breites, vielgewundenes, bläuliches Gewässer in seinem flachen Bett eine halbe Stunde hinter Pyrgos sichtbar wurde, um von Zeit zu Zeit wieder hinter vortretenden bebuschten Hügeln zu verschwinden, hatten wir auf diese Weise zu überschreiten.

Eine Zeit lang geht die Strasse ziemlich nahe dem prächtigen Strom auf seinem begrasten Lehmufer dahin; dann wird sie wieder ganz eng und steinig und klettert zwischen dem dunkeln Gebüsch und Gestrüpp und dem Fichtengehölz niederer und höherer Hügel in steilen Windungen auf- und abwärts. Ueberall hat man vom Sattel her von diesen Höhen zu den langgestreckten Waldrücken hin, auf's Meer, die Bucht von Katakolo und in die grünen angebauten stillen Thäler hinein die anmuthigsten Aussichten. Mit welch' unbeschreiblichem, harmonischem vollem Wohlgefühle reitet es sich so dahin, in der Gewissheit eines solchen und eines so nahe gerückten Ziels, vom Sonnenpfeil bis ins Mark durch-

glüht, von der vom Strom her und durch den frischen Höhenwind gekühlten reinen Luft dieser Bergthäler umweht, in jedem Nerven das tiefe Behagen, mit welchem sie doch so völlig nur Ritt oder allenfalls Eislauf zu durchströmen vermag, und die Seele geschwellt und erfüllt von jenem Glück, das wir geniessen, wenn die Verwirklichung unserer abenteuerlichsten sehnsüchtigen Träume, wenn Erfüllung, die schönste Tochter des grossen Vaters, endlich zu uns niedersteigt!

Nach dreistündigem Ritt, als die Sonne schon nahe zum Meere hinabsinkend, hinter den Höhen verschwand, stiegen unsere Thiere, vom Alpheios nördlich ablenkend, zu einer der höchsten unter allen bisher überschrittenen Hügelketten hinan, auf deren Kuppen ziemlich zahlreiche, weissliche Häuschen eines Dorfs zwischen dem dunkeln Gebüsch und den Föhren nisteten. Die tiefste Einsamkeit herrschte hier ringsum. Die Wipfel rauschten und die Glocken am Halse der hochgehörnten Ziegen klingelten, welche, vereinzelt zwischen den Masticbüschen umherkletternd, ihr Futter suchten. Kühle Abendschatten breiteten sich über die Thäler, und endlich auch über die höchsten Gipfel. Nun war der Kamm der Bergkette erreicht. Vor mir in der Tiefe öffnete sich weithin nach Osten und Westen erstreckt das breite grüne Flussthal, durchströmt vom Alpheios, dessen geschlängelter Lauf den letzten Abendschein des erbleichenden Himmels spiegelnd zurückwarf. Dunkle bewaldete Bergketten stiegen jenseits auf.

Zwischen vereinzelten, unregelmässigen niederen Steinhütten, vor welchen sich schwarze Schweine und schmutzige Kinder wälzten, hindurch, an Gruppen von Landleuten und Weibern vorüber, noch ein kurzer Weg auf der Höhe, und wir hielten vor dem Gartengitter eines grösseren, anständigeren einstöckigen Gebäudes, auf der höchsten Höhe, hart am buschigen Abhang des Bergzugs zum Alpheiosthal, der Wohnung unserer Commissäre.

Ein junger Mann von kleiner wohlgebauter Figur mit dunkelbraunem Haar und hellerem Barte, leuchtender Stirn, von Geist, Klugheit, Feuer und Leben wahrhaft sprühenden und zugleich sanften und freundlichen braunen Augen und blitzenden weissen Zähnen, in jeder Bewegung Rastlosigkeit, elastische Energie und Präcision kam mir mit schnellen

Schritten entgegen. Es war Dr. Hirschfeld, dem ich, mir selbst unerklärlicher Weise, nie zuvor in Berlin oder sonst einem Orte der Welt begegnet war.

„Willkommen in Olympia!“ rief er mir mit schöner klangvoller Stimme zu. „Sie sind uns schon angekündigt. Ihr Quartier ist bereit. Viel Comfort können wir allerdings nicht bieten. Aber seien Sie uns herzlich gegrüsst!“

Meine drei deutschen Reisegefährten hatten es vorgezogen gehabt, — zu Fuss zu gehen. Von der Mittaggluth geröstet, fand ich sie, ihre Jugendthorheit einigermassen bereuend, bereits angelangt und in demselben Bauernhause, in der Nähe des „Deutschen Hauses“ in einem sogenannten Zimmer neben mir einquartiert. Ein Gebäude von sehr merkwürdiger Architektur, besonders was die an seine Aussenseite verlegte Freitreppe und die obere Gallerie, beide aus einigen schwankenden Holzbrettern gebildet, betrifft. Wie beide zusammenhalten und die Last eines sie betretenden Menschen ertragen, mag der Olympier wissen! Die Innenarchitektur und Bretterwanddecoration entspricht dem äusseren Baustil. Das Hauptgemach, hinter welchem unsere Pièçen liegen, ist zugleich Küche, Wohn-, Schlaf- und Kinderstube. Die Schweineställe — schon ein grosser Fortschritt, — sind ins Erdgeschoss verlegt; das Lager ein überdecktes Brett (was mich persönliche Liebhaberei als eine hohe Annehmlichkeit empfinden lässt), die Fenster einfach Holzläden; die nächtliche Finsterniss, wenn sie geschlossen sind, wird wohlthätig durch jenes freundliche Halblicht erhellt, welches durch Hundert Lücken des Daches über mir hereinbricht und durch den schwachen Schein des Lämpchens vor den Heiligenbildern in der einen Ecke. Das Waschgeräth ist ein irdener flacher Teller und ein kleiner Blechtopf. Aber — „à la guèrre comme à la guèrre“. Auch diese Höhe des Comforts hätte ich schwerlich im Dorfe Druva-Olympia zu finden gehofft und ich nehme mit Dank gegen Zeus die überraschenden Zeugnisse des neuen Culturlebens auf den alten „olympischen Höhen“ und im Alpheiosthal entgegen.

Um die grosse Abendtafel im Deutschen Hause in Dr. Hirschfeld's simpelm weissgetünchtem Speise- und Bibliothekzimmer versammelte sich eine Stunde später eine besonders zahlreiche Männerrunde: die Hausherren: Dr. Hirschfeld

und Architekt Bötticher, Professor Adler, Dr. Weil, welcher während der Krankheit, die erstere Beide nach Corfu bannte, sie in der Leitung der Ausgrabungen zu ersetzen gehabt hatte, der deutsch sprechende liebenswürdige griechische Kommissar Herr Dimitriades, die von Patras gekommenen Photographen Gebrüder Romaitis, welche einige trefflich gelungene Aufnahmen einiger Hauptfundstücke vorlegen konnten, Prof. Löffstedt von Upsala, endlich wir vier neue Ankömmlinge, jene nur zu eintägigem, ich zu möglichst langem Verweilen. In der ersten halben Stunde war mir durch Pläne und Schilderungen eine klarere Anschauung der vorliegenden Aufgaben, des bereits Erreichten und des noch zu Lösenden gegeben, als alle bisherigen Mittheilungen in der Presse es vermocht gehabt hatten. Vor Allem wurde mir die tröstliche Gewissheit, dass ich mindestens noch die ganze folgende Woche Zeuge der Arbeiten sein können würde, und deren gänzliche sommerliche Einstellung erst mit dem Anfang des Mai beginne. Die Stoffe des belebtesten Gesprächs waren unendlich reich, unerschöpflich wie die Quellen des guten tiefröthlich braunen, zum Glück nur leicht „recinirten", d. h. mit Harz versetzten, griechischen Weins, dessen gefüllte Flaschen sich ununterbrochen auf dem Tisch ablösten. „Morgen, meine Herren, werde ich Ihnen Alles systematisch zeigen. Für heute aber Jassi!" (welche Verkürzung und Zusammenziehung von Hygieia essi das griechische Gesundheits- und Willkommentrinken begleitet). Die Gläser klangen aneinander.

Das war mein erster Abend in Olympia.

ZWEITER ABSCHNITT.

AM ZIEL.

Sechstes Capitel.

Die heutige Alpheios-Landschaft und der Zeustempel.

25. April.

„Kommt man nach Olympia, so ist dort das Wasser des Alpheios in vollem Strome und lieblich anzusehen," — so beginnt Pausanias seine Olympischen Kapitel, denen wir, was seine Schilderung auch im Einzelnen zu wünschen übrig lasse, doch unser ganzes specielles Wissen von dem, was hier durch alle vereinigten Künste des alten Hellas geschaffen wurde und somit auch die Möglichkeit unseres gegenwärtigen glorreichen Unternehmens danken.

Und wahrlich: „lieblich anzusehen" ist auch heute noch dieses Stromes Lauf und Alles, was ihn umgiebt. Die nicht dicht, sondern nur immer in schönen, reichen Gruppen mit einer, die Pinie weit an malerischem Charakter übertreffenden, Föhrengattung bestandenen, grünbedeckten Bergzüge, welche zunächst seine breite Thalebene einschliessen und sich seinem Lauf entlang hinziehen, mit den als zweite fernere Terrasse hoch darüber hinaussteigenden südlichen Triphylischen und östlichen Arkadischen Gebirgen bilden zusammen ein landschaftliches Ganze, welches jeder Deutsche, den man, unwissentlich seiner Ortsveränderung, hierher auf die Bergkuppe des deutschen Hauses gebracht hätte, ohne jeden Zweifel für einen Ausschnitt aus thüringischen oder badischen Gebirgsgegenden halten würde. Erst die nähere Betrachtung der Vegetation, dieser ganz eigenartigen Föhren, dieser Therabinthenbüsche, Oelbäume und Korinthenweinpflanzungen im Thal und auf den Bergen, die grosse Leere weithin an menschlichen

Wohnungen, würde ihn den Irrthum erkennen lassen. Und allmählich würde sich dann freilich auch die Einsicht und Erkenntniss entwickeln, dass diese Bergformen hier unvergleichlich grossartigere mannichfacher belebte Linienzüge und Formenbildungen zeigen, und der Lieblichkeit ein hoher Ernst im Charakter inniger als dort verschmolzen sei.

In der Morgenfrühe des Sonntag, dessen tiefe Himmelsblaue von keinem Wolkenzuge unterbrochen wurde, auf die freie Bergkuppe hinaustretend, erblickten wir diesseits des glänzenden, in einem weiten Stück seines gewundenen Laufs sichtbaren, Alpheios an seinem linken nördlichen Ufer zunächst unter und vor unserem Standpunkt eben so wie jenseits eine breite grüne Thalebene, die stellenweise wieder breiten kahlen Flächen angeschwemmten Flusssandes unmittelbar am Strombett Platz macht. Die dem Strom parallele Bergkette am diesseitigen Ufer wird gerade am Fuss der das Deutsche Haus tragenden Höhe durch ein breites tiefes, von Süd nach Nord gehendes zweites Thal unterbrochen, in welchem von malerischen Platanen überschattet zwischen tiefen Hängen der wichtigste Nebenfluss des Alpheios, der Kladeos, von Norden kommend, diesem zuströmt, um nahe an der Tempelstätte vorbeifliessend sich in ihn zu ergiessen. Dies Seitenthal schliesst uns gegenüber im Osten eine Reihe von hohen waldigen Hügeln ein, dieselben, welche im Alterthum den Namen der Olympischen führten. Der südlichste, zumeist gegen die Tempelebene vorspringende, ihrer Reihe zeichnet sich durch seine höchst charakteristische Pyramidenform, in welcher er sich aus den Wiesen und Gerstenfeldern, mit wenigen Kiefern und vielem Gesträuch bewachsen, emporhebt, auffällig und bestimmt vor allen Nachbarhöhen aus. Ehedem ganz mit dunkler Föhrenwaldung bestanden, ist er derselben erst in den letzten Jahren vor unseren Ausgrabungen durch die Bauern beraubt worden.

Dieser unschätzbare landschaftliche Anhalt für die Topographie der Gegend und für die Orientirung in derselben ist, wie unbedingt zweifellos nachweisbar, der Kronion, der heilige Hügel, auf welchem die Ureinwohner des Peloponnes, die alten Pelasger, den Blitze schleudernden Zeus, den Naturgott, ohne Tempel verehrten. In die eingebuchteten Wiesenthäler an seiner Ost- und Westseite verlegten die Eleer und

Dorer die Schauplätze jener heiligen Spiele, welche ihre Führer und Gesetzgeber Iphitus und Lykurgos acht Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung stifteten, wenn ihnen die fromme Sage auch einen viel älteren und göttlicheren Ursprung, ihre Stiftung durch den Herakles in Person, den Pflanzer des heiligen Oelbaums, den Bewalder jenes Zeushügels, nachrühmt. Südlich vom Fuss des Letztern aber nach dem Fluss hin lässt sie den Zeussohn die Grenzen der Altis, des dem Göttervater geheiligten Bezirks, ziehen und die Mauer desselben errichten. Innerhalb derselben blieb der Raum ausschliesslich Allem, was Göttern geheiligt war, gewahrt. Rings umher, besonders nach Norden, Nordosten und Nordwesten hin blieb Raum zur Errichtung jener Menge mannigfacher Profanbauten, Wohnungen, Rath- und Schatzhäuser, Ställe, Einrichtungen aller Art, deren Bestimmung mit dem Tempeldienst und mit den Spielen zusammenhing, und welche sich in immer anwachsender Zahl in diesem Thal zusammendrängten. Jenem Kronoshügel dankt die Forschung somit die sichere Gewissheit über die Lage des wichtigsten von allen hier vereinigten Denkmalen hellenischer Kunst auf ihrer höchsten Höhe, des Tempels des Olympischen Zeus.

Unten in der grünen Thalebene vor dem Kronoshügel sah ich die hellen gelbgrauen Linien des aufgeschütteten Erdreichs, längs der von unsern Arbeitern gezogenen tiefen Gräben rings um die Stätte des Zeustempels. Es sieht wie ein römisches befestigtes Lager aus. Inmitten dieses Carrés unterscheide ich ähnlich gelbgraue Trümmerbrocken in Menge: die aufgedeckten Reste des Heiligthums. Näher dem Hügel stehn auf der Wiese die verschiedenen Holzbauten, welche als Werkstätten und als Aufbewahrungshäuser für unsere plastischen Fundstücke errichtet worden sind. Am Fuss unsers höheren Berges aber trennt denselben von jener Wiese und dem Ausgrabungsterrain bis zum Alpheios hin der Lauf des tief eingeschnittenen umbuschten Flüsschens Kladeos. Wie auf einer Karte überblickt man das ganze Arbeitsfeld der Unsern und kann aus dem, was dieselben dort bereits aufgedeckt haben, — Pausanias und Curtius im Gedächtniss, — das Bild der einstigen Herrlichkeit vor seines Geistes Aug'

auferstehen zu lassen den (allerdings ziemlich verzweifelten!) Versuch machen.

Wie sich die archäologische Wissenschaft auch mühe, eine reine und treue Erkenntniss und Anschauung nicht nur des gesammten Lebens des alten Hellas, sondern auch das volle Verständniss der Empfindungs- und Denkweise und der Motive des Handelns (selbst der uns befremdlichsten) seiner Menschen zu erringen; wie sehr auch von der Herrlichkeit des hellenischen Alterthums erfüllte und durchdrungene Forscher jederzeit beeifert waren, mit hinreissender begeisterter Beredtsamkeit und Kraft der Darstellung uns alle Aeusserungen jenes hellenischen Fühlens, Denkens, jener antiken Lebensauffassung nicht nur begreiflich zu machen, sondern auch als verehrungswürdig und des höchsten Preises werth erscheinen zu lassen, — es bleibt immer ein Unlösliches, ein von uns Modernen nie zu Verstehendes zurück. Und als erstes dieser Räthsel wird uns immer zwar nicht die Freude an den Uebungen der körperlichen Kraft und Geschicklichkeit, wohl aber die alles, die Schätzung jedes andern Verdienstes, jeder anderen That, Schöpfung, Leistung auch in der Meinung der Besten ihres Volks und ihrer Zeit weit überragende, Bedeutung und Wichtigkeit erscheinen, welche die Hellenen dem Siege in den Kämpfen der gymnastischen Spiele und vor Allem der Olympischen beimassen. Auch der ganze Zauber des begeisterten Worts, die ideale Hoheit und Schönheit der Auffassung und Darstellung z. B. in Curtius' berühmter Rede „Olympia“ hilft uns nicht darüber fort, dass das kunst- und geistreichste aller Völker einen so und so vielen anderen Männern im Faustkampf, im Ringen, im Laufen, im Discuswerfen und im Wettfahren mit „Vieren breit“ gespannt, d. h. in der Kutschergeschicklichkeit, Ueberlegenen nahezu göttlicher Ehren für würdig, einen solchen Sieg eben für das höchste Ziel menschlichen Ehrgeizes, sein Erringen als den Gipfel irdisch erreichbarer Glückseligkeit zu halten befähigt war, neben welchem die gewaltigsten und beglückendsten Thaten des dichtenden und bildenden Menschengeistes und Genies doch nur „halb mit Erbarmen“ zu loben wären. Für diese Aeusserung des hellenischen Geistes **kann** uns das Verständniss nie und nimmer erschlossen werden. Alle die dafür aus der Natur jenes Geistes abgeleiteten Motive: die

Freude an der Schönheit, die Ueberzeugung, dass nur in völlig gesundem schönen, im Vollbesitz der Kraft und Geschicklichkeit befindlichen Leibe die schöne und gesunde Seele leben und fungiren könne, die Erkenntniss, dass des Vaterlandes Wohl, das Gedeihen und die Sicherheit des Staates auf der höchsten körperlichen Tüchtigkeit, dem Muth, der Verachtung der Gefahr, der Freudigkeit zum Ringen mit ihr bei seinen Bürgern beruhe, — alle diese Motive, welche man zur Begründung jener masslosen Schätzung des Olympischen Sieges und Siegerruhms seitens der Hellenen anführt, bringen uns dem Verständniss dieser Sinnesart eben auch nicht viel näher.

Aber die Thatsache, ob erklärlich oder nicht, bestand nun einmal, und dieser Gesinnung erwuchsen dann eben jene wunderbaren weltlich-religiösen Nationalfeste des Volks der Hellenen, welche diesem seine Zeitrechnung gaben, welche ihre Lebenskraft mehr als ein Jahrtausend lang bewährten, welche einer Welt von Werken aller Künste ihre Entstehung gaben, und deren Schauplatz dies grüne Flussthal mit seinen Einbuchtungen hier unten vor mir gewesen ist.

Die Olympischen Spiele waren, wie jeder meiner Leser weiss, so gut wie die drei anderen grossen Nationalspiele der Hellenen, in welchen sie das Bewusstsein der Nationaleinheit immer wieder erneuerten, wenn die ewigen inneren Staaten-, Städte- und Stammeskämpfe sie füglich darum gebracht haben könnten, — so gut wie die Pythischen, die Nemeischen und die Isthmischen, religiöse Veranstaltungen. Mit Spielen dieser Art ehrten sie in der ältesten Zeit schon ihre Todten bei der Begräbnissfeier; mit Spielen das Andenken der Heroen und die höchsten Götter. Die eine der Sagen vom Ursprung der Olympischen lässt sie von Herakles nach der Besiegung des Augias zum Andenken seines Grossvaters Pelops stiften. Auf's innigste bleiben sie während der ganzen Dauer ihres Bestehens mit dem Cultus des höchsten Gottes, des dorischen Zeus, an der uralten Stätte seiner Verehrung, am Kronionhügel, wo ihm ewige Opferfeuer loderten, verbunden. Anfangs bleibt ihr Ruhm und ihre Bedeutung fast auf die Völker des Peloponnes unter der Oberhoheit Sparta's beschränkt. Vom Jahre 777 v. Chr. ab nehmen sie ihre regelmässige Form an und die Wiederkehr in den bestimmten Perioden von je

4 Jahren wird Gesetz. So haben sie sich 293mal ohne Unterbrechung durch irgend eins von den ungeheuern Ereignissen, welche in diesem Zeitraum Hellas und die alte Welt erschütterten und Staaten und Völker verwandelten, wiederholt, um erst 394 n. Chr. unter Kaiser Theodosius Herrschaft zu verlöschen, als das Reich und die Macht des alten Zeus der eines Stärkern gefallen war. Und noch über ein Jahrhundert später, nachdem die Barbaren der Völkerwanderung den Peloponnes und Olympia verwüstet hatten, bedurfte es der Androhung der Todesstrafe durch Justinian, um die über den Trümmern noch immer wieder auflebende Feier der alten Spiele für immer zu ersticken.

Im sechsten Jahrhundert vor Christus (Olympiade 50) fällt nach langem Kampfe das den Eleern nahe benachbarte Pisa (den Hügel, auf welchem die Stadt gelegen, erreiche ich von hier in einem kaum viertelstündigen Ritt), die Kriegsbeute weihen die Sieger dem dorischen Zeus. Auf der uralten heiligen Cultstätte desselben beschliessen sie, ihm davon einen würdigen Tempel zu errichten, dessen Bau Libon aus dem Muschelkalk der nahen Brüche manche Jahre später erst beginnt.

Achtzig Jahre nach dem Fall von Pisa brechen die Meder in Hellas ein. In den Heldenkämpfen mit den asiatischen Barbaren lernen sich die Stämme der Hellenen zuerst als ein einheitliches Volk fühlen. Das Ansehen des Olympischen Orakels, der Ruhm der heiligen Spiele, — ihre Feier hatte nicht einmal das Eindringen des übermächtigen Bedrängers durch die Termopylen unterbrechen können! — war fort und fort gewachsen. Die Lust an der Betheiligung verbreitete sich immer mehr über das ganze nun zu einem Volk verbundene Hellas. Jeder Grieche hatte das Recht der Theilnahme; jeder Nichtgrieche blieb davon ausgeschlossen. Nun wollte der Tempel in seiner bisherigen schmucklosen Gestalt den gesteigerten Ansprüchen und dem frohen stolzen Selbstgefühl der Perserbesieger nicht mehr genügen. Wie die Athener nach der Vernichtung der Schaaren des Xerxes ihre Akropolis in neuer Pracht erstehen und von den grössten Meistern, welche die griechische Kunst wie mit einem mächtigen Ruck zur letzten Höhe der Vollendung erhoben hatten, mit den herrlichsten Denkmalen der Kunst zu Ehren

ihrer Stadt- und Landesgottheiten schmücken liessen, so beschlossen auch die Verwalter des Olympischen Heiligthums, an diesem das Gleiche zu thun. Sie luden Phidias, der eben seine Arbeiten am Parthenon und an dem Athene-Koloss zum Abschluss gebracht hatte, nach Olympia ein, um dort die ganze Ausgestaltung und künstlerische Schmückung des Libon'schen Tempels auszuführen resp. zu leiten. Er kam, begleitet oder gefolgt von Paionos, Alkamenes, Kleotos, Panönos und andern athenischen Meistern und Gehilfen. Nahe der Altis im Alpheiosthal wurde ihm die Werkstatt erbaut, die Pausanias noch (184 n. Chr.) sah. In der Zeit von der 81. bis zur 85. Olympiade, also um 450—430 v. Chr., hat er hier das erhabenste und gepriesenste Hauptwerk der griechischen Kunst, die Tempelstatue des Olympischen Zeus, den Koloss aus Gold und Elfenbein über hölzernem Kern ausgeführt, welchen das Alterthum als eins der Wunderwerke der Welt in den überschwenglichsten Weisen, Schilderungen, Superlativen feierte, die jemals auf ein Gebilde von Künstlerhand angewendet worden sind. Leider bleibt uns nicht die geringste Hoffnung, von diesem auch nur das kleinste Stück dem Schooss der olympischen Erde zu entreissen! Panönos arbeitete an der malerischen Decoration des Heiligthums, auch des Fussgestells dieser Statue. Paionos und Alkamenes meisselten die kolossalen Marmor-Statuen der Compositionen, welche die Felder des Ost- und Westgiebels schmückten, dort den Beginn des Wettkampfs im Wagenrennen zwischen Oinomaos und Pelops, dem seine Gattin Hippodameia, wie jenem die Merope, gesellt ist; hier den Kampf der Lapithen und Centauren. Ausserdem führten sie die Hochreliefs der Metopen an der Cella-Front, Thaten des Herakles darstellend, aus, oder ergänzten, vervollständigten und ersetzten die älteren vorhandenen. So stand um 430 v. Chr. der Tempel des Olympischen Zeus, dessen Reste nun aufgedeckt dort unten wie ein Haufen graugelber Steinbrocken im Viereck der Wälle und Gräben inmitten der Thalwiese liegen, vollendet da, den Kern der Altis bildend; ein dorischer Peripteros auf mächtigem Stufenunterbau mit sechs gewaltigen Säulen (von 2,24 m Durchmesser auf der Grundfläche zu 10 m Höhe) an jeder Giebelfront; mit dreizehn an jeder Langseite; seine Breite 27 m, seine Länge 63 m (der Parthenon zu Athen misst 31 zu 70), des Ostgiebels

Spitze von einer vergoldeten Nike gekrönt, zu deren Füssen ein eherner Schild mit dem Gorgobilde hing; Preisgefässe auf beiden Giebelecken, das Dach gedeckt mit marmornen Ziegeln. Der poröse gelbe Kalkstein des Baues war mit feinem Stuck überzogen, der ihm den Anschein des Marmors gab. Eine Thymele, der kleine Vorbau, welcher den Zeusaltar enthielt, erhob sich vor dem Porticus der Ostfront; hinter den Säulen desselben lag die Pronaos, 5,50 m tief, mit zwei Säulen zwischen den Anten, theils gefüllt mit kostbaren Weihgeschenken und durch broncene Gitter geschlossen. Erst dann folgt die ummauerte Cella, das innere Gotteshaus, in dessen Ostwand sich das grosse eherne Hauptthor öffnet. Das Innere desselben, 28 m lang, 13,50 breit im Lichten, bildete eine dreischiffige Halle; eine Reihe von je sieben 5 m hohen Säulen auf jeder Seite sonderte diese Schiffe, deren seitliche, wie wir sie heute offen aufgedeckt sehen und messen können, eine allerdings kaum glaublich geringe Breite (85 cm) zeigen. Ueber ihnen zog sich, wie im grossen Tempel zu Pästum, eine durch eine zweite Säulenreihe gebildete Gallerie hin, welche das Dach stützte und durch eine hölzerne Wendeltreppe zu erreichen war. Dem ehernen Eingangsthor gegenüber am Westende der Halle erhob sich auf hohem Unterbau übermächtig jenes Götterbild des Phidias'schen Olympischen Zeus, auf reich mit höchster Kunst und Pracht gestaltetem und geschmücktem Sessel aus Elfenbein und Ebenholz thronend, den Eintretenden mit schauernder Ehrfurcht und gleichzeitig einem von Allen, die es geschildert, bekundeten, tiefen Gefühl der Beseligung erfüllend, als fiele vor dem Anblick dieser göttlichen Hoheit, Macht und Milde zugleich jede „Angst des Irdischen" von ihm ab. Ein prachtvoller mit Bildern durchwirkter assyrischer Vorhang aus Purpurwolle aber barg für gewöhnlich des Gottes Erscheinung dem profanen Blick. Fast unmittelbar hinter dem Rücken des Kolosses erhob sich, den Raum nach Westen hin ohne Ausgang abschliessend, die hintere Cellawand. An sie legte sich dann zwischen ihren darüber hinaus fortgeführten Seitenmauern der Opisthodom mit seinen zwei Säulen zwischen den Anten, seinen Broncegittern an der Westseite und in den Massen genau der östlichen Pronaos entsprechend.

Ich greife mit diesen genaueren Angaben dem Gange meiner Schilderung einigermassen vor. Sie widersprechen in manchen Stücken manchen bisher von hohen Autoritäten aufgestellt und allgemein angenommen gewesenen Meinungen von des Tempels Gestalt und innerer Anordnung. Aber sie fussen eben auf den nicht mehr anzufechtenden Anschauungen und genauen Messungen, welche erst die jüngsten Ausgrabungen hier zu machen gewährten.

Siebentes Capitel.

Die Spiele und die Geschicke Olympias.

26./27. April.

Mit der Vollendung des Tempels erreicht der Glanz Olympia's seinen Gipfel. Eine eigentliche Stadt ist es nie gewesen und geworden. Aber um den Kern des Altis, in deren Mauerumhegung immer neue Heiligthümer entstehen, zahllose Weihgeschenke, Sieger-Statuen und -Gruppen nach jeden neuen Spielen und Götterbilder aufgestellt, Schatzhäuser der einzelnen Staaten, diese auf einer untern Südterrasse des Kronoshügels, angefüllt mit Kostbarkeiten und Kunstwerken mannigfachster Gattung, Altäre, kleine Tempel errichtet werden, wächst inmitten des grossen wohlgepflegten Parks, als welchen man sich Thal und Hügel damals zu denken hat, ein häuserreicher Marktflecken von ganz eigenthümlicher Form heran. Die Heiligthümer wollen gehütet und verwaltet, die täglichen Opfer geschlachtet und verbrannt, die Orakel besorgt, die in Schaaren eintreffenden Fremden und Pilger schon in gewöhnlichen Zeiten untergebracht und genährt sein. Und wenn die Zeit der Spiele naht, so bricht eine Völkerwanderung von Hunderttausenden in die Thalebene ein. Eine Messe grandiosesten Stils von fünftägiger Dauer beginnt. Welche Einrichtungen mussten die Eleischen Polizei-, Gesundheits-, Sport- und Kirchenbehörden treffen, um in diesen Festwochen ihrer Aufgabe gewachsen zu sein! So haben Religion, Kunstsinn, Sport, Patriotismus, Weltlust, Bedürfniss, Eitelkeit und Neugier zusammenwirkend unzweifelhaft das seltsamste und bunteste Vielerlei von Gebäuden, Veranstaltungen,

Etablissements, von Instituten der Frömmigkeit und des Cultus, Gymnasien, Pferdeställen, Priester- und Beamtenwohnungen, Wagenremisen, Tribünen, Lazarethen, Restaurants, Hotels, Herbergen, Richterhäusern, Polizeiwachen, Bazaren u. s. w. auf diesem Raum entstehen lassen, welches die lebhatteste Phantasie sich selbst aus der Analogie unsrer grossartigsten englischen Renn-, deutschen Schützenfeste und Kirmessen, und französischen Pilgerbesuche in Lourdes schwerlich herzustellen vermöchte.

Wenn ich nach der Sonnenglut, die ich schon in diesen, von frischem Winde abgekühlten, Frühlingstagen dort unten in der Altis auf meinen dagegen doch ziemlich abgehärteten Kopf und Rücken brennen fühle, auf die schliesse, die in diesem Alpheios-Thal Anfangs Juli brüten muss, in welcher Zeit die Spiele bekanntlich stattfanden, so lerne ich die Kraft der Begeisterung der alten Hellenen doppelt bewundern, welche sie eine Woche lang allen den Schrecken freudig zu trotzen befähigte, die eine solche Massenanhäufung von Menschen und zumal bei dem ewigen Lodern von Opferflammen und ewigem Brandopferqualm doch nothwendig mit sich geführt haben muss. Was wir an einem Londoner Derbytag, an einem Berliner Siegereinzug, an einem Wiener Pfingstfeiertage in dieser Art erleben, hält noch nicht entfernt den Vergleich mit diesen Schrecken aus — selbst wenn der „fliegenabwehrende Zeus" die Riesenmücken wirklich nicht, wie Pausanias versichert, auf das olympische rechte Ufer des Alpheios herübergelassen haben sollte, was er heute ihnen wenigstens nicht mehr unbedingt zu wehren scheint. Leider nein! — Am meisten aber dauern mich die armen Frauen dabei. Selbstverständlich hat ihnen die natürliche Wissbegierde keine Ruhe gelassen. Mitgezogen hierher zu den Spielen sind sie sicher in Masse. Aber das Zusehen war ihnen verboten. Wehe ihnen, wenn sie sich verleiten lassen wollten, auf jene gottbegnadete, mit Kraft und Schönheit gesegnete Blüthe der hellenischen männlichen Jugend, welche dort im Pankration, im Pentathlon, im Diaulos, im Dolichos u. s. w. die ganze Kraft ihrer gestählten Leiber im heissen Ringen und im heissen Glanz der Julisonne entfaltete, nur einen verstohlenen Blick zu werfen! — Der tödtliche Sturz von jener steilen Felshöhe herunter, die ich dort im Osten

vor mir sehe, war ihr Lohn für den Frevel. Sonderbarer Weise war hier einmal, in rechtem Gegensatz zum modernen Frankreich, den Jungfrauen erlaubt, was den Frauen versagt blieb. Ich glaube für diese, unseren Gewohnheiten und Anschauungen so widersprechende, Besonderheit eine genügende Erklärung zu haben, aber sie ist so realistisch, dass ich vorziehe, sie nicht auf diesem Wege zu veröffentlichen.

Und jeder Sieger in diesen Spielen hatte das Recht, — seine Statue in Olympia's Thal aufzurichten; nur durfte sie nicht über lebensgross und, erst wenn er dreimaliger Sieger gewesen war, portraitähnlich sein. Wer zweifelt, dass sie von diesem Ehrenrecht, das ihnen die höchste Befriedigung menschlicher Eitelkeit gewährte, ausgiebigen Gebrauch machten? Der einfache Olivenlaubkranz vom heiligen Oelbaum in der Altis, den ein Knabe für die Sieger mit goldenem Messer abschnitt, der Beifallssturm der Zuschauer und der Heimathstadt waren doch nicht so ganz der einzige Lohn, wie es die idealistischen Darstellungen von Olympia's Herrlichkeiten versichern. Der Olympionikes, der glückliche Sieger, erntete damit noch manche sehr reale Vortheile, welche vielleicht, — da die menschliche Natur immer so ziemlich die gleiche gewesen sein dürfte, — auch ein kleiner Sporn mehr für die Bewerber gewesen sein werden. Zu diesen materiellen Belohnungen gehörte, was ich in allen den hochgestimmten Olympischen Schilderungen, an welchen die vaterländische Presse seit einem halben Jahr so fruchtbar ist, verschwiegen sehe, das Recht des Freitheaters auf den besten Plätzen vor der Bühne der Heimathstadt; 500 Drachmen Staatsgeschenk und lebenslänglicher Freitisch im Prytaneion, und in späteren römischen Zeiten Befreiung von allen städtischen (unbesoldeten!) Kommunalämtern. Und zu alledem noch eine Statue auch im Heimathort!

Bekanntlich hinderten diese glorreichen, religiösen Nationalfeste die hellenischen Stämme keineswegs, sich in der wüthendsten Leidenschaft während der Zwischenzeiten gegenseitig con amore zu zerfleischen, ihre Länder zu verwüsten, ihre Städte zu verbrennen. Wenn aber die heilige Zeit der Feste nahte, gingen die Boten von Elis, die Fecialen, die „σπονδοφόροι“ hinaus in alle griechischen Lande, um den Gottesfrieden, die Ekecheiria zu verkünden, welcher während der Dauer der

Feste die Waffen ruhen und den Hass schweigen machte, wie es Iphitos und Lykurg festgesetzt und als Vertrag im Kreise geschrieben, dem heiligen Discus, der im Heräon zu Olympia aufbewahrt blieb, eingegraben hatten. Und die, welche sich gestern noch die Hälse abzuschneiden getrachtet, sassen friedlich im Alpheiosthal beisammen. Und wem der grosse Wurf gelungen war, seinen Gegner zuvor in dem während der heiligen Woche pausirenden Kriege besiegt und gründlich geschädigt zu haben, stiftete hiefür das Dankgeschenk dem hilfreich gewesenen Gott; Gebilde von tausendfach wechselnden Arten, Formen und Materialien, welche den Wald von Bildwerken innerhalb der Altis, rings um den und an dem Tempel fort und fort in's Unermessliche und Unabsehbare vermehren mussten. Hieher stiftete man ferner die in Erz und Marmor gegrabenen Abschriften von Staatsverträgen, Bekanntmachungen, Schiedssprüchen in internationalen Streitigkeiten, sicher, dass hier am gewissesten ganz Hellas Kunde davon erhielte. Hieher zogen mit der festlichen hellenischen Völkerwanderung Dichter, Schriftsteller und Künstler, jene, um Stücke aus ihren Werken in der hintern Abtheilung der Cella des Zeustempels, dem Opisthodomos, vorzulesen; diese auch wohl, um ihre neuesten Schöpfungen daselbst vor einem so kolossalen Publikum auszustellen.

Die Macht von Hellas zerfiel und seine einstige Freiheit und Herrlichkeit lebte nur noch in der Erinnerung der Menschen. Vom Macedonier unterworfen, dann den Römern unterlegen und zur Provinz der Herrin der Welt herabgewürdigt, blieb dem Volk der Hellenen kaum noch ein Schein und Schatten seiner einstigen Grösse. Aber die Institution der olympischen Spiele blieb. Die folgten sich in den gleichen Perioden mit gleicher Regelmässigkeit. Der alte Riesenaltar des Zeus zwischen der Nordseite des Tempels und dem Kronoshügel, welcher, wie Pausanias erzählt, durch das Auftragen der mit lehmigem Alpheioswasser zum Brei gemischten Asche der Keulen der verbrannten Opferthiere fort und fort vergrössert wurde, zu welchem den Frauen und Jungfrauen der Zutritt nur bis auf die Höhe seines 125 Fuss im Umfang messenden steinernen Unterbaus, der Prothysis, gestattet war, sah noch immer reiche Brandopfer von der Flamme des Weisspappelholzes verzehrt werden, und die Jamiden walteten oben des Orakels,

wie nur in der alten glorreichen Periode Griechenlands. Gelegentlich, wenn sie die Nothwendigkeit, Geld zu schaffen, dazu zwang, nahmen die römischen Besieger, wie Sulla beim Kriege gegen Mithridates, wohl einmal die kostbarsten Weihgeschenke aus der Altis hinweg. Aber andererseits waren gerade jene oft am meisten beeifert, der Hoheit des Olympischen Zeus zu huldigen, seine heiligen Stätten zu schmücken, den allgemach verblassenden Glanz der Spiele zu erneuern und um den Ruhm zu werben, ihre Namen diesen heiligen Registern einverleibt, ja, wohl sich sogar persönlich mit dem Olympischen Olivenkranz, dem noch immer hoch und heilig geschätzten Symbol des glorreichsten irdischen Triumphs, bekränzt zu sehen. So hing Mummius, der barbarische Zerstörer von Korinth, die goldenen Schilde am Gebälk des Tempels auf. So rang Tiberius in Person mit dem Viergespann um den Preis im Wagenrennen; so Nero in nicht weniger als drei Kampfarten — und trug den Kranz davon, trotzdem er in Wahrheit elend unterlegen war. Wo war die Zeit hin, als die Hellanodiken, die eingeschworenen unbestechlichen Preisrichter, jeden sich zum Kampfe Meldenden in Bezug auf seine Herkunft, seinen guten Leumund, seine Tugend und Geschicklichkeit zuvor einem strengen Examen unterwarfen, ehe er zu einem der Kämpfe zugelassen wurde? Längst schon war die Bezeichnung und Berechtigung als „Grieche“ in feiler Willfährigkeit auf die fernsten asiatischen und afrikanischen Colonisten und besonders auf die Römer ausgedehnt worden. Egypten stellte in den letzten Zeiten die meisten Olympiadiken, der letzte war ein Armenier! — Dies letzte der Olympischen Spiele fand am Vorabend der furchtbarsten Heimsuchung durch Barbarenwildheit statt, welcher die bis dahin in allen Sturm- und Weltrevolutionen noch immer wenigstens zum Theil erhalten gebliebene Herrlichkeit Olympia's für immer zum Opfer fiel. Als die gothischen Horden Alarichs im Kriege gegen Byzanz nach des grossen Theodosius Tode 395 in den Peloponnes einbrachen, mordend, plündernd, verwüstend und besonders an den schönheitsvollen Schöpfungen des hellenischen Cultus ihre Wuth übend, verrichteten sie dies Werk der Verwüstung mit möglichster Gründlichkeit auch an Olympia's heiligem Bezirk. Dem strengen Verbot der Olympischen Spiele und

Opferdienste, welches zwei Jahre zuvor durch Theodosius erlassen worden war (womit vielleicht die Hinwegführung des Phidiasschen Zeusbildes verbunden gewesen sein mag), folgte hier durch die Gothen eine fürchterliche praktische Bekräftigung und Unterstützung. Was von Metallwerken, in Statuen wie kostbaren Weihgeschenken, etwa noch von jenen tausenden in der Altis zurückgeblieben war, welche Pausanias noch gesehen zu haben versichert, ist meist wohl durch diese deutschen Räuber vernichtet, geschmolzen, weggeschleppt worden. Den Tempel nur liessen sie unverbrannt. Neue Barbareneinfälle folgten. Fünfzig Jahre später ergossen sich die Avarenhorden Geiserichs über diese unglücklichen Heimathländer der höchsten Cultur. Im achten Jahrhundert drangen slavische Völkerstämme gegen Elis und die Alpheiosmündung vor. Was die gerade hier in Olympia verübten, darüber belehren uns heut sichtbar und eindringlich unsere neuesten Ausgrabungen Dessen, was sie zwischen, über und mit den Trümmern der alten Pracht gebaut haben. Nach den letzten Bulgaren-Invasionen und ihren Verheerungen im Peloponnes hat sich über Olympia die tiefe Ruhe des Grabes gesenkt. Keine Chronik, „kein Lied, kein Heldenbuch“ mehr meldet dann noch ein Wort von seinen Geschicken.

Und mit den Leidenschaften, der Gewinnsucht und der Bestialität der Barbaren, denen sich zum gleichen Werk der Fanatismus des jungen Christenthums und seiner Priester gesellte, schienen sich die in noch grösserem Stil zerstörenden Naturgewalten verschworen gehabt zu haben, um hier wie im ganzen Hellas die Reste des alten Schönheitsglanzes von seinem Boden zu vertilgen. Ungeheure verheerende Katastrophen, Erdbeben, in erster Reihe Ueberschwemmungen u. s. w., suchten, wie erwiesen ist, gerade im Jahrhundert Justinian's Griechenland heim. So hat auch in Olympia ein Erdbeben den Tempel des Zeus, dessen mächtiger Bau noch lange alle Verwüstungen, Beraubungen, Brände überdauert hatte, verschüttet, die Giebel gestürzt, die gewaltigen, wie für die Ewigkeit gegründeten Säulen in ihre Trommeln aufgelöst, rings um dahingestreckt, wie der Orkan jene Marmorsäule des Olympischen Zeustempels des Hadrian zu Athen. Es folgte eine grosse Ueberschwemmung des Alpheios. „Wenn jene Seen in Hocharkadien, besonders der Pheiniossee,

welche durch natürliche unterirdische Kanäle mit den höchsten Zuflüsssen des Alpheios derartig in Verbindung stehen, dass ihr Quell- und Tagwasser für gewöhnlich in entsprechender Masse abgeführt wird, ohne eine erhebliche Veränderung des Wasserspiegels herbeizuführen, einmal ihre natürlichen Kommunikationen verschlossen sehn, so wachsen sie eine Reihe von Jahren hindurch, bis entweder der kolossale Druck ihrer Wassermassen, oder eine Erdvibration die alten unterirdischen Höhlengänge wieder öffnet und wie eine kaskadenartige Entleerung, die Alles mit sich fortreisst, die obern Thäler heimsucht. Im untern Flussthal erfolgen dann sehr weit ausgedehnte Ueberschwemmungen, weil das herabfluthende Wasser durch Rückstau gehemmt und zur Ruhe gebracht wird. An solchen seeartigen Stellen pflegt dann der Fluss die fortgerissenen und transportirten Stoffe massenhaft niederzulegen.“ In jenen Jahrtausenden seit der slavischen Occupation hat der Alpheios dies allerdings mehr einhüllende und erhaltende, als vernichtende Werk, wiederholt verübt. Bis zu den Säulenkapitälen und dem Dach des Tempels, wie es Herr H. Kruse in seiner schönen Dichtung zu Ehren des Fundes der „Nike, die mit leichten Zehen etc.“ in der „Kölnischen Zeitung“ angiebt, brauchte diese Schlammablagerung gar nicht zu steigen. Die Säulen lagen nieder, das Dach existirte nicht mehr. Um $4-4\frac{1}{2}$ Meter wuchs die Schlammdecke des Alpheios und begrub die gestürzten Säulen, die Trümmer der Cella, die noch gebliebenen Weihgeschenke, Statuen, Giebelfiguren, architektonischen Fragmente des alten Olympia. Und mit ihnen zugleich auch jenes „architektonische Spinngewebe“, mit welchem Byzantiner und Slaven die ganze solide Herrlichkeit der hellenischen Bauschöpfungen gleichsam überzogen gehabt hatten.

Olympia war zur Zeit der türkischen Eroberung wohl nur noch ein antiquarisch-geographischer Begriff. Wenn der Ruhm seiner Spiele und das Wunderwerk des Phidias bei den gebildeten Geistern auch noch durch die Schriften des klassischen Alterthums erhalten geblieben war, so wusste die Menge im Abend- und Morgenlande schwerlich noch etwas von seiner einstigen Herrlichkeit.

Im Jahre 1776 dringt wieder die erste Nachricht von dem Ort nach dem abendländischen Europa. Damals, genau

vor nun hundert Jahren, wurden in Oxford die „Travels in Greece by Richard Chandler“, ein Jahr später in der Uebersetzung in Leipzig veröffentlicht, welche eine kurze, aber sehr beachtenswerthe Notiz über die auf der gänzlich verödeten Stätte des alten Olympia von dem britischen Reisenden gefundenen Ruinen brachten, zu denen ihn seine 1766 in der Morea gemachte Reise geführt hatte. Diese Nachrichten entflammten mächtig unsers Winkelmann edle Leidenschaft. In zahlreichen Briefen an seine Freunde von 1777, ja schon früher ohne durch Chandler angeregt zu sein, drückt er seine Begier aus und entwickelt seinen Plan zu einer Entdeckungsfahrt nach dem Peloponnes und zu Ausgrabungen auf der Ebene des alten Olympia. Seine Hoffnung der Verwirklichung ist nicht auf sein Vaterland, sondern auf die Erwählung des Cardinals Stoppani zum Papst und auf das französische Ministerium gestellt. „Diese Sache liegt mir nicht weniger am Herzen, als meine Geschichte der Kunst und wird nicht leicht in einer anderen Person gleiche Triebfedern finden.“ Sein Traum war 100 Jahre zu früh geboren und blieb bekanntlich unrealisirt. 1787 unternahm der Franzose Fauvel eine Reise nach Olympia, 1798—1801 machte Pongunville die Untersuchungsfahrt hieher und theilte mit seinen eigenen auch des Erstern unzuverlässige irrthümerreiche Beobachtungen mit. Dodwelle, der 1806 Olympia besuchte, und Gell, gaben bessere Nachrichten von den spärlichen über der Erde sichtbaren Resten im Alpheiosthal. 1813 verweilte Stanhope in Begleitung des Architekten Allason 14 Tage auf der Stätte Olympia's und gab 1824 mit einem trefflichen Bilderatlas seine Nachforschungen heraus. Endlich 1829 kam durch Frankreich eine wissenschaftliche Expedition hieher zu Stande, wie sie Stickler 1821 von Deutschland ausgehend erhofft und angeregt gehabt hatte. Mr. Dubois leitete die Ausgrabungen, bei welchen die Soldaten des französischen Hilfsheeres im griechischen Befreiungskampfe unter General Schneider Unterstützung leisteten. Aber auch diese Expedition hatte mit Gleichgiltigkeit der Heimath, Geldmangel und den Einflüssen des Klimas zu kämpfen. Nach einer zweijährigen, übrigens über den ganzen Peloponnes und die Cykladen ausgedehnten, Thätigkeit gab Frankreich das Unternehmen auf. Seine positiven Resultate waren

genaue Feststellungen über die Lage des Zeustempels, die Bloslegung einiger Säulen- und einiger Mosaik-Fussboden-Fragmente der Cella und die Ausgrabung einiger Bruchstücke der Metopen mit den Hochreliefs von Arbeiten des Herakles gewesen, welche heut im Louvre aufbewahrt sind. In einem grossen Prachtwerke sind die Erforschungen dieser Expedition mit zahlreichen Bildertafeln herausgegeben worden. Im Jahre 1830 erschien in London William Morris Leake's klassisches Reisewerk: „Travels in the Morea with Maps and Plains", welches in seinem ersten Kapitel das Beste über Olympia giebt, was sämmtliche moderne Forschungen zu Tage gefördert haben. Zu Ende der dreissiger Jahre machte Curtius seine epochemachende Reise durch den Peloponnes. In seinem 1851 bei Perthes erschienenen Werk: „Peloponnesos, eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel" zog er in Bezug auf Olympia die Summe von allem bisher darüber Erforschten. 1852 am 10. Januar hielt der grosse und liebenswürdige Gelehrte in der Berliner Singakademie jenen (bei W. Herz erschienenen) berühmten Vortrag: „Olympia". Unter seinen Zuhörern befand sich auch der Kronprinz von Preussen. Auch an dessen Ohr klangen die bedeutenden Worte, mit welchen jener diese begeisternde Darstellung des einstigen Olympia und seiner Schicksale schloss: „Von Neuem wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen Boden der Kunst, und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schooss wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern?"

„Was dort in der dunkeln Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden und wir sollen in unserer, von reinerem Lichte erleuchteten Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude."

Und diese herrlichen Worte fielen als Samenkörner in der hochherzigen Brust jenes Fürstensprossen auf ein gut Land! Er bewahrte sie in seinem Gemüthe. Als die grossen

Geschicke der Gegenwart sich in Bezug auf unser Deutschland vollendet hatten, als es wieder hiess: „ein Reich wie ein Sonnenschein, ein Fürst, ein Volk, und ein Wappen", als „die sechsunddreissig Lappen" wieder „besser klappten und ein Heldenpurpur" waren, als die Zeit der Erfüllung unsrer kühnsten Jugendträume, der Verwirklichung unserer theuersten vaterländischen Ideale endlich gekommen war, da trat auch jener schöne Gedanke wieder im Haupte des erhabenen Schirmherrn aller reinsten und edelsten Strebungen des deutschen Volksgeistes, dem des deutschen Kronprinzen, hervor und begann Form und Gestalt zu gewinnen.

Die Beweisgründe, welche, aus der Art der über Olympias Ebene dahingegangenen Zerstörungen wie aus der Natur, Lage und Einsamkeit des Ortes abgeleitet, für die höchste Wahrscheinlichkeit sprachen, dass hier unter dem bergenden tausendjährigen Alpheiosschlamm noch eine Fülle unvernichteter Reste der einstigen Tempel und Monumente, Statuen, Inschriften gerettet vor den schlimmsten Feinden aller Werke aus Marmor, den Kalkbrennern, ruhe, Reste, aus deren Aufdeckung man sich die wichtigste Bereicherung unserer Kenntnisse des klassischen Alterthums, seiner Geschichte und Kunst, mit Gewissheit versprechen könne, waren überzeugend genug, um Kaiser und Kanzler zur willigen Zustimmung zu dem Unternehmen zu bewegen. Fürst Bismarck trat in Unterhandlungen mit der griechischen Regierung. Im April 1874 gingen als Specialkommissare des Deutschen Reiches Professor Curtius und Baurath Professor Adler, als gelehrtester Architekt, nach Athen und nach dem Alpheiosthal, um hier den Plan der künftigen Ausgrabungen definitiv festzustellen und die nothwendigen genauen Erhebungen und Nivellements an Ort und Stelle zu machen; um dort im Verein mit dem Gesandten den nöthigen Vertrag mit der Griechischen Regierung abzuschliessen. Eine dem Deutschen Reichstage vorgelegte Denkschrift, welche in der umfassendsten und überzeugendsten Weise das ganze Unternehmen motivirte und die Aussichten eines glänzenden Erfolgs desselben entwickelte, richtete zugleich an jene Körperschaft den Antrag auf Bewilligung von 50,000 Thalern zum Zweck der Ermöglichung der Ausgrabungen im Bereich der Altis und von 7000 Thalern behufs der nothwendigen Vorarbeiten und Einrichtungen. Ein

Antrag, der bekanntlich vom Deutschen Parlament widerspruchslos bewilligt wurde.

Der am 25. April 1874 zu Athen durch den deutschen Gesandten E. v. Wagner, Prof. Curtius, Delyanni, den Griechischen Minister des Auswärtigen, und Eusiriades, den Conservator der Alterthümer, unterzeichnete Vertrag bedurfte nur noch der Zustimmung durch die Griechische Volksvertretung. Dank einer Kammerauflösung in Athen, den nothwendigen Neuwahlen und der politischen Krisis zog sich die Vorlage und die Annahme derselben überlange bis zum November 1875 hin, als unsere Arbeiten in Olympia bereits begonnen waren. Hellas konnte sich zu dieser Convention gratuliren! Die Deutsche Regierung übernahm alle Kosten des Unternehmens, die Besoldung der Beamten, die Löhnung der Arbeiter, die Errichtung der Schuppen und Baracken, die Entschädigung aller Besitzer von Pflanzungen und Gebäuden jeder Art, die sich auf den Nationalgrundstücken befänden. Dagegen verpflichtete sich die Griechische Regierung, die Arbeiter zu beschaffen, die Löhne festzusetzen, die Polizei auf den Ausgrabungsstätten auszuüben, die Ausführung der von den Commissaren getroffenen Anordnungen zu sichern.

Dafür erwirbt sie sich das Recht des Eigenthums an allen Erzeugnissen der alten Kunst und allen anderen Gegenständen, welche die Ausgrabungen zu Tage bringen. Ihrem Takt wird es anheimgestellt, dem Deutschen Reich zur Erinnerung der gemeinsam unternommenen Arbeiten und in Würdigung der Opfer, welche das Deutsche Reich dem Unternehmen bringt, diesem die Duplikate oder Wiederholungen von Kunstgegenständen abzutreten, welche bei den Ausgrabungen gefunden werden.

Deutschland seinerseits behält sich nur das Recht vor, Copien und Abformungen aller Gegenstände zu nehmen, welche bei den Ausgrabungen entdeckt werden. Und zwar nur für 5 Jahre vom Tage der Entdeckung gerechnet. Ausserdem räumt die Regierung Griechenlands der deutschen das Recht ein, Copien und Abformungen von allen Antiken zu nehmen, welche jene besitzt oder in Zukunft auf griechischem Boden entdecken würde. Griechenland und Deutschland behalten sich das ausschliessliche Recht vor, die wissenschaftlichen und künstlerischen Resultate zu veröffentlichen. Deutschland

verpflichtet sich, von seinen Editionen an Griechenland 15 von je 100 Exemplaren der ersten Auflage der Figuren, Tafeln und Bilder und 35 von je 100 Exemplaren der folgenden Auflagen abzutreten. Dieser Vertrag sollte 10 Jahre in Kraft bleiben. Die Vorarbeiten im Alpheiosthal sowie auf dieser Höhe des Dorfes Druwa im Norden über demselben begannen im Sommer des vorigen Jahres. Am Sedantage verliessen die mit der Leitung der Ausgrabung Betrauten, Dr. Hirschfeld, der junge und schon so viel bewährte Archäologe, der eben so wie zu forschen und zu enträthseln auch in allen Zungen zu sprechen, zu organisiren und zu kommandiren versteht, den Orient und Griechenland, das alte und neue, gleich gründlich kennt, und der Architekt Herr Bötticher, Berlin. Am 12. September trafen dieselben in dem hier für sie erbauten „Deutschen Hause“ auf der höchsten Kuppe Druwa's ein. Am 4. Oktober wurde von Dr. Hirschfeld und dem inzwischen angelangten Griechischen Commissar, Herrn Dimitriades, der erste Spatenstich am jetzigen Westgraben auf dem Felde gethan, auf welchem einige graue von Gestrüpp überwucherte mächtige dorische Säulenfragmente, die noch von den französischen Ausgrabungen her über der Erde geblieben waren, die Stätte des Zeustempels bezeichneten.

Nach mancherlei kleineren Funden stiessen die Arbeiter am 20. Dezember auf der Ostseite, dort, wo die alte „Basen- (nämlich Postament-) Strasse“ einige 30 Meter von der Tempelfront auf das erste Stück von desto eminenterer Bedeutung, das Nikepiedestal mit dem Autograph des Paionios aus Mende, durch welches dieser Meister es in eingegrabener Marmorschrift kund thut, dass er ausser dieser Nike, einem Weihgeschenk der Messenier, auch die Giebelfiguren der einen Tempelseite gemeisselt habe. Und andern Tags lag der grösste Theil der Statue selbst, die Pausanias ausdrücklich nannte, dem Sande entrissen, vor den beglückten Entdeckern.

Beide Herren, Bötticher und Hirschfeld, bezahlten ihren glühenden Eifer, mit welchem sie sich ihrer Aufgabe selbst bei dem furchtbaren Wetter des Winters hingaben, mit heftiger Erkrankung. Sie mussten das ungesunde Thal verlassen und in Corfu Heilung suchen. Dr. Weil, von Athen gesendet, trat für ihn zum Ersatz ein. Trotz dieser mehr-

wöchentlichen Behinderung der ursprünglichen Leiter sind unter der technischen Aufsicht des trefflichen Chefs der Arbeiten, des Dalmatiners Herrn Darese, diese seitdem mit ununterbrochenem, überraschendem Erfolg fortgesetzt worden. Was sie ans Licht gefördert haben an Skulpturen, Architektur- und Dekorationsstücken, Inschriften, und was sie von dem Bau des Tempels aufgedeckt haben ist über jedes Hoffen hinaus reich und imposant. Und doch dürfte das Bisherige nur erst ein Anfang und von den Resultaten der fortgesetzten und vollendeten Grabungen noch weit übertroffen werden. Mit Anfang Mai dürfte die Einstellung derselben, zu welcher das Klima des Sommers bis zum September zwingt, erfolgen. Professor Adler von der oberleitenden Kommission zu Berlin (die aus ihm, Professor Curtius und Legationsrath Busch gebildet wird), vor drei Wochen hier angelangt, um das bisher Erreichte in Augenschein zu nehmen und die nun zum ersten Male möglich gemachten, wirklich richtigen Aufnahmen des Tempelgrundrisses, wie er nun bereits deutlich, ja fast in allen Details der Anordnung klar gelegt ist, zu machen, verlässt Olympia diesen Sonnabend, um nach Berlin heimzukehren. Die anderen Herren folgen im Mai. Die Gipsformer und die Photographen haben ihr Werk grösstentheils gethan.

Achtes Capitel.

Im Trümmerfelde der Altis.

Olympia, 28. April.

Aus unserer Höhe, 140 M. über dem Flussniveau gesehen, erschien das ganze bisher blosgelegte Ausgrabungsgebiet in der Weite des Thals und gegen die Massen der dasselbe umgebenden Waldberge wie ein kleines abgezirktes Lager inmitten der Fläche. Ganz andere Gestalt gewinnt der Anblick, wenn wir von unserer bebuschten Höhe nun in viertelstündigem Niedersteigen hinabgelangt sind, und den Kladeos, welcher von knorrigen, breitschattigen Platanen, wilden Oelbäumen, Ginster- und Stecheichengesträuch beschattet zwischen seinen tiefen steilen Hängen so traulich heimlich und malerisch wie der deutscheste Bergbach, dahinrauscht, auf den hinein geworfenen grossen Steinen oder auf der ausserordentlich primitiven, provisorischen Skizze der von den Griechen vertragsmässig darüber herzustellenden neuen Brücke überschritten haben, und nun etwa vom Rande des Westgrabens her auf das Trümmerfeld hinschauen.

Wer nicht gewohnt ist an die Betrachtung solcher Ruinenstätten und an das schnelle Sichorientiren innerhalb derselben, wer nicht genauer vorbereitet und instruirt über die Hauptformen und Linien der ursprünglichen Anlage, und nicht von einem sehr kundigen „Exegeten“ geführt und rasch auf die wesentlichsten Punkte aufmerksam gemacht wird, der vermag schwerlich in der ersten Zeit beim Ueberblicken und Durchklettern dieses Chaos von riesenhaften zerstückelten cannellirten Säulentrommeln, ungeheuren Capitälen,

gestalteten und gestaltlosen Blöcken etwas anders, als eben das — Chaos zu sehen. Es wird ihm unmöglich scheinen, einen Ariadnefaden zu finden, der ihn durch diesen Wirrwarr, durch dieses tolle Durcheinander, das aussieht, als sei es die Stätte eines Kampfes der Götter mit den Giganten und als lägen hier die Schleuderstücke umhergestreut, welche jene ihnen zerschmetternd auf die zottigen Häupter gestürzt, zu leiten vermöchte. Hier leuchten uns die wohlbekannten typischen Formen, in denen die dorische Kunst das Gestein für ihre Tempel gestaltete, aus dem wüsten Haufen formloser Blöcke vertraut entgegen. Dort schön gegliederte Marmorpiedestale, die einen ganz und wohlerhalten, in Würfelgestalt, in cylindrischer, in rechteckiger, lang gestreckter Basenform; die andern in Bruchstücken, welche doch die ursprüngliche Totalform sehr wohl errathen lassen. Viele sind an ihrer Vorderfläche mit einer darüber befestigten schirmenden bretternen Decke versehen: immer birgt eine solche an dem betreffenden Marmor eine jener unschätzbaren Inschriften, welche zu den wichtigsten Ergebnissen dieser Ausgrabungen gehören. Hier erhebt sich (oder erhob sich wenigstens noch bis zum Mittwoch) aus der Grundfläche der Cella noch 2 ½ Meter hoch zwischen den aufgedeckten Stellen ein breiter Erdhügel. Ein Gewimmel von Arbeitern aus den umliegenden Ortschaften, ja bis aus der spartanischen Landschaft her, tiefbraune, bärtige, wilde Gesichter, meist schlanke, feingliedrige Gestalten in zerlumpter malerischer Tracht, viele in schmutzig weissen Fustanellen, dunklen, ärmellosen Tuch- oder Felljacken, Schuhe mit aufgerichteten bequasteten Spitzen oder Sandalen an den Füssen, Tücher um die Köpfe gewunden, regt sich um diesen grauen Flusssandhaufen, auf deren Plateau noch ein Rest der ehemalig darauf wuchernden Platanengruppe blieb. Sie schaufeln, arbeiten mit ihren Spitzhacken auf die zähen Ahornwurzeln los, füllen ihre Handkarren und rollen die gefüllten zwischen den Trümmern über die schräg hinabführenden Gangbretter, um sie am untern Rande der östlich und westlich nach Süden hin zum Sandufer des Flusses führenden beiden Gräben zu entleeren, und eiligst wieder zurückzutrotten. An Stelle des verschwundenen Zeusbildes sitzt der Polizeichef Panagiotis, der athenische alte graubärtige Unterofficier und Akropoliswächter im vielgebrauchten, blauen

Waffenrock, mit nicht geringerer, feierlich strenger Würde, als der Kronide auf einem hohen Säulenstumpf und hält die Arbeiterschaar scharf unter seinem olympischen Herrscherblick. Auf der Spitze des Hügels steht Signor Danese's schlanke Gestalt, vom gross schwarz und weiss karrirten Plaid, wie der Strohhut vom weissen Schleier, umflattert, und leitet die ganze technische Procedur. Drüben über einem Gewirr von Blöcken vor der Ostseite des Tempels hat Herr Bötticher, dessen von der Sonne Griechenlands bereits indianerhaft-rothbraun colorirtes, blauäugiges Antlitz, von der weithin leuchtenden weissen Mütze beschattet, unter dem neben ihm in den Boden gepflanzten grossen Sonnenschirm seinen Messtisch aufgestellt, visirt und zeichnet am Plan des ganzen Terrains. Hier aber neben den grabenden Arbeitern ist Baurath Adler mit dem ihm charakteristischen Feuereifer darüber her, am Boden knieend mit Zollstock und Bandmass Säulenfüsse, zu Tage tretende geschwärzte Blöcke, Trümmerstücke, heil erhaltene und zerbröckelnde Schwellen bis auf den Bruchtheil des Centimeters genau zu messen. Er bohrt seinen prüfenden Blick gleichsam in jedes Detail und jede Verborgenheit. Mit dem durchdringenden ästhetischen Kunst- und technischen Handwerksverstand des Baumeisters eine ausserordentlich reiche Erfahrung und das umfassende Wissen des Gelehrten verbindend, zieht er schnell und sicher seine Schlussfolgerungen für den einzelnen vorliegenden Fall, welche die mannigfachen Räthsel des Baues, seiner Technik und Geschichte lösen und erklären sollen. Lebhaft discutirt er mit Dr. Weil und Dr. Hirschfeld neben ihm, die Resultate seiner Prüfungen, Messungen und Folgerungen, seine Ueberzeugungen scharf gegen jeden Versuch des Widerspruchs vertheidigend. Oder er trägt mit sicherer Meisterhand seine Linien nach den gefundenen beigefügten Massen in das Block-Skizzenbuch behufs späterer Ausarbeitung und Benutzung ein. — Auf dem Wall des Nordgrabens am Haupteingang in das so verschanzte Tempelterrain hält ein griechischer Infanterist in Käppi, langer, graublauer Capotte und griechischen kniehohen Gamaschenstrümpfen und Quastenschuhen Gewehr im Arm Wacht und hat viele Noth damit, die zudringliche Neugier seiner Landsleute beiderlei Geschlechts zu dämpfen und an der beliebigen Befriedigung einigermassen zu hindern.

Häufig kommen sie in grossen Trupps von näheren und entfernteren Ortschaften hergeritten, um mit eigenen Augen zu sehen, was diese räthselhaften deutschen Schatzgräber hier im Schlamm der Thalebene eigentlich treiben und an's Licht fördern. Begreiflich macht ihnen dies ganze Unternehmen und dessen Motive keine Art von Erklärung. „Ihr sucht doch Schätze?" — Nein, nur diese Steine hier, wie Ihr sie da seht. — „Aber die nehmt Ihr doch mit Euch, wenn sie Euch denn so zu gefallen scheinen?" — Durchaus nicht; wir lassen Alles Eurer Regierung. — „So bezahlt Euch die also auch reichlich dafür?" — Mit keiner Lepta. Nur die unsere bezahlt Alles. —

Da bleibt denn Kopfschütteln nur noch die einzige Entgegnung. Sie resigniren auf weitere Fragen und sehen sich eben an der Grenze alles Begreifens angelangt.

Doch sehen wir uns das Ausgrabungsfeld und das Ausgegrabene näher an. Vier Gräben umhegen das für die nun abgelaufene erste Campagne dieses Halbjahrs in Aussicht genommen gewesene in allen vier Himmelsrichtungen und umschliessen ein Terrain von 17,000 Qu.-Meter. Vordem war dasselbe theils von Gerstenäckern, theils von wüstem, mit Disteln und wildem Senf bewachsenem Felde bedeckt. Im Mittelpunkt ragten darüber zwischen Platanen und Gestrüpp mehrere altersgraue verwitterte Blöcke und Säulentrommeln hervor, die Zeugnisse jener von den Franzosen 1829 unternommen gewesenen, liegen gelassenen und wieder halb verschütteten, von Vegetation überwucherten Ausgrabungen. Heut ist nur ein verhältnissmässig schmales Stück Erdreich an der Nordseite und eine breitere Bodenfläche zwischen der Südgrenze und der dortigen Tempelseite noch unabgetragen. An der tiefsten Stelle der Gräben ist man bis in die Fundamentirungstiefe des alten Tempels hinabgedrungen, dessen hoher Boden stellenweise bis 4 Meter unter dem neuen daraufgeschwemmten Erdreich lag.

Den ersten Nordgraben zog man wohl in der Erwartung, dort bereits auf die Spuren des grossen nordwestlich vom Tempel gelegenen oft citirten Opferaltars des Zeus zu treffen, an seiner jetzigen Stelle. Durch einen Einschnitt in dem Wall der aus ihm gegrabenen Schlammerde gelangt man nun auf einer Ueberbrückung über diese erste Tranchée zu

jenem schmalen Zwischenterrain und einer zweiten, der Nordseite des Tempels nähern, breiten Austiefung. Sie ist in bedeutendem Umfang nach Osten und an der Ostseite fortgesetzt, dort wie von hohem, langem Wall von der Wand des alten Erdreichs und der zunächst auf dessen Höhe gehäuften ausgeworfenen Schlammerde überragt. So ist hier an dem östlichsten Theil der Nordseite und auf der ganzen Ostseite, fortgesetzt, auf letzterer in einer Breite von mehr als 30 Meter, der wahre Boden der Altis erreicht und aufgedeckt worden. Und damit zugleich der Unterbau des Tempels und seiner östlichen Vorbauten selbst. Bestimmt und klar treten die drei mächtigen Stufen, welche zu seinem Niveau aus dem des Haines hinaufführten, und tritt die Nordostecke des ganzen Baues hier hervor. Noch wurzelt fest auf ihr an ihrer alten Stelle etwa 1—1½ Meter hoch der unterste Rumpf der gewaltigen Ecksäule. Trümmer und Säulen-Trommeln sind darüber hin und in die Tiefe gewälzt, wie sie das Erdbeben gestürzt und zerschmettert hat. Zwischen ihrem Gewirr aber erkennt man bald deutlich die eigenthümlichen Abweichungen von der regelrecht gewohnten Tempelform eben an dieser Ostseite. An deren nördlicher Hälfte treten drei Postamente von verschiedener Gestalt und Grösse, in der Höhe der mittelsten Stufe ansetzend, nach Osten hervor: zwei flachere und kürzere aus weissem Marmor, ein grösseres aus Backsteingemäuer, das sicher einst mit Marmor bekleidet gewesen, in römischer Zeit erst errichtet ist und ein römisches Monument getragen hat. Weiter nach der Mitte der Front zu aber sieht man in einer Breite von 6 Meter die Thymele, den Vorbau für den Tempelaltar des Zeus, in der gleichen Richtung dicht neben dem südlichsten der drei Postamente hervortreten, rings von drei Stufen umgeben und über die Bodenfläche erhöht, theilweise von den gestürzten Säulen des Umgangs der östlichen Tempelfront zertrümmert; anderntheils von ihnen bedeckt. Von dieser Thymele führen auf die Mitte der Front zwei kleinere in die grosse oberste Tempelstufe eingeschnittene Stufen zum Boden der Halle hinauf, auf welchem die Reste eines zierlichen Pflasters aus weissen kleinen Marmorfliesen in Bienenzellenform hie und da sichtbar werden. Die Franzosen hatten diese bereits erreicht. Eine dabei von ihnen gefundene schöne musivische Bild-

darstellung von Tritonen und Amoretten ist auch jetzt wieder der Erhaltung wegen zugedeckt. Die hier zunächst noch aufragenden und darüber liegenden Säulenstücke zeigen in ihren obersten Theilen den grauen Ton, die Luftverwitterung und die bereits in diesen 48 Jahren darauf entstandenen vegetabilischen Bildungen, welche alle die seitdem offen der Luft ausgesetzt gewesenen wenigen Trümmer von den ganz hell lehmfarbenen nun frisch aufgegrabenen so bestimmt unterscheiden. Vier von den sechs Säulen dieser Osthalle stehen noch „in situ“ auf ihrem Platz, auf dem Gestein des Bodens mit ihren untersten Stumpfen wurzelnd; die andern beiden sind gänzlich bis auf die Grundfläche rasirt; von jenen liegen die Trümmer mit den ihren vermengt davor in der Tiefe.

Verfolgen wir von der Nordostecke zunächst die Säulenhalle des nördlichen Umgangs nach Westen hin, so zeigen sich an ihr noch vier Stümpfe in situ. Ihrer Schäfte und Kapitäle Trümmer, so wie die der andern gestürzten neun Schwestern deckt noch das unabgetragene, dort nahe an dem Tempel aufragende Erdreich. Schon jetzt prägen sich deutlich an dessen östlicher Wand derartige Stücke der dorthin gestreckten aus. Gänzlich rasirt sind sämmtliche sechs Säulen der Westfront. Zum Theil mögen ihre Fragmente noch in der hohen Schlammlage jenseits des schmalen Westgrabens stecken, der hier dicht an den Tempelstufen hin gezogen ist. —

Das prachtvollste Bild der Zerstörung gewährt die Südseite mit ihren gestürzten dreizehn Säulen. Sieben ihrer Stümpfe stehen in situ; alle Schäfte aber sind von dem gewaltigen Rütteln des Erderschütterers, — wie die meisten noch verdeckten der anderen Seiten und die der offenen Ostseite auch, — nach aussen gestürzt, diese hier wie sie gestanden, in Reihe und Glied, wie Grenadiere der alten Garde, welche der Kugelregen auf ihrem Posten Mann an Mann traf, fällte und zerschmettert auf den Boden bettete. Die geknickten und zertrümmerten Gliederringe jeder Säule von Fuss bis zum Abacus bewahren hier an der Südseite noch fast durchweg eine gewisse Zusammengehörigkeit der Richtung, so dass jede sich auch im Sturz noch als das Ganze ausprägt, was sie einst war. Architrav-Blöcke, Fries-

trümmer mit Triglyphen von 5—6 Fuss Höhe, Gesimstrümmer, Mutuli-Fragmente wälzen sich dazwischen, sind hier und dort hin wild durcheinander geschüttelt, viele auch ins Innere der Cella hineingestürzt und vollenden den Eindruck dieses grandiosen Schauspiels der ungeheueren Verwüstung durch übermächtige Naturgewalten.

Zur Osthalle zurückgekehrt, suche ich zwischen den Trümmern den Eingang zur Pronaos. Hier habe ich ihn zweifellos. Dort zur Rechten erkenne ich noch in situ den Stumpf der nördlichen der beiden Eingangssäulen, und weiter nördlich davon ein geringes Stück der Wand. Von dem kostbaren farbigen Marmormosaik des Bodens liegen Bruchstücke in grosser Menge umher. Von den ehernen Gitterthoren sind die Reste nun an ihrer Stelle zwischen den Eingangssäulen gefunden. Aber wo blieben jene köstlichen Weihgeschenke, die hier zur Rechten sich noch dem Blick des Pausanias zeigten?! Der Thron des Arimnestos, die ehernen Rosse der Kyniska, der eherne Dreifuss, von welchem ehedem die Sieger ihre Kränze nahmen, und wo am Eingange jene Gruppe, „rechts vor der Säule", den Iphitos darstellend, von der göttlichen Frauengestalt, der Ekecheiria, dem Gottesfrieden, bekränzt?!

Nun bin ich im heiligen Raum der wieder höher gelegenen Cella, der Naos des Gotteshauses selbst, welches die Querwand mit der hohen prächtigen ehernen Pforte von der Pronaos abschloss. Zertrümmerte niedrige Reste dieser Wand stehen noch; von der nördlichen Langwand blieben am Ost- und Westende ein paar 5 Fuss hohe an ihrer Stelle, Blöcke der äussern Hälfte ihrer Dicke, während die der innern gleichsam ausgenagt und glatt vom Boden aus ihren Bettungen herausgehoben sind durch jene späteren Bewohner des heiligen Thales, von deren Spuren ich noch erzählen werde. Die Reste der südlichen Langwand aber, wie sie sich eben jetzt aus dem mittleren Schlammerdhügel herausschälen, scheinen noch geringer zu sein. Gleich an ihrem östlichen Ende, und von der ersten Säule des Schiffs zur Linken nach ihr hin eine etwas über dem Boden erhöhte Platte, anscheinend nur der Fuss eines Quermäuerchens, das sich eben so auch an der entsprechenden Stelle der Nordseite zeigt, bemerkt man unverkennbare Brandspuren. Mauerrest

und Säulenstumpf sehen tief geschwärzt und zerbröckelt vom Feuer aus. Vielleicht lag hier die hölzerne Wendeltreppe zur obern Gallerie und zum Dach, die von der Flamme verzehrt wurde. Doch wer wollte sich für eine der tausend Möglichkeiten erklären, welche zur Motivirung dieser Brandspuren angeführt werden könnten.

Von den, das breite Mittelschiff von den beiden schmalen Seitenschiffen sondernden, sieben Säulenreihen des Innern blieben an der Nordseite noch sechs Stümpfe auf ihren Stellen. Die östlichste nur verschwand gänzlich. Von denen der Südseite wird bereits unter der abgetragenen Erde die gleiche Zahl sichtbar, in welcher hier die östlichste nicht mangelt. Zwischen der 2. und 3. und der 3. und 4. Cellasäule der nördlichen Reihe fällt der noch sehr deutliche Rest einer dort angebrachten eingemauerten mit Stuck überzogenen Theilungsschranke der Schiffe auf, über deren einstige Höhe sich allerdings nichts mehr bestimmen lässt. Am Boden sehe ich die noch quadratischen Platten eines violetten Marmorpflasters und Brocken jenes schwarzen, mit welchem Pausanias nur den Theil des Bodens nahe vor dem Bilde belegt gesehen hat.

Und nun stehen wir nahe dem westlichen Ende des Mittelschiffs: Eine zerbröckelte, mit weissem Stuck bekleidete, anderthalb Fuss über dem Boden liegende Platte, Fragment der untersten Lage eines mächtigen umfangreichen Fussgestells, zeigt sich da vor uns. Wer vermöchte es, sie zum ersten Male anzusehen, oder seinen Fuss darauf zu setzen, ohne von einer tiefen Bewegung des Gemüthes bemeistert zu werden, welche sich körperlich fast als eine Beklemmung der Brust, als ein Druck auf der Kehle, als eine Trübung des Blickes äussert! Ziehe deine Schuhe aus, denn hier, — wenn irgend wo auf der weiten Erde, ist heiliges Land!

Auf dieser Platte erhob sich einst das Riesenbild des Olympischen Zeus. Hier, wenn der kolossale Purpurvorhang niedergelassen war, sah man ihn sitzen „den Gott, aus Gold und Elfenbein gebildet, auf seinem Throne“; auf seinem von den goldenen Locken umwallten Haupte den goldenen Olivenkranz, auf der Rechten die bekränzte Nike aus Gold und Elfenbein, welche die Siegesbinde hält, in der

Linken das Scepter mit allen Arten von Metall ausgelegt, der Adler auf dessen Spitze; von Gold die Sohlen des Gottes, golden sein reich mit Blumenschmuck eingelegter Mantel, der Thron mit Gold und Elfenbein eingelegt, aus Ebenholz und Gold, mit Bildern und runden Figuren an Lehnen, Füssen, Querstäben, Säulen, Schemel, Schranken in überschwenglicher Fülle und Pracht bedeckt; das wunderbarste, das erhabenste und feinste Werk, der reichste, bedeutsamste und harmonischeste Schmuck, welche je eines Meisters Phantasie erfunden, seine kunstreiche Hand gestaltet und in edlen und köstlichen Stoffen ausgeführt hat. Und die stärksten Geister neigten sich in Ehrfurcht der überwältigenden Erscheinung, dem hier verwirklichten Begriff göttlicher Hoheit, ihrer Herrschermajestät, himmlischer Heiterkeit und Milde, und empfanden eine Beglückung und Befreiung der Seele, wie kein anderer irdischer Eindruck sie zu erzeugen vermöchte . . .

Und nun an dieser Stelle das Nichts, dies armselige zerbröckelte Gestein über trümmerbedecktem Boden; kein noch so leiser Schatten und Abglanz von so hoher Herrlichkeit! Sei es von der Naturgewalt, der Vergänglichkeit, der räuberischen und zerstörenden Faust der Barbaren verwüstet — gleichviel: dies Alles bleibt dahingegangen in Nichts; bleibt dem ewig gleichen und ewig seine Formen wechselnden Urstoff zurückgegeben, wie es allem Höchsten, Beglückendsten, Süssesten, ebenso wie allem Armseligen und Kleinen, was diese Sonne beschien und bescheinen wird, bestimmt ist.

Dicht hinter ihm schloss sich die Quermauer der Cella. Ist sie selbst dort auch grösstentheils zertrümmert, so blieb doch ihr Ansatz an der nördlichen Langwand deutlich genug erkennbar. Von dem zweiten Stockwerk und seinen Säulen, von dem über der Mitte des Hauses offenen Dach dagegen zeugt heute nichts, als ein Paar Säulentrommeln von kleinerem Umfang und ein Paar hier gefundene Ziegel aus penthelischem Marmor, welche jenes Dach deckten.

Jenseits dieser Wandspuren zeichnet sich im Westen der Opisthodom, jenes Gemach, in welchem unter Anderm Herodot den versammelten Hellenen Stücke aus seinem Geschichtswerk vorgelesen haben soll, in allen seinen Umgrenzungen trotz der Zertrümmerung seiner Wände sehr bestimmt. Von seinen beiden Ausgangssäulen steht noch die

südliche als niederer Stumpf in situ; ebenso ein 5′ hohes Stück der Schlusswand der Nordseite, dann der westliche Umgang, von dessen sechs Säulen auf seinem Boden und Stufenrande nichts als gestaltlose Fragmente blieben, dicht daran der Westgraben und der jenseitige hohe Wall unabgetragenen Erdreichs. Zwischen dessen Böschung und dem Kladeos decken Korinthenpflanzungen und Gerstenfelder die Oberfläche, deren Schooss noch sicher eine reiche Ernte von Resten und Fragmenten von hoher Wichtigkeit und Schönheit verheisst und verbirgt, vor Allem die der Statuen des gestürzten Westgiebels, der Werke des Alkamenes.

Das ist genau der Zustand des nun endlich in seinem ganzen Umfang blossgelegten Tempelbaues selbst, dessen Betrachtung so viele falsche Annahmen, Voraussetzungen, Spekulationen und Behauptungen corrigirt und widerlegt. Unter allen vorhandenen erinnert er in Anlage, Plan und Art auf's Lebhafteste an den freilich so viel glücklicher erhaltenen des Poseidon zu Pästum. Die Verhältnisse der Säulen, die schnelle Verjüngung ihrer Schäfte, die ungeheuern Durchmesser des Fusses und der Kapitäle sind fast die gleichen; hier wie dort ist die Cella mit den obern Gallerien versehen. Die Beziehungen der Breite des Ganzen zur Länge allerdings differiren: Der zu Pästum zeigt je 14 Säulen an den Langseiten statt der je 13 des Olympischen, bei den gleichen je 6 in den Fronten. Jenem fehlt ferner die Thymele. Ueber die Giebelsteigung des hiesigen aber haben wir schlechterdings noch kein Urtheil; wohl aber darüber, dass er als Ganzes wie in Bezug auf das Material, so auch in Hinsicht der technischen Durchführung, der Fundamentirung, des Kunstgeschmacks, der Schönheit und Harmonie der Gesammtwirkung auch in der Zeit seines frischen Glanzes mit dem Athenischen Parthenon keinen Vergleich ausgehalten haben kann.

Das breite Trümmerfeld auf dem Altis-Boden vor der Ostseite und weit nach Süden hin ist es, welches bisher die bedeutendste, reichste Fundgrube der wichtigsten Objecte und der Entdeckungen geworden ist. Dorthin stürzte in jenem Erdbeben, welches den Säulenwald ringsum niederlegte, der Giebel mit den Marmorbildern des Paionios; dort auch grub

man ihre zerschmetterten Leiber aus dem Grabe der Schlammerde während der letzten Monate heraus.

Dort auch parallel der Tempelfront zog sich in dem schon genannten Abstande von 30 Metern die Strasse der Postamente nach Süden hin, auf welchen jene langen Reihen von Weihgeschenken standen, zwischen denen Pausanias aufmerkend und notirend wandelte. Wenig genug allerdings blieb von ihnen erhalten. Die meisten Marmorbasen stehen leer. Aber der dort gemachte Fund der Nike des Paionios und ihres hohen Fussgestells mit des Künstlers Inschrift vermag wohl für manchen Mangel zu entschädigen.

Und noch ein anderer, kein künstlerischer, aber ein desto merkwürdigerer historischer Fund ist dort zu Tage gefördert: das traurige wüste Denkmal jener über ein Jahrtausend zurückliegenden Epoche, als slavische Völkerstämme [1]) auf ihren wilden Streifzügen durch den schutzlosen Peloponnes auch das Alpheiosthal erreicht und sich daselbst festgesetzt hatten. Rings um den Olympischen Tempel, — heut ist es noch unmöglich zu sagen in welcher Ausdehnung — nach allen Seiten hin nistete sich eine Barbaren-Gemeinde ein. Ob es vor oder erst nach dem grossen Erdbeben geschah, welches des Heiligthums Säulen und Giebel stürzte, wird völlig überzeugend nicht nachzuweisen sein. Jedenfalls haben diese Fremden den Tempel gleichsam im Innern ausgenagt, um sich aus seinen Brocken im Verein mit dem überall zur Hand liegenden Gestein, mit Blöcken, Piedestalen, Statuentheilen, einfacheren und kunstgestalteten Bruchstücken dieses und der nahen andern Heiligthümer, noch aufrechtstehenden oder niedergeworfenen Monumenten ihre armseligen, regellosen Steinhütten zusammen zu flicken, und sie zugleich zur Vertheidigung gegen ihre etwaigen Bedränger, gegen Feinde oder Räuber zu befestigen. Nach der Ostseite hin ist bereits eine aufrechtstehende starke allgemeine Mauer dieser Ortschaft, oder dieser Kaserne, welche die „Brüder vom deutschen Hause“ zu Druwa-Olympia mit trefflichem Humor „Olympowo“ getauft haben, um die architektonische „polnische Wirthschaft“ der Bauten sofort anschaulich zu bezeichnen, aufgedeckt. Ihre Blöcke zeigen eine seltsame Eigenthümlichkeit: die Quadern derselben tragen an ihrer Innenseite viele vortretende Erhöhungen, welche bald wie die Klötze an unteren Friesplatten, bald wie Theile

von unregelmässigen plumpen Zahnschnitten aussehen. Welches Ursprungs, da sie gefundenes Material oder Beweisstücke olympowitischen Dekorationstriebes sind, — wer mag es sagen! Rechtwinklig auf diese sich im Ostgraben weiter gegen den Fluss nach Süden hinziehende „Pocken-Mauer“ gerichtet, stehen die Wände der einzelnen Familienwohnungen Olympowo's über und zwischen den edlen weissen Marmorbasen der Weihgeschenk-Strasse: Wüst auf- und aneinander geklebt, und gethürmte Bruchstücke von Tempeltrümmern, vermischt mit Lehm und Schutt, setzen diese Wände zusammen, welche die einzelnen Nester scheiden. In vielen derselben sieht man in einer Ecke aus gebranntem Thon in umgekehrter Muldengestalt geformte Gräber, in welchen bei der Oeffnung noch Gebeine gefunden sind. Die Bewohner scheinen ihre lieben Todten gern bei sich im Hause beherbergt zu haben.

So zieht sich dies hässliche steinerne und thönerne Gespinnst der „Prachtfeindin“ über den Boden der Altis. Es bröckelte und nagte an Allem, was dieselbe noch immer aufrecht oder gestürzt von den Resten ihrer einstigen Schönheit schmückte, und bedeckte sie mit den eigenen armseligen und rohen Bildungen wie mit einem schädlichen Schleim. Nicht nur hier an der Ostseite und weit hinein in der Sohle des östlichen Grabens kann man diese „Olympowiten“-Architekturen verfolgen. Auch zwischen den Trümmern längs der Südseite bis zum Westende des Tempels hin. Dort aber stösst man als Abschluss der ganzen barbarischen Ortschaft auf eine Doppelmauer desselben Ursprungs, aber von noch seltsamerem Gefüge als ihr östliches Gemäuer. Sie setzt unmittelbar an der vorletzten Tempelstufe seiner Südwestecke an, und zwar ist sie aus festen Quadern, anscheinend Architravstücken vom Tempel her, solide und genau gefügt. Eine so aufgeführte Wand kehrt sie nach innen wie auch nach aussen gegen Westen hin. Aber ihre kolossale Dicke von über 3 Metern ist im Innern zwischen diesen beiden Wänden keineswegs massiv gefügt, wie letztere, sondern mit einem Füllwerk ausgeschüttet, zu welchem die Erbauer alles benutzt haben, was ihnen eben zur Hand lag, was das einstige Trümmerfeld des Tempels ihnen darbot. Ohne Auswahl im tollsten Durcheinander sind dort Skulpturen- und Architektur-

fragmente jeder Art, Form und Grösse, jedes Materials, Stils, Alters und Herkommens zusammengeworfen. Der weisse und farbige Marmor schimmert zwischen den muschelreichen verwitterten Blöcken des Porosgesteins und Backsteiuen. Diese Mauer scheint eine besonders ausgiebige Fundgrube von bedeutenden Fragmenten werden zu wollen. Sie hat in Anerkennung dieses Verdienstes den Ehrentitel der „Je länger, je lieber-Mauer“ erhalten: je weiter sie sich nach Süden unter dem noch unabgetragenen Erdreich fortsetzt, desto reicher dürfte die Ausbeute unsrer Schatzgräber auf diesem Theil des Terrains werden.

In der Tiefe des schmalen Westgrabens in seinem südlichsten Theil sieht man aus der antik-olympischen schwärzlichen Erdschicht wiederholt steinerne Leitungsrohre altgriechischer oder römischer Arbeit hervortreten, die sich drüben unter den Korinthenfeldern der Westseite fortsetzen müssen. Auch durch die Aufdeckung dieser und verwandter Anlagen in der Tiefe des Altisbodens muss sich, so meint man mit Recht, noch manches olympische Geheimniss lösen. Doch „manches Räthsel knüpft sich auch“.

Dass der anmuthige Kladeos in antiker Zeit ein anderes Bett als das gegenwärtige gehabt habe, scheint unzweifelhaft. Etwas südlich der erwähnten Brücke ist man auf eine, vom Fluss aufsteigende uralte feste wohlgefügte Futtermauer gestossen, deren Richtung fortgesetzt nach Norden gegen den heutigen, sehr veränderten Lauf des Flüsschens einen starken Winkel bildet. Und jedenfalls war jene die Grundmauer eines Quais an seinem linken Ufer. Wie nahe demselben sich die westliche Umfassungsmauer darüber erhoben, wo sich die Brücke der Feststrasse von Elis über den Kladeos, wo sich das berühmte Westthor in der Mauer befunden haben, bleibt bis jetzt noch völlig unsicher. Nach den bisher gemachten Erfahrungen lässt man hier sehr gern alles Prognosticiren und Conjecturiren über diese und ähnliche Punkte ruhen und fasst sich in Geduld, die einzig sichern Aufklärungen und Bestimmungen von der nächsten Ausgrabungs-Campagne dieses Herbstes und Winters erhoffend. Diese wird ihre erste Aufgabe nach der Abtragung des noch zwischen dem Tempel und dem Südgraben befindlichen brachliegenden Wiesenterrains, im Weitervordringen nach Westen

und Norden hin über die jetzigen dortigen Gräben hinaus zu suchen haben. Dorthin lag der grosse Zeusaltar, lagen das Pelopeion, Heraion, Hippodameion, Prytaneion, Buleuterion, Heiligthum der Hestia, Poikile, Stoa; und in und zwischen ihnen setzte sich der Wald von Statuen, Denkmalen und Weihgeschenken fort bis zu jenen aus Porosquadern aufgeführten Terrassen des Kronoshügels, auf denen die Schatzhäuser und die „Zanes“, die aus Strafgeldern verurtheilter betrügerischer Sieger errichteten Zeusstatuen, standen. Auf das Erreichen und Aufdecken der profanen Bezirke der Olympischen Ebene, des Stadiums, des Hippodroms und des Gymnasiums, zu beiden Seiten des Hügels würde man ohne Schmerz verzichten. Aber mit dem genannten Terrain, nach so glänzendem Beginn des grossen Unternehmens, nun auch einmal gründlich fertig zu werden, hier Klarheit zu schaffen und zugleich an beweglichen Kunstschätzen Alles dem Grabe zu entziehen, was irgend darin noch der Rettung harrt, erscheint eine so unabweisliche Ehrenpflicht Deutschlands, dass man kaum zweifeln kann und mag, Regierung und Reichstag werden sie auch ihrerseits als solche erkennen und jene Mittel gewähren, deren es zur Fortsetzung und zur rühmlichen Vollendung der Arbeiten mit möglichst energischen Kräften und den zweckförderlichsten Verfahrungsweisen während der nächsten zwei bis drei Jahre bedürfen würde.

Die Stelle der heiligen Schatzhäuser ist über der ihre Trümmer bedeckenden Walderde auf der untern Kroniontterrasse auch heute wieder besetzt. Aber nur mit einem sehr leichten, unschädlichen, anspruchslosen neugriechischen „Olympowo“. Die Arbeiter haben sich dort Hütten aus Kiefernzweigen zum Nachtlager errichtet. Ein Zelt für die Soldaten des militairischen Postens ist etwas davor am Ostende dieser Hüttenreihe aufgepflanzt. Den Schluss der modernen Baulichkeiten bildet das Bretterhaus des „Bakall“, des „wilden Restaurants“ von Neu-Olympia, dessen Unternehmer sich Pappachristodopulos nennt. Neben seiner Garküche, die zugleich als Schanklokal und, wie es die Wiener nennen, als „Schwemme“, d. h. Speisezimmer für anspruchslose Gäste, dient, ist durch eine Bretterwand sogar eine Art Salon für Honoratioren abgetheilt; und vor dem Schuppen unter dem vorspringenden Bretterdach Tisch und Bank für das Sitzen und Tafeln im

freien Luftzug aufgestellt. Dieser letztere hübsche luftige Mittagsaufenthalt hat nur für nicht ganz abgehärtete Gäste den Uebelstand, dass man dabei unmittelbar in die unverhüllten Prozesse einblickt, welchen die Gerichte dieser interessanten Küche ihre Entstehung danken. Auch die Beobachtung der hier gebräuchlichen Art des Tellerreinigens hat für nicht seefeste Zuschauer leicht unheilvolle Folgen. Vom Dach dieser Laube hängt täglich immer ein neues armes Lamm oder Schaf herab, dem man eben den Hals durchgeschnitten hat, das Fell abzieht, den Leib aufschlitzt, damit es den Gästen sein ganzes Innere zeige. Manche von diesen legen gleich selbst mit Hand an; die Eingeweide werden auf die Bank neben den Sitzenden placirt; dann wandert das Opfer an den Spiess und wird mit nicht geringerem Genuss verspeist, wenn es so gebraten auf die Fichtenholztafel gesetzt wird.

Ueber den Tisch im Salon aber ist ein alter blaukarrirter Bettbezug gebreitet, über die umgebenden breiten Bretterbänke ein paar bunte Pferdedecken; als Kopfpolster dienen sehr dafür geeignete, über einander gelegte Dachziegeln. So hat man dort nach der Frühstücksmahlzeit in heisser Tagesmitte ein ganz behagliches Ruhelager zur Hand, vorausgesetzt, dass man das Hartliegen liebt und versteht. Hier ist das Ideal für diese Liebhaberei verwirklicht.

Wenn die deutschen Herren und ihre Gäste (jeder Tag führt ihnen während der letzten 4—5 Wochen neue Olympia-Pilger aus aller Herren Ländern zu) nicht gerade auf ausgebreiteten Fichtenzweigen um den einen besonders beliebten Baum am rauschenden Kladeos lagernd, das ihnen daheim oben im Deutschen Hause bereitete und hierher gebrachte Dejeuner einnehmen, so geschieht es im kühlen Speise-Salon am Kronoshügel, beim Wirth zum „Olympischen Zeus“ oder „zur fröhlichen Altis“ — sein Hotel-Name ist noch nicht definitiv festgestellt —, und nicht weniger munter als dort. Keinen Augenblick in den Mittagsstunden wird die Schwemme und die Bank vor dem Schuppen leer von malerischen Gestalten, mit wilden verwetterten Räubergesichtern, Messer und Pistole in den breiten taschen- und behälterreichen Leib-Gurten über den Fustanellen, und trotzdem harmlosen Bauern aus umliegenden Orten, italienischen Gipsformern, Arbeitern

aus dem Tempelbezirk, Aufsehern, Soldaten des Postens. Es ist ein künstlerischer Genuss, diese Gruppen im klaren goldigen Schatten und in dem heissen Glanz der Mittagssonne vor dem lichtgrünen Hintergrunde der Wiesen und dem blauduftigen ernsten Ton der jenseitigen Waldberge sich bewegen, lagern, ruhen, hantiren zu sehen.

Von draussen, besonders von jener nahen einzelnen Kiefer her, welche den niederen tumulusähnlichen, letzten südlichen Vorhügel des Kronion beschattet, klingt dann wohl der schnarrende Ton der Sackpfeife und der dumpfe Hall der regellos geschlagenen Handpauke, begleitet von seltsamem, seine melancholische, melodielose Weise unausgesetzt wiederholenden schnarrenden Gesange zu uns herein. Diese Musik verkündet eins der originellsten, volksthümlichsten Schauspiele, welches das, was es durch jene sündigt, durch den von ihm gewährten Anblick vollauf wieder gut macht. Es ist der nationale Tanz der Romaika. Nur Männer sehe ich ihn tanzen. Pfeifer und Trommler stehen in der Mitte des Kreises der Tänzer, welche, sich an den Händen fassend, in langsam, graziös und feierlich bewegtem Reigen singend um ihre Musikanten drehen; zuweilen lässt der Reigenführer, der sich seiner besonderen Virtuosität bewusst ist, die Hand des Nachbarn los, hebt den einen Arm und schwingt sich mit den zierlichsten Fuss- und Beinstellungen, den Körper in den Hüften wiegend, eine Hand in die Seite gestemmt, abgelöst von den Andern, aber immer in der Linie ihres Kreises bleibend, dahin. Ein schön gewachsener Mann in griechischer Tracht, von den dunkelfarbigen Hängeärmeln der Jacke, den weiten, weissen des Hemdes und von der vielfaltigen Fustanella umflattert, giebt, diesen Tanz ausführend, ein unübertrefflich gefälliges und prächtiges Bild männlicher Grazie. Tänzer im gewöhnlichen europäischen Costüm büssen damit natürlich ein gutes Theil des Effekts ein. Aber sie verschmähen es deshalb keineswegs, munter mitzumachen. Und ebensowenig wie um die Trachtverschiedenheit, scheinen sich die Tänzer dieses Reigens um den Unterschied des Ranges und der Stände zu kümmern. Ich habe die simpelsten Arbeiter und Bauern sich mit den reichsten Grundbesitzern und Politikern lustig in der gleichen Romaika drehen sehen.

Besonders am ersten Sonntag meines hiesigen Aufent-

halts und dem nächstfolgenden Tage, als die dauerhafte Festlust der Osterwoche noch immer nachklang, Schwärme von griechischem Landvolk und gleichzeitig auch den grossen Kyrie Deligeorgis mit seinem Klan, seinen „politischen Freunden“, von Missolunghi und Pyrgos, hierherführte, deren ich in meinem ersten von hier gesendeten Brief gedachte, war des Romaikatanzens an jedem beschatteten freien Platz des Alpheiosthals kein Ende. Während aller Stunden dieser festlichen Tage dröhnten die Pauken und schnarrten die Dudelsäcke fast unaufhörlich. Da verschmähte es der Vicepräsident der griechischen Kammer, Herr Krestcinites, der in reichster Nationaltracht als Führer der Klansgenossen mit dem Gefeierten gekommen war, ebensowenig wie seine Söhne, modern gebildete Gentlemen in eleganter englischer Reittracht, bestiefelt und bespornt, unter der Kiefer auf jenem Hügel auch diesen Reigen ihrer Landsleute zu führen. Der alte, kraftvoll gebaute Herr, ein einflussreicher Grossgrundbesitzer der Provinz, mit weisshaarigem, schnauzbärtigem, braunem Palikarenkopf mit feurigen dunkeln Augen unter dichtbuschigen Brauen und mit kühner Adlernase — schwang und drehte sich als Reigenführer mit ersichtlich inniger Lust und der frohen Genugthuung des Künstlers, der vor den bewundernden Blicken der Zuschauer das ausführt, worin er sich vollendeter Meister weiss.

Es war in jenen Tagen durch diesen malerischen Reiterschwarm und die Schaaren der übrigen griechischen Besucher dort ein so buntes, bewegtes anziehendes Treiben und Leben im Thal um die und zwischen den Ausgrabungen entstanden, dass das Interesse an den todten und farblosen steinernen Hauptobjecten Olympias fast Gefahr lief, von der Lust an jenem und der Aufmerksamkeit darauf in die zweite Linie gedrängt zu werden. Die Herren Parteigenossen ihrerseits legten dafür das allereingehendste Interesse gerade für die Ausgrabungen und ihre Resultate an den Tag. Herr Deligeorgis, von dem für seine Landsleute stets unermüdet diensteifrigen Kommissar, Herrn Dimitriades, dem besten braven, herzlichen Kameraden der Deutschen, umhergeführt und über alles unterrichtet, bewies im Beobachten und Notiren einen so grossen Eifer, dass es den Unsern beinahe besorglich schien. Es regte sich so etwas, wie ein Verdacht, dass

dieses fleissige Studium vielleicht hauptsächlich zu dem Endzweck auf die Früchte des deutschen Unternehmens gewendet werden könnte, um demselben im Falle eines Umschwungs der Machtverhältnisse in Athen und einer neuen Besitzergreifung des Regiments durch diesen ehrgeizigen Besucher künftig Schwierigkeiten bei der Fortsetzung zu bereiten.

Aeusserlich dagegen war der Gefeierte gegen die Unsern die verbindlichste Liebenswürdigkeit in Person. Zu einem Dejeuner, das er mit seinem Gefolge in jenem Speisesaal des Bakall am Kronion einnahm, unterliess er nicht, uns mit nicht abzuweisender Manier an seine Seite einzuladen. Bei dem schweren Honiggebäck, und den Orangen des Desserts, bei Wein und Kaffee zeigte er sich vor seinen Mannen des Preises und der Bewunderung des Geleisteten voll, und Hellas und Deutschland trennten sich schliesslich, als der glänzende Schwarm am Montag Abend den Heimritt antrat, anscheinend als vortreffliche Freunde.

Wir aber waren herzlich froh, dass endlich einmal damit die ersehnte Stille und Ruhe eintrat, deren jeder von uns zu seinen Arbeiten und Studien im Tempelbezirk wie in den „Museen“, welche die Fundstücke (mit Ausnahme der Inschriftpiedestale) enthalten, dringend bedurfte.

Neuntes Capitel.

Inschriften- und Skulpturen-Funde der ersten Campagne.

Olympia, 30. April.

Wie gross und beglückend auch für den Alterthumsforscher, dem es vergönnt ist, Ausgrabungen solchen Stils und von solcher Ergiebigkeit wie diese hier nicht nur machen zu sehen, sondern selbstständig zu leiten, die Augenblicke sein müssen, wo sich Kunstwerke von höchster Schönheit vor seinen Augen, vielleicht gar an den von ihm vorausgesehenen und bezeichneten Stellen, der Erde entringen, so möchte ich dennoch fast glauben, das Glück der Befriedigung für ein rechtes wohlgeschultes, Alterthum-begeistertes Gelehrtengemüth sei noch vollkommener, wenn dieser Fund in einer bedeutenden, wohlerhaltenen und möglichst alten Inschrift besteht. Beide Arten der Befriedigung sind hier den Herren Dr. Hirschfeld und Dr. Weil zum Lohn und Trost für all' ihre Mühen, Plagen, Entbehrungen und realen Leiden in selten reichem Masse zu Theil geworden. Wie dem Ersteren noch immer das Entzücken aus seinen braunen heiteren Augen leuchtet, wenn er an die Stellen herantritt, wo seine marmornen Lieblinge, jene Piedestalfragmente, jene Platten und Blöcke, zwischen den Tempeltrümmern und Olympowiter Mauern stehen, und er nun die, sie vor Wind, Regen, Wetter und Betastungen sichernden Bretterdecken abhebt, sie mit liebevoller Hand sanft streichelt und dem Gast die Gegenstände seines gerechten Stolzes zu sehen giebt! Entrollt er so ein würdig Pergamen, — und die marmornen sind die besten! — so steigt der ganze Himmel zu ihm nieder. Zumal wenn die Buchstabenformen schon dem Wissenden deutlich verkünden,

dass es sich hier nicht um ein Schriftzeugniss aus dem „modernen“ Hellas der späteren römischen Zeiten, sondern um eins von echtem und rechtem klassischen Alterthum handelt.

Und auch mit solchen hat der Schlammboden Olympia's und das Gemäuer Olympowo's keineswegs gegeizt; die grössten derartigen Funde aber unter allen bisher gelungenen bleiben die beiden, deren einer die Reihe im December eröffnete, deren zweiter sie im April schloss. Des erstern erwähnte ich bereits in einem frühern Briefe. Es ist jene Inschrift an dem hochgethürmten, in mehreren Stücken gefundenen Fussgestell der herrlichen Nikestatue, welche die, von den hilfreichen Athenern in Naupaktos angesiedelten, Messenier „aus der Beute des Sieges über ihre Feinde“ nach Olympia weihten; wie man mit Pausanias (Eliaka, Cap. 26, 1.) anzunehmen berechtigt ist, des über die Spartaner auf der Insel Sphakteria erfochtenen. Durch zwei kürzere Buchstabenreihen links unter ihren zwei langen Zeilen wird die Bedeutsamkeit dieser Widmungsinschrift noch verdoppelt: da steht ein „Autograph des Paionios“ aus Mende in Thrakien, des nach Olympia berufenen Werkgenossen des Phidias, worin er verkündet, dass er wie diese Nike auch die Figuren des Giebels gearbeitet habe. Und zu so vielem Finder- und Archäologenglück musste dann noch das andere sich gesellen, welches das Mass übervoll machte. Zur kostbarsten Inschrift fügte der Fund des nächsten Tages das köstlichste Kunstwerk, die grossen Hauptbruchstücke der Nikestatue selbst.

Trotzdem mochte die Wonne des Forschers eine kaum geringere gewesen sein an jenem meiner Ankunft kurz vorangegangenen Tage, als in einer gesegneten Stunde aus seinem Grabe, etwas südlich vor der Ostfront des Tempels, jenes 1,25 Meter hohe, weissmarmorne, ringförmige Fussgestell auftauchte, von welchem nur an der Rückseite etwa ein Viertel seines Umfangs ausgebrochen ist, welches aber dennoch fast vollständig dicht unter, ja theils noch in seiner oberen Kante ringsum eingemeisselt in alterthümlichsten Buchstaben das „elegische“ Distichon erkennen lässt:

„Nimm, o König, Olympischer Zeus, das schöne Gebilde
„Auf mit gnädigem Sinn für das Lakonische Volk.“

Es war der bekannte Vers, den Pausanias mit einer unwesentlichen Abweichung in einer Dativform, buchstäblich (Eliaka, Cap. 24, 3) citirt als Umschrift des „12 Fuss hohen ehernen Zeus, welchen die Lakedämonier als Weihgeschenk während des zweiten Messenischen Krieges hierher gestiftet“ hätten! Zwar die Bronze dieses „schönen Gebildes“ hat vor länger als einem Jahrtausend schon unter den Hämmern oder im Schmelztiegel von plündernden Barbaren hier, oder in Rom oder Byzanz, wohin es verschleppt worden sein mag, sicher sein Ende gefunden. Aber diese Inschrift, — entschädigt sie nicht für alles Weh selbst eines solchen Verlustes?!

Die übrigen literarischen Funde können sich mit diesen beiden in ihrer Art einzigen nicht ganz messen; aber sie bleiben immerhin bedeutend und interessant genug. Da ist, in uralten unregelmässigen Buchstaben dem Marmor eingegraben, mit einem Epsilon und einem Rho, bei deren Anblick ein Archäologenherz sich völlig ekstasiren muss, eine Künstlerinschrift, in welcher sich zwei Bildhauer, Atotos (ein anscheinend unvollständiger, verdorbener Name) und Painades als Mitarbeiter an einem (nicht gefundenen) Weihgeschenk nennen, wobei der letztere selbst gegen die allergebräuchlichste Construction für solche Gemeinsamkeitsbezeichnungen sündigt, um mit hineinzubringen, dass er des grossen Meisters Agelados Sohn sei. Zwei zusammengehörige, durch Zertrümmerung getrennte Marmorplatten tragen ein Epigramm eines gewissen Praxiteles. Der würdige Herr theilt an diesem Fussgestell des von ihm hieher gestifteten Weihgeschenks mit, dass er ein Syracuser aus Camarina wäre, jetzt in Mantinea in Arkadien wohne und das Denkmal als Gedächtniss seiner Tugend geweiht habe.

Wieder von allgemeinerer grosser historischer Bedeutung ist die vielzeilige Marmorinschrift, welche im östlichen Olympia nur zum kleinsten Theil geschädigt und zerstört gefunden wurde: ein Schiedsspruch des Mileter zu Gunsten der Lakedämonier in einem ihrer ewigen Grenzprozesse mit den Messeniern; welchen jene hier allen Hellenen kund und zu wissen thun. In einer Verhandlung über dieselbe Sache, welche sie in viel späterer Zeit noch vor Kaiser Claudius

geführt, haben sie sich auf den zu Olympia publicirten Schiedsspruch berufen!

Zu den kostbarsten Inschriftenfunden gehört ferner die zierlich gestaltete und gekrönte Bronzetafel, aus dem Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr., welcher vollkommen erhalten, ein „Proxenie-Dekret“ der olympischen Hellanodiken eingravirt ist, ein Dekret, das dem Olympioniken Demokrates, dessen Sieg und Siegerstatue (gleich rechts am Tempel) Pausanias erwähnt, das Bürgerrecht von Elis zuerkennt, trotzdem er nicht darin wohnte.

Aber Mittheilungen von Inschriften haben doch nur dann den rechten Werth, wenn sie dieselben im Originaltext und möglichst facsimilirter Copie wiedergeben. Da sich das hier von selbst verbietet, so kann ich auf weitere derartige Angaben verzichten. Für die Fachmänner, welche „die Nächsten dartau sind“ sind, wird oder ist bereits erschöpfend von berufenster Seite dafür gesorgt, dass ihre Wissbegierde im vollsten Umfang befriedigt werde.

Mit den Bildwerken, den Gegenständen aus Bronze und den Terracotten aber verhält es sich anders. Von diesen mag auch eine Schilderung willkommen sein, da bis zur Veröffentlichung der nach vielen der erstern hier angefertigten gelungenen Photographien der Herren Romaitis aus Patras, welche uns heut früh nach vollendeter Arbeit verliessen, und gar bis zur Ausstellung der Gypsabgüsse in Berlin, welche dort erst aus den noch hinzusendenden Formen gewonnen werden müssen, eine Zeit von mehreren Monaten vergehen dürfte.

Das kleinere der beiden „Museen“ ist ein Steinbau mit zwei Abtheilungen, welchen man auf den Grundmauern und halb in den Ruinen eines antik römischen Bades, eines Backsteingebäudes dicht am westlichen Fuss des Kronoshügels, aufgeführt hat. Die eine Kammer dient als Wachtlokal, die andere als provisorischer Speicher für kleinere Kunstwerke und zugleich als Arbeitszimmer für Dr. Hirschfeld und Weil, in welchem sie auch die geringsten und kleinsten der ausgegrabenen Stücke messen, bezeichnen, nach Gegenstand, Zugehörigkeit, Material, Fundort in die betreffenden mit peinlicher Genauigkeit geführten Register eintragen.

Hier liegt in zwei Schränken, auf Tischen, Regalen, in Körben und am Boden eine unabsehbare Menge solcher

Kleinigkeiten, Bruchstücke jeder Art, viele kaum noch erkennbar; andere selbst in dem kleinen noch sichtbaren Rest der künstlerisch bearbeiteten Oberfläche die Hand grosser geniebegabter Meister der Skulptur zu froher Ueberraschung sofort verrathend. Zu den frappantesten unter denen von solcher Art zähle ich ein kleines zwei Hände grosses Marmorstück, die abgesprengte Nabelpartie eines jugendlichen weiblichen Leibes, ein linkes männliches Knie, zwei wunderschöne weibliche Füsse von zwei Figuren einer auf derselben Platte befindlich gewesenen Gruppe; ein Paar Fragmente sehr verschiedener Grösse von Pferdetheilen, im grössten und lebendigsten Stil gearbeitet.

Eigentliche Kunstwerke von Bronze, selbst die kleinsten Bruchstücke von solchen, sind bisher kaum gefunden worden. Sehr zahlreich dagegen Reste von Gegenständen des Gebrauchs und Waffenfragmente aus diesem Material. Hier ist vor Allem der merkwürdigen bronzenen Lanzenspitze mit der eingeritzten Widmungsinschrift der Lakedämonier zu gedenken. Stücke von grossen formlos gequetschten Bronzegefässen, von bronzenen Beinschienen und mehrere Helme, letztere tiefer westlich aus dem Alpheios gefischt, welcher sie wahrscheinlich aus den, seinem Ufer ehemals sehr nahe gelegen gewesenen, Gräbern weggeschwemmt und hinabgeführt gehabt hat; viele vergoldete Plättchen; ein kleines bronzenes Ibisfigürchen, Bronzestücke mit eingepressten Mustern und mehrere dergl. Gewichtstücke sind ferner hervorzuheben, welche mit dem Blitzesbild und dem Namen des Zeus, als Wappen gleichsam des ihm geheiligten Orts, gestempelt sind.

Die Terracotten gehören überwiegend einer und derselben Gattung an: es sind Bruchstücke von Kranzgesimsen, viele davon noch mit dem Löwenkopf geschmückt, in dessen Rachen sich die Dachrinnentraufe öffnet. Ihre oft höchst delikate Ausführung und geringe Grösse beweist, dass sie nur kleine niedrigere Baulichkeiten geschmückt haben und nicht etwa Bruchstücke von Tempelgesimsen sein können. Die durchgängige Gleichartigkeit (nur die grössere oder geringere Güte und Sorgfalt der Ausführung unterscheidet sie von einander) ihrer Form und Decoration aber, und der Umstand, dass sie überall im Bezirk gefunden sind, beweist

andrerseits, dass diese kleineren Baulichkeiten, hohe Altäre, Monumente in Form von Tempelchen zahlreich und in ziemlich gleichmässiger, allgemein vorgeschriebener Form über die Altis in der Tempelnähe hin verstreut gewesen sein müssen. Es sind einzelne ganz erlesene Prachtexemplare ihrer Gattung darunter, deren Löwenköpfe mit der höchsten und feinsten Meisterschaft gearbeitet sind, deren flachrelief modellirte Akanthusranken den vollendetsten Geschmack, die freieste und delikateste Künstlerhand bekunden. Dieser Geschmack zeigt sich ebenso in der schmückenden Bemalung der verschiedenen Glieder, welche theilweise noch ganz frisch erhalten blieb, als in der Modellirung. Besonders reizend sind die braunschwarz, roth und wieder durch Weiss unterbrochenen, mannigfach geometrisch gemusterten, Mäanderverzierungen, welche das untere schmalere Glied überziehen. Bei andern ist die Arbeit nur roh und handwerksmässig; die ornamentalen Motive aber bleiben die gleichen.

Dachtraufen-Löwenköpfe, aber von der kolossalsten Art aus M a r m o r gemeisselt, und wohl zweifellos zum Karnies des grossen Tempels gehörig, sind im Ganzen acht gefunden. Auch sie weisen unter sich die grösste Verschiedenheit der Arbeit, mannigfache Abstufungen von der plumpen, unbeholfen steifen, selbst rohen Gestaltung und Behandlung bis zur verständnissvollsten und meisterhaftesten auf. Daraus Schlüsse auf weit auseinander liegende Zeiten ihrer Herstellung ziehen zu wollen, scheint mir ein ungerechtfertigtes Bemühen. Die Bildhauer und Steinmetzen derselben Periode haben auch im klassischen Hellas ihr Handwerk sicher eben so v e r s c h i e d e n gut verstanden und ihr Ding besser oder schlechter zu machen gewusst, als unsere heutigen.

Endlich jene Funde, die der grossen Menge immer als der Hauptpreis, ja der einzig reale, gelten werden, welcher derartige Unternehmungen wie diese Ausgrabungen lohnen und rechtfertigen kann: die S t a t u e n oder doch deren grössere B r u c h s t ü c k e. Gerade in Bezug auf sie ist diese erste Periode der Arbeiten von einem in der Geschichte verwandter Unternehmungen kaum erhörten, alles Vorauszusehende hinter sich lassenden Erfolg gekrönt gewesen. Solche schon auf der allein bisher ganz aufgedeckten bei den Seitenumgebungen des Tempels gemachten Funde geben den Forschern ein volles

Recht zu dem freudigsten vertrauenden Muth in Bezug auf die künftigen Ergebnisse der fortgesetzten Arbeiten.

Die Ostseite zwischen den gestürzten Säulen und zwischen dem Olympowiter-Gemäuer gab die reichste Ausbeute. Zweifellos gehörte die Mehrzahl der gefundenen Statuentrümmer zu den von Paionios gemeisselten Gruppen im Ostgiebel des Tempels. Die Nike und die Herakles-Metope sind fast die einzigen Ausnahmen. Aus Pausanias' trockener Aufzählung kennen wir die ungefähre Anordnung der Composition dieses Giebels, deren Gegenstand der mythische Wettkampf des Pelops und des Oinomaos im Wagenrennen war. Zeus als oberster Preisrichter bildete die Mittelfigur und dem Zeus „zur Rechten“ (leider lässt er es ungesagt, ob rechts für den Beschauer oder rechts vom Zeus!) sah man nach jener Beschreibung (Eliaka 10., 6. und 7.) den Oinomaos mit dem Helm auf dem Kopfe, neben ihm sein Weib Sterope, die Atlastochter, Myrtilos, seinen Wagenlenker, vor den Pferden sitzend; dies Viergespann selbst, zwei Pferdewärter und „ganz am Ende liegt Kladeos hingestreckt“. — „Links vom Zeus“ Pelops und Hippodameia, der Wagenlenker des Pelops, der Wagen und zwei Männer, gewiss ebenfalls Pferdewärter des Pelops „Wo dann das Giebelfeld wieder enger zusammenläuft, ist der Alpheios angebracht.“

Eine solche Schilderung ist sehr dürftig. Aber einen schätzenswerthen Anhalt giebt sie immerhin dennoch für die Benennung der einzelnen gefundenen Bruchstücke.

Diese sind theils in jenem engen halbdunkeln Raum des kleinen Museums niederlegt, theils in dem, weiter nordwestlich davon nahe dem Kladeos aufgeführten grossen Holzschuppen, welcher zugleich die Formerwerkstatt Signor Martinelli's bildet. In solchen Beleuchtungen, Lagen und Abständen, wie sie dort und hier einzig zu sehen waren, bliebe eine genauere Prüfung und Erkenntniss ihrer Kunstgestalt kaum möglich. Zum Glück fand ich gerade die beiden Photographen hier bei der Copirung beschäftigt. Für diese war nahe jenem Museum ein anderer nur an einer Seite durch eine hohe Bretterwand geschirmter, oben mit Brettern überdeckter, sonst überall offener Schuppen gezimmert worden. Die Dunkelkammer war ihnen in einem Verschlage in dem dritten dieser Gebäudegruppe neben der Schmiedewerkstatt

eingerichtet. Dorthin wurden die kolossalen Fragmente denn mit vieler Noth und Mühe gebracht, durch Taue und Winden auf ihr Gestell ins beste Licht gehoben; und so gelang es, sich gehörig mit ihnen vertraut zu machen.

Paionios steht mit beiden Füssen in jener Schule des Phidias, welche in den Statuengruppen in den Parthenongiebeln zu Athen ein, wie von aller Skulptur vor ihnen und nachher, allerdings auch hier nicht erreichtes Wunderwerk der höchsten Kunst geschaffen hat. Im Nackten ruht seine Hauptstärke. Ich fand männliche Torsen von kolossaler Grösse unter diesen Stücken, grossartig im gesammten Wurf der Bewegung, nicht ohne Schönheitsadel bei lebendiger Formendurchbildung, die sich nicht im mindesten vor dem Vorwurf des „Realismus" scheut, wenn sie sich den Parthenonischen auch nicht vergleichen können. Dieses Meisters Achillesferse aber scheint die Gewandung gewesen zu sein, wenigstens in diesen Giebelfiguren. Der Meisterschaft gegenüber, welche er in den fliegenden Gewändern der beschwingten Gestalt der Nike beweist, erscheint mir jene wenig geschickte und geschmackvolle Behandlungsmanier der Draperie an den Giebelstatuen räthselhaft. Er liebt es, ganze Stücke Gewand selbst lebhaft bewegten Körperflächen so fest, glatt und faltenlos gleichsam aufzukleben, als ob sie damit verwachsen wären. Von der Hautfläche zeichnen sie sich dann nur durch eine Erhöhung um die Dicke starken Leders ab. — Wo er aber reicher gefaltete Gewänder an diesen Figuren anbringt, sind sie meist ziemlich plump, schwerfällig und wulstig in den Motiven.

Von der Mittelgestalt der Composition, dem Zeus, fand sich bisher noch keine Spur. Eines Kolosses nackter Heroenleib, welchem der Kopf, der rechte Arm mit der Schulter, der linke Unter-Arm und beide Schenkel fehlen, in der linken Hüfte ruhend gedacht, um den linken Oberarm unterhalb der Schulter das Gewand geschlagen, könnte sehr wohl dem Pelops zur Linken des Zeus angehört haben [1]). Alle erhaltenen nackten Theile, Brust, Schulter, Leib, rechte Hüfte tragen den Stempel der Meisterschaft und Sinnesgrösse ihres Urhebers.

Als ein Stück seines Gegenüber, des Oinomaos, würde ich das Fragment jenes anderen Kolosses ansprechen, welcher ersichtlich in der rechten Hüfte ruht, auf die er, den Mantel

um den Arm geschlagen, die mächtigen Finger seiner halb erhalten gebliebenen rechten Hand setzt, — wenn er nur im Mass ganz zu jenem stimmte! Er ist um etwas kleiner in den Verhältnissen, aber gleich gross im Stil der Arbeit. Der Kopf, der anscheinend erhoben gewesene linke Arm mit der Schulter, Daumen und kleiner Finger der aufgestemmten Hand, das ganze Stück von dem ersten Drittel des rechten Schenkels bis zum Ansatz des linken quer hinüber fehlten.

Höchst charakteristisch und lebendig behandelt ist das grosse Fragment eines knieenden jüngern Mannes, dem Kopf, Arme und das linke Bein fehlen; von der linken Schulter her über den Rücken hin mit eng aufliegendem Gewand, das sich von der rechten Hüfte her um das ganz erhaltene rechte aufknieende Bein bis zu dessen Knöchel faltet. Sicher einer der Pferdewärter, ein sehnigter, hagerer, in hohem Grade naturwahr und individuell behandelter Körper. — Ein andrer, keineswegs idealistisch, sondern ganz nach einer individuellen Natur geformt, den man den Myrtilos getauft hat, am besten fast von allen erhalten, da ihm nur der Kopf fehlt, sitzt am Boden, so dass das rechte etwas kurze Bein, Schenkel, Knie und wieder zurückgeschlagener Unterschenkel auf demselben aufliegen, während das linke Knie bei aufsetzendem Fuss bis zur Brust heraufgezogen ist. Die rechte Hand ist auf die Erde gestemmt, Daumen und Zeigefinger des niedergestreckten linken Arms berühren die ersten Zehen des linken Fusses. Ueber die linke Schulter ist ein Mantel geworfen, welcher die Hälfte des Rückens, den Arm, die ganze linke Vorderseite und zugleich das hochgezogene Bein, Knie und Unterschenkel theilweise ganz in jener geschilderten Weise bedeckt, so dass der Mantelrand aus einiger Entfernung wie ein starker Schnitt in der Längenrichtung dieser Partieen aussieht, näher betrachtet aber dem Rande eines auf das Fleisch geklebten Leders gleicht. Wo dies Gewand seitwärts bauschiger über den Boden hinfällt, zeigt es eine ziemlich oberflächlich motivirte und wulstige Faltengebung.

Ein nur zu kleines Bruchstück, aus Marmor von goldig warmem Ton gemeisselt, obere Brust und beide Schultern mit auf letztern befestigtem Chiton, dessen schönes Gefält von den Agraffen aus zwischen den vorgestreckten Arm-Ansätzen und den Brustmuskeln und in deren Trennung sich in ele-

ganter und natürlicher Anordnung um die schwellenden Formen schiebt und zieht, ist alles, was von diesem schlanken, bewegten, geschmeidigen, edlen Marmorleibe übrig blieb! Es ist eine fast weibliche, reizend blühende, jugendliche Bildung, und nähert sich in der ganzen Art der Gestaltung weit mehr der Nike, als den Giebelfiguren desselben Meisters. — Ein kolossaler bekleideter Torso einer feierlich dastehenden, in der linken Hüfte ruhenden majestätischen Frau, welchem Kopf, Arme und die Beine vom Knie von der Mitte der Oberschenkel her fehlen, ist völlig im strengen alterthümlichen Stil gehalten. Sehr breit um Brust und Schultern, verhältnissmässig schmal in Hüften und Beinen, gleicht sie wie in der Tracht auch in diesen Proportionen sehr der weiblichen Figur (Atlastochter?) auf der ganz neuerdings ausgegrabenen Tempel- (Cella-) Metope, und in der Anordnung und Behandlung des Gewandes so sehr der bekannten Hestia Giustiniani, jetzt Torlonia, zu Rom, dass man sie hier vorläufig auf den Namen Hestia getauft hat. Das über die Brust bis nahe zum Gürtel hin zurück und herunter geschlagene Stück des Peplums liegt fast glatt, mit wenig eingeschnittenen Faltenandeutungen, wie fester, blechartiger Stoff auf. Die dichten Falten des Gewandes darunter sind über dem Gürtel etwas hinausgezupft, und setzen sich unter demselben einfach niederhängend, ohne besonders prononcirte Modellirung der Gestalt, unter ihm fort. Wenn der Urheber der Nike und jener nackten Heldenleiber der dieser strengen Dame ist, so hat er seiner Neigung starken Zwang anthun müssen, um ein Gebilde, so wie es hier geschehen ist, den vielleicht an ihn gestellt gewesenen Forderungen der leitenden Priester, oder Baumeister, oder herrschenden Tempelsitte in solcher Weise anzupassen.

Ein sehr bedeutsames Bruchstück ist das hier neben diesem weiblichen Torso im grossen Schuppen niedergelegte; trotzdem es nichts zeigt, als ein mit Gewand umhülltes, männliches rechtes Bein von der Hüfte bis wenig unterhalb des Kniees, den angrenzenden Rest des Unterleibs und nur ein schmales Stück des linken Schenkels. Dieser aber nicht etwa zufällig der untern Hälfte seiner Dicke beraubt, sondern nach unten hin nicht weiter gearbeitet, da er dort eben die Basis der auf ihm ruhenden hingestreckt liegenden Gestalt

bildet. Die ausserordentlich realistische studirte Erscheinung gewisser Partieen dieses Fragments deuten das Liegen des ganzen Körpers auf der linken Hüfte und dem linken Schenkel auf's entschiedenste und unzweifelhafteste an. Das Gewand, auf der Rückseite wieder wie aufgeklebt, ist sehr gleichgiltig und obenhin behandelt [2]). Es gilt für mich gar keine Frage mehr darüber, dass dies Bruchstück die eine Eckfigur der Giebelcomposition ist, also je nachdem man des Pausanias Rechts und Links von Zeus verstehen will, des Kladeos oder Alpheios, die in den Giebelecken hingestreckt lagen und die Häupter dem Schauspiel in der Mitte zugewendet gehabt haben werden. Was mir das zur Gewissheit macht, ist das Vorhandensein des genau entsprechenden Pendants eines Göttertorso's, der für mich den schön gewundenen Alpheios bedeutet. Der Kopf und die Arme fehlen. Aber erhalten ist der ganze Leib, bis etwas unterhalb des Schenkelansatzes. Man sieht an Schultern, Brust und Bauch, wie er sich bequem und beschaulich auf die vor sich hin gestemmten Ellenbogen und gekreuzten Unterarme stützt, so Körper und Kopf erhebend. Er liegt jenem vorhin geschilderten in der Richtung also entgegen, ein genau zu ihm passendes Pendant, auf der rechten Seite und Schenkel ruhend, unter dem ein Stück Gewand, als Grundlage benutzt, hervorquillt. Dessen Fortsetzung, hinten über die Hüften geschlagen, fällt auch über den linken höher liegenden kraftvollen Schenkel. Auch hier ist durch das gleiche körperliche Detail, wie bei dem Andern drüben, mit jenem aufrichtigen, ehrlichen Wahrheits- und Natursinn, welcher den kleinen Menschen späterer Zeiten so gründlich abhanden gekommen ist, das Ruhen und Wuchten der liegenden Gestalt auf ihrer einen Seite aufs Nachdrücklichste ausgesprochen. Die Marmorarbeit dieser Schultern, Brust und Hals, Rücken und Arm-Ansätze will aber gesehen sein! Ueberall die entschiedenste Accentuation des Baues und nirgends eine Härte; Alles elastisches schwellendes Leben; bei einfacher Grösse der Flächen und Linien, Alles doch so reich erfüllt.

Der Untertheil einer Gewandfigur von den Knieen bis zu den Knöcheln und des ganz zerstörten Restes einer sitzend auf den linken Arm gestützt gewesenen, jetzt zum fast form-

losen Marmorblock gewandelten, wenn auch in Stellung und schöner ruhevoller Bewegung noch wohl erkennbaren Männergestalt nur kurz erwähnend, wende ich mich zu jenem grossen und desto bedeutenderen Bildwerk, das den Zähnen der Commentatoren noch so manche harte Nuss zu knacken geben und so manches System der Aesthetiker und Kunsthistoriker über Das, was griechische Kunst in einer gewissen Periode ihrer Geschichte hervorbringen konnte und durfte, und was nicht, über den Haufen werfen wird: zu dem fälschlicher Weise so genannten Kladeos.

Es ist eine männliche Gestalt, welche ziemlich genau in der behaglich sitzenden Stellung, wie etwa R. Begas' Pan in seiner Psychegruppe, zweifellos auf den etwas zurückgestellten linken Arm gestützt, dargestellt war. Beide Arme und die rechte Schulter fehlen. Der Körper und die Beine sind vom Unterleib abwärts, wo sich ein breitfaltiges volles Gewand um den Schooss schlägt, zu einem formlosen Block verwandelt. Aber das Fragment hat dafür einen schlechthin unschätzbaren Vorzug: Der Kopf auf seinem Halse ist durchaus wohlerhalten. Es ist der eines Mannes in der zweiten Hälfte der Funfziger. Kahl werdend auf der Scheitelhöhe ist das Haupt abwärts von unten leicht gekräuseltem, im Uebrigen nur wellig fliessenden Haar, das bis unterhalb des Ohres fällt, geschmückt; ein ähnlich gelockter Vollbart von mittlerer Länge umrahmt das Antlitz, von einfachen, grossen rundlichen Formen und ruhig heiterm, wohlwollend gütigem Ausdruck. Der Körper ist mit einem portraitartigen Realismus behandelt. Er ist durchaus der eines zur Beleibtheit bereits mehr als nur neigenden Mannes, der sich den Sechszigern nähert. Die Brustmuskeln senken sich von Schlüsselbein und Schultern bereits etwas erschlafft hinab, haben nicht mehr die einstige Straffheit der Fasern; während die Fetttheile ihrer untern Partie stärker geworden sind und ansehnliche Polster bilden. Der Rippenkasten ist kaum noch bestimmt markirt, während sich quer über den durch die Stellung in der Taille über den Hüften einknickenden Vorderleib ein Paar tief eingeschnittene, stark vorquellende Hautfalten in seiner ganzen stattlichen Breite hinziehen. Das ist Alles mit grosser Kunst und bei aller Wahrheit der genau abgelauschten natürlichen Erscheinung

doch immer noch grossem plastischen Sinn und Geschmack gegeben. Und man wird sich gewöhnen müssen, auch das „mit Ruhm antik zu nennen“.

Auf der rechten Backe des im übrigen frisch und wohl erhaltenen Gesichts sitzt ein starkes, grossentheils formlos abgetrümmertes Stück Marmor in Faustgrösse auf. Und es war wirklich eine Faust, oder richtiger eine geschlossene Hand. Ich möchte sie für eine linke halten, weil mir das der Nase zunächst befindliche Fingerrudiment als ein Daumen erscheint. Professor Adler will dagegen einen kleinen Finger und die dazu gehörige Kante der Handfläche erkennen, mithin die Ueberbleibsel einer rechten Hand. In diesem Fall wäre es des sitzenden Mannes eigne Hand, die derselbe allerdings ziemlich unbequem, gegen seine Wange stützt. Behielte ich Recht, so müsste es die einer zweiten verloren gegangenen Figur sein, die mit ihm zu einer Gruppe verbunden wäre. Wie aber sollte diese zweite Gestalt gestanden oder gesessen haben, dass jene sonderbare Handberührung motivirt würde? Das scheinbare Räthsel findet wohl noch seine Lösung [3]).

Die Metopen mit den Hochreliefbildern von 12 verschiedenen Thaten des Herakles, von denen Pausanias erzählt, sassen am Zeustempel nicht, wie die des Parthenon, zwischen den Triglyphen der Friese der Säulenumgänge, sondern in der Höhe der Wände der Pronaos und des Opisthodom dahinter. Die eine im April neben dem Säulenstumpf der ersteren hier ausgegrabene, ist weit besser und vollständiger erhalten, als die bei den französischen Ausgrabungen auf der Westseite ans Licht geförderten. Sie stellt den Herakles bei Atlas dar. Die Platte, aus welcher die drei Figuren der Gruppe gemeisselt sind, war in ein paar Stücken zerbrochen aufgefunden. Aber diese passen zusammen. Nur die Beine der beiden männlichen Gestalten von der Hüfte der einen, von der Schenkelmitte der andern abwärts fehlen. Herakles, die Mittelfigur, ist nicht, wie es da oben den unbewaffneten Augen, über die Pausanias verfügte, erschienen war, im Begriff, „die Last des Atlas auf sich zu nehmen“, dargestellt, sondern er trägt sie bereits auf gebeugtem Haupt und Genick, während sich Atlas ihm eben von rechts her (f. d. Beschauer) naht und die für ihn geholten Aepfel der Hesperiden ihm in der offenen Rechten darreicht.

Seltsam berührt es uns, dass der Meister nicht sowohl die Himmelskugel selbst auf seinem Haupt, sondern nur ein in der Mitte zusammengelegtes Kissen bildete, welches der Gewaltige sich untergelegt hat; nur die Bewegung von Hand und Unterarm ist so, dass man sieht, die Last ruhe auch auf diesen. Nach oben hin blieb eben auf der Metopenfläche kein Platz mehr für die Kugel. Die Phantasie des Beschauers konnte die sich leicht ergänzen. Es bleibt darüber um so weniger ein Zweifel, als die jugendliche weibliche Gestalt, welche für den Beschauer links von Herakles steht, mit erhobenem Unterarm die linke Hand gerade so hält, wie man eine Kugel stützen würde. Denkt man sich auf Herakles' Kissen und Hand eine grosse Kugel aufliegen, so passte deren ansteigende Rundung genau in diese ihr zugekehrte innere Handfläche seiner Helferin.

Der Stil der Darstellung, die ganze Formengebung, ist durchaus streng und alterthümlich. Der nackte Körper des Herakles zeigt nichts von dem gewaltigen Muskelluxus, mit welchem ihn die spätere Kunst auszustatten liebte. Er ist eher schlank und hager als fleischig, dabei aber mit so genauer Naturkenntniss, Beobachtung und voller Formenbeherrschung, wie etwa die Aegineten, modellirt. Der des Atlas, dessen bärtiges Haupt eine Bronzekappe bedeckt zu haben scheint, gleicht dem des Herakles im Charakter ziemlich genau. Die weibliche Gestalt in das lange seitlich gefaltete, in röhrenförmig starren Falten vom Gürtel niederhängende Gewand mit steifem Peplon gekleidet, zeigt die Alterthümlichkeit des Stils, wie in der Behandlung, so besonders auch in den Körperverhältnissen, dem breiten Oberkörper, der kurzen, schmalen Unterhälfte ihres Wuchses. Von dem ernsten edlen, sanft geneigten Kopf ist nur die Nase etwas verletzt (nicht ab); an der längs der rechten Hüfte niederhängenden Hand, deren leicht geschlossene Finger etwas getragen haben müssen, sind diese beiden bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Die ganze Tafel misst 1,60 in der Höhe und ist nahezu quadratisch. Das Material ist derselbe anscheinend penthelische Marmor, aus welchem die Giebelstatuen gemeisselt sind.

Das herrliche Gebilde, welches wie eine schöne Verheissung des Folgenden, Glück und Sieg verkündend, als

erstes Geschenk der Olympischen Erde an deren Durchforscher dem tausendjährigen Schlammbett entstieg, nenne ich zuletzt, die Nike des Paionios. Man fand sie in zwei grosse genau zusammenpassende Stücke zerbrochen. Leider fehlten Kopf, Schwingen, Arme, der weite, losgelöst von der übrigen Gestalt wie ein breiter Bügel nach hinten zurückfliegende und sich unten wieder dem Gewand und Sockelblock anfügende, Bausch dieses Gewandes, seitliche Stücke des letzteren, drei und ein halber Zehe des rechten Fusses und leider, was am schmerzlichsten fühlbar wird, das linke Bein von der Mitte des prachtvollen Schenkels ab. Das gerettete Theil denke man sich von der erhaltenen Fussspitze bis zum Rande des abgetrennten Halses 1,74 m hoch. Sie haftet mit diesem linken Fuss nicht auf „nimmer ruhender Kugel“, wie ein heimischer Dichter glaubte, sondern auf einem Felsblock, an dessen Seite nahe dabei ein Vogel-, anscheinend Möwenkopf und Hals mit den nur roh angedeuteten ausgebreiteten Flügeln herausgemeisselt ist, was möglicherweise als eine Hindeutung auf die Inselklippe von Sphakteria und den Sieg aufzufassen wäre, an den diese Göttin des Sieges erinnerte. In ziemlich starker Neigung schwebte sie vor, das linke Bein und den Fuss ersichtlich ohne jede besondere Stütze von unten her frei in die Luft hinaussetzend, so dass Brusthöhe und Knie in einer Senkrechten lagen. Den schönen, jugendkräftig und graziös gebauten Körper umfliesst ein vom (ehemals metallenen, nun verschwundenen) Gürtel über den Hüften umschlossenes, weichfaltiges anschmiegendes, langes, koisches Gewand, welches indess nur auf der rechten Schulter befestigt, die linke prangende Brust und (beschädigte) Schulter frei lässt. Der linke nackte Arm muss nach dem Ansatz zu schliessen, leicht erhoben, der rechte etwas zurück und niederwärts gerichtet gewesen sein. Die Hüften haben nichts von der unweiblichen Knappheit und Verkümmerung derer der Metopenfigur. Aber ihre Fülle ist vom anmuthigsten Maass, von jungfräulicher Feinheit der Form. Der Leib erscheint, da der wahrscheinlich einst hoch hervortretende Gürtel fehlt, um etwas zu stark. Das feine Gewand, dessen oberhalb des Gürtels durchgeführte Faltenmotive ziemlich auffälliger Weise abwärts von demselben zum grossen Theil unfortgesetzt bleiben, markirt den Ansatz der Schenkel, legt

sich, zurückwallend im Fluge der vorstrebenden Gestalt, eng um die vollkommen schönen Formen der erstern. Aber nur das rechte zurückgestellte Bein umhüllen sie ganz. Gleich beim Ansatz des linken schon theilt sich das dort geöffnete Gewand und der wundervoll modellirte lebenschwellende Schenkel löst sich nackt aus dem umfliessenden Gefält. Unter ihm und dem vortretenten (fehlenden) Bein hinweg geht der leichte Flug des Gewandes, das in luftigen Falten vom Knie und allen Höhen des rechten Beins bis zur Fusswurzel her, wie vom Winde getrieben und getragen, zurückflattert. An leichtem Schwung und Grazie, an Geschmack und Virtuosität der plastischen Behandlung steht diese Gewandung selbst hinter der der Nikefiguren der Reliefs von der Balüstrade des Athenischen Nike-Apterostempels kaum zurück; und diese wurden doch eben wegen dieser Eigenschaften bisher immer in eine so viel jüngere Epoche der hellenischen Kunst gesetzt. Nie hätte vor diesem Olympischen Funde der vermeintlich gründlichste „Kenner" antiker Kunstgeschichte die Möglichkeit der Entstehung einer so gedachten und so ausgeführten schwebenden Gestalt in der Epoche und in der Schule des Phidias zugestanden. Und nun steht die Thatsache der Möglichkeit, ja der geläufigsten Virtuosität in der Lösung einer solchen Aufgabe unabweislich vor uns da.

Die grossen Fittige setzten, nicht erst im Rücken auf den Schulterblättern an; sondern ihr vorderer Rand greift hier über die Schultern herüber und deckt z. B. auf der rechten bekleideten das befestigende Schloss des Gewandes. Eine zweite Sonderbarkeit ist der weitabstehende, zurückwallende, geblähte Gewandbausch vom Gürtel zu der untern Masse des die Gestalt umfliessenden Gewandes. Man konnte zwischen ihm und der Rückseite des Letztern breit hindurchsehn. Wahrscheinlich war er so arrangirt, um das nöthige Gegengewicht zur Aufrechterhaltung der stark vorgeneigten Masse der Figur zu geben.

Dies erste überhaupt bekannte, von einem gepriesenen Meister der höchsten Blüthezeit hellenischer Kunst direkt als seine Schöpfung bezeichnete Werk ist zugleich eins der schönheitsvollsten und lehrreichsten unter allen bisher über der Erde vorhandenen. Die ganze gebildete Welt und in erster Reihe Griechenland und Deutschland hat vollen Anlass, Denen zu danken, die uns dazu verholfen haben.

Zehntes Capitel.

Bei den Brüdern vom Deutschen Hause.

Olympia, 3. Mai.

Die Stunde rennt auch durch den schlimmsten Tag und durch den schönsten noch viel schneller. Wenn sich mein Aufenthalt auf diesen, vom Zeus geliebten, Höhen und im grünen Thal des Alpheios auch weit über das ursprünglich beabsichtigte Maas ausgedehnt hat, so ist sein Ende nun dennoch und nur zu rasch herbeigekommen.

Morgen in der ersten Frühe tritt mein Agujat mit Reit- und Packpferd an; und der sicher nicht am wenigsten lockende und Genuss verheissende, nicht länger hinauszuschiebende zweite Theil dieser griechischen Frühlingsreise beginnt für mich: der Ritt quer über den Peloponnes von Olympia bis Korinth von einem zum andern Meere. Das Hauptstück jedes Reisesegens scheint mir mein über jedes Verdienst und Würdigkeit getreu und anhänglich bleibendes gutes Glück mit ziemlicher Gewissheit in Aussicht zu stellen: andauernde solide Sommersonnengluth und den reinen „griechischen Himmel“, welcher sich sonst immer nur ausnahmsweise über dem Peloponnes wölbt. Alle Zeichen sprechen dafür und die erfahrenen Seher bestätigen mir dieselben.

Im Deutschen Hause und unten im Thal bei den Ausgrabungen spürt man es bereits immer deutlicher, dass die Zeit des sommerlichen Endes auch für diese nahe herbeigekommen sei. Die Hitze lastet täglich schwüler und drückender zwischen den Bergwänden der Alpheiosebenen und in den Schachten und Gräben des Tempelterrains. Man

sieht es den schaufelnden und karrenden Arbeitern an: sie können nichts Rechtes mehr vor sich bringen. Schutzlos dem Sonnenbrande preisgegeben, rühren sie die Spaten und Hacken nur noch matt, langsam und fast wie widerwillig. Täglich verringert sich ihre Zahl. Von den 180, die ich noch vor anderthalb Wochen in frischer Thätigkeit fand, erscheinen heut kaum 130 auf dem Platze. Es kommen die Monate der Hitze, in welchen das Leben und Arbeiten in diesem Thal fast noch gefährlicher wird, als während der winterlichen Regengüsse und der Fieber erzeugenden Nebel und Nässe. Dr. Hirschfeld denkt in der Mitte der kommenden Woche Schluss zu commandiren; Herr Bötticher seine grossen Plan-Zeichnungen des ganzen Gebiets innerhalb der Gräben in seinem heutigen Zustande abzuschliessen. Haus, Arbeitsfeld und Museen werden unter die Hut des wackern zuverlässigen Sgr. Danese, des Dieners Georgios, und der griechischen Behörde gestellt. Jene deutschen Herren verlassen dann die schöne Wiege ihrer Leiden für die nächsten sechs Monate. Ihr diesmaliges Werk ist im vollsten Umfang erfüllt. Die Kisten, in welche die echten Formen — jene einzigen greifbaren Früchte dieser Arbeiten für Deutschland — verpackt wurden, sind durch Martinelli bereits zum grossen Theil auf dem Rücken von Maulthieren nach Pyrgos und Katakolo zur Einschiffung nach Zante transportirt worden. Bis zur nächsten Woche ist mit ihnen Allen aufgeräumt.

Gleichzeitig klettern andere schwerbeladene Maulthiere seit Sonntag nun täglich vom Flussufer zu unseren Bergen herauf. Sie bringen das Material, rohe unbehauene Steine, eine Conglomerat von Flusskieseln, womit der beschlossene Erweiterungsbau des Deutschen Hauses an seiner Südseite ausgeführt werden soll. Er erwies sich längst als dringend nöthig. Das Haus in seiner bisherigen Gestalt genügte kaum den nothdürftigsten Anforderungen. Der Zustand der darauf angewiesenen deutschen Herren während der Regengüsse des Winters mag nach den wenigen Erfahrungen, welche ich während der letzten Aprilwoche gemacht habe, in dieser Behausung eben auch kein viel tröstlicherer gewesen sein, als der unten in den wasserangefüllten, Fieber hauchenden Gräben und im Lehmkoth des Ausgrabeterrains. Bei einem

der neulichen Gewitter, wie sie sich so häufig über diesen alten Lieblingshöhen des Zeus zu entladen pflegen, und bei den sich an mehreren Tagen folgenden wolkenbruchartigen Regen schien sich jede Zimmerdecke plötzlich als ein Sieb zu decouvriren. Alle Näpfe, Schüsseln und Schaalen des Hausvorraths wurden requirirt, um das himmlische zudringliche Nass aufzufangen, das sich strömend über Tische, Betten und Fussböden verbreitete und die unglücklichen Mitbewohner, Colonien von beängstigten Mäusen, aus ihren Winkeln hervortrieb.

Freilich ist dies kleine Leid bald vergessen, wenigstens für den, welcher durch Pflicht, Zweck und Willen nicht gebunden, nur zum Besuch, Versuch, einmal das Leben unserer olympischen Pioniere theilt, sich bewusst, den Aufenthalt in jedem Augenblick enden, das Mitmachen einstellen zu können. Die schönen Tage sind dafür so wunderschön; so verschieden in sich und doch so gleich in dem Grade des Genusses, den sie gewähren. Es ist ein Leben in der Natur, wie man es vielleicht auch in anderen ganz verborgenen südeuropäischen Gebirgseinsamkeiten finden mag, welche kaum noch durch einen der starken modernen Verbindungsfäden mit der heimischen Welt der Civilisation verknüpft sind. Aber hier vereinigt sich damit doch auch wieder ein Leben der und eine stetige Beschäftigung mit den höchsten idealsten Interessen, auf welche man sonst bei der Wahl ähnlicher weltabgeschiedener Winkel meist zu verzichten gezwungen ist. Ein erhabener Gegenstand hält Geist und Gemüth fortwährend in Bewegung und Spannung. Er absorbirt unser Denken und Empfinden bald so vollständig, dass es sich wie ein dichter Nebelschleier über die Welt hinter uns legt. Leidenschaften, Stimmungen, Wünsche, Sorgen, welche uns dort tyrannisirten und beschäftigten, die Kleinlichkeiten des Alltagslebens, die uns ärgerten, schwinden fast gänzlich aus dem Bewusstsein. Mit einiger Anstrengung besinnen wir uns erst auf ihr Vorhandensein und jene wichtige Rolle, die sie in unserem Dasein in der Heimath spielten. An jedem Sonnabend Abend einmal in der Woche treffen die Briefe aus „Europa“ und die 10 Tage alten Zeitungen durch den Postboten über Pyrgos von Patras hier ein. Man fällt wohl ziemlich eifrig über die Berliner Journale und über

die Kölnische Zeitung her: aber man bestärkt sich dabei nur in dem Bewusstsein, welch' ein Segen es ist, so fern von Alledem, was sie erfüllt, der sonst gewohnten Verpflichtung enthoben zu sein, sie an jedem Tage und Abend zu lesen. Mit der beendigten Lectüre sinken die Bilder der Welt in der Heimath und ausserhalb dieses Bezirks, welche jene Blätter einmal für eine Stunde aufgefrischt hatten, wieder verblassend hinter den Schleier zurück.

Mit nie abgeschwächtem Genuss sah ich diese ernste grossartige und liebliche Berg- und Waldlandschaft in jedes Morgens erster Frühe rings um mich und unter mir ausgebreitet liegen; sah den goldenen Schein über den Gebirgskämmen Arkadiens hell und immer heller aufleuchten, Ströme sanften Purpurlichtes ihre höchsten Gipfel färben und sich mehr und mehr über die niedrigeren Höhen Triphyliens und die Kuppen der Waldberge ergiessen, während über dem Alpheiosthal das weisse Nebelmeer wallte und wogte, aus dessen Grunde der breite Spiegel des gewundnen Stroms mir wie in einzelne Stücke gebrochen hervorschimmerte. Und nicht minder schön und gross erschien sie mir, wenn die Mittagssonne auf sie hernieder glühte, jede Farbe ihrer ernsten Fichtenwälder, ihrer saftig grünen Saaten, der dunkeln Felsen verdoppelte Energie gewann, und durch die müde Stille, die sich über sie hinlagerte, nur das Rauschen der Föhren- und der Oelbaumwipfel klang. Oder wenn die Sonne des heissen Tags tiefer und tiefer zum fern her schimmernden Meere hinabstieg, die weit entlegene riesige Südklippe Kephalonia's wie aufgelöst im goldigen Duft zu schwimmen schien, das Blau der Arkadischen Gebirge sich zur zartesten Fliederfarbe wandelte, während die nackten Felsenstufen der Bergterrassen über dem Thal zwischen den Föhrengruppen und Gerstenfeldern in immer satterem Goldton erglühten. Oder wenn endlich die schweigende Nacht die Tiefe einhüllte, während über uns der südliche Sternhimmel in seiner ganzen ernsten strahlenden Pracht erschimmerte, welche von dem sanften Licht der Sichel des neuen Mondes nur bereichert und nicht verblasst wurde.

Gegen 7 Uhr Abends, wenn die Tagesarbeit unten eingestellt wird, das Auge der Herren nicht mehr über dem Werk zu wachen braucht, wählt jeder von jenen und ihren

gerade unten anwesenden Gästen unter den dort grasenden gesattelten Pferden ein beliebiges aus; und durch das flache Kieselbett des Kladeos, über die Thalwiese dahin und auf den steilen Klippenpfaden zwischen dem Oliven-, Masticha- und blühenden Ginstergebüsch, welches hier den ganzen Abhang bedeckt, an den wenigen, auf ihm noch erhalten gebliebenen, prachtvollen alten Föhren vorüber, geht es im langsamen Kletterschritt der Thiere zur Höhe hinauf, von welcher das deutsche Haus so gastlich einladend ins Thal blickt. Dass man sie nicht mitnehmen kann in die heimische Welt, sie nie wieder zu finden hoffen darf, die tief beseligende Ruhe, welche jedesmal mit der gleichen holden Macht von unserer Seele Besitz ergriff in den köstlichen Stunden dieses Abendrittes! „Kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen.“ So ungefähr mag sich das Glück der Nirwana empfinden, welches die Buddhisten als das höchste Gut erstreben und träumen.

Oben aber, wenn der Staub des Tages abgeschüttelt ist, die noch zu erledigenden Arbeiten desselben abgeschlossen sind, weicht in dem grossen gemeinsamen Zimmer mit dem beginnenden Abend sehr bald die träumerische Stille der geselligen Lust. In manchem mit aller Kunst, allem Geschmack, Reichthum und Schönheit geschmückten Salon ist mir jene nicht in so vollem Maass und von so erlesener Gattung gewährt gewesen, als zwischen diesen nüchternen geweissten Wänden im Kreise dieser Männer, bei denen sich die Fülle des ernsten Wissens, der reichsten und mannigfachsten Erfahrung, und der noch ungebrochene schöne, freudige, thatkräftige und opferwillige Enthusiasmus für jene Ideale, welche dem Leben erst Inhalt geben, mit so unerschöpflichem poetischem Humor, so glänzendem Witz und, bei Zweien von ihnen wenigstens, so seltner Musik-Begabung und -Bildung vereinen. Dass es zum Ausdruck und zur Bethätigung der letztern schönen Tugenden im deutschen Hause gänzlich an den sonst üblichen Instrumenten gebricht, hindert die erfindungsreichen Geister nicht im Mindesten daran, sie leuchten zu lassen zur eignen und ihrer Gäste Freude. Schenkte dem Einen doch mit so vielen andern Gütern auch des Gesanges Gabe, „der Lieder süssen Mund Apoll“ und dem Andern das Talent, Werkzeuge zu Instrumenten

umzustempeln, deren Verfertiger sich nie den geheimen Zauber hätten träumen lassen, welchen jener nun aus ihrer scheinbar so klanglosen hölzernen oder beinernen Gestalt zu entbinden versteht zum Entzücken seiner Hörer und zum wüthenden Aerger aller Hunde von Druwa-Olympia, — falls man nicht etwa das schmerzlich klingende Geheul, das ihnen diese Virtuosenleistungen zu entlocken pflegen, als Zeichen des Beifalls aufzufassen hat. Sie haben sich nie deutlich darüber ausgesprochen.

Streiter und Eroberer der Wissenschaft auf so exponirten Posten, wie dieser Olympische, übernehmen damit, ohne dass man ihnen gerade diese Gelübde von Seiten protestantischer Oberhirten abverlangte, dennoch stillschweigend, durch die Gewalt der Umstände genöthigt, gewisse, noch ausseramtliche Pflichten, welche ihrem Leben mancherlei Analogien mit dem der mönchischen Glaubensstreiter der alten Ritterorden verleihen. Im Dasein dieser „Brüder vom deutschen Hause“ zu Olympia ist das unverkennbar. Neben den Arbeiten ihres eigentlichen hiesigen Berufs sind sie in die Nothwendigkeit versetzt, Gastfreundschaft und Krankenpflege zu üben, und — den Frauen schlechthin zu entsagen, so gut wie je ein Templer, Johanniter oder Kreuzherr. Von ihrer Kunst und Wissenschaft als „Medizinmänner“ war denn auch von vornherein die ganze Einwohnerschaft der 30 Hütten oder Schweineställe von Druwa, zwischen denen sie ihr Haus errichteten, so überzeugt, dass Jeder sich bald vertrauensvoll in Krankheitsfällen an die Herren wendete. Und nicht nur, um Wunden, Fieber oder Dyssenterie zu heilen. Selbst das Amt des Accoucheurs versuchten sorgliche Familienhäupter aus den Händen der ältesten Weiber des Dorfes in die des „Doctors“ zu legen. Aber wie herrlich ihn auch „kleidet die Schürze des Wärters“, in diesem Fall blieb er hart; nicht aus Mangel an Mitgefühl, sondern in weiser Erwägung der Consequenzen des einmaligen Nachgebens. Kannte er doch nur zu wohl jene schöne Nationaltugend, in welcher das griechische Volk mit dem deutschen und englischen wetteifert und auf welcher, wie auf der anderen, ihm ebenso unbestreitbaren, — der allverbreiteten strengen Heilighaltung der Ehe, — mein fester Glaube an die kräftige Gesundheit und die Zukunft von Hellas beruht: des enormen Kinderreichthums

der Familien. Unter acht Sprösslingen weist selten eine davon auf. Wie und wovon sie leben, — Gott mag es wissen, da er als himmlischer Vater sie doch ernähret. — Aber wo es sich um Verbände, um Arnica-, um Chinin-, Ricinus- und Opiumdosen, und besonders um die Aplicirung der allheilenden Salicylsäure handelt, nehmen es beide Herren an Eifer und glänzenden Erfolgen mit den berühmtesten Lichtern der europäischen Heilkunde auf.

Die Tugend der Gastlichkeit zu üben, wird ihnen besonders seit dem Beginn dieses Frühjahrs immer reichlichere Gelegenheit geboten. Jede Woche bringt neue Besucher. Touristen nur sehr ausnahmsweise; überwiegend Gelehrte, Alterthumsforscher, Philologen, darunter wohl einige von weit verbreitetem Ruf; häufiger noch jene jugendlichen Zöglinge der deutschen archäologischen Institute von Athen und Rom, welche ihre pflichtschuldigen wissenschaftlichen Wanderungen über den klassischen Boden des Peloponnes natürlich auch zur gegenwärtig gegründeten ersten Hauptstation Olympia führen. Sie folgten sich ziemlich schnell in den letzten Wochen. Wunderliche Käuze sind darunter, und öfter noch echt liebenswürdige, vielverheissende „gentlemanlike“ junge Männer. Sie kennen durchweg das klassische Alterthum so am Schnürchen „auswendig“, dass einem armen Freischärler auf diesen Gebieten, wie Unsereinem, ganz bange zu Muthe wird, dass man sich ganz beschämt in einen Winkel drücken möchte. Sie Alle „haben schrecklich viel gelesen“ und gelernt und ein beneidenswerthes Vertrauen in ihre Wissenschaft und ihr eigenes Selbst schwellt meist ihren Busen. Nur das Urtheil über Schöpfungen der bildenden Kunst scheint zuweilen nicht ganz so unfehlbar zu sein, wie sie meinen. Manche von ihnen kommen nur, gleichsam um von den Früchten Olympias zu naschen, für einen, höchstens zwei Tage. Andere installiren sich für eine Woche und greifen das Ding alles Ernstes an. Jene wie diese aber wären rath- und hilflos, wenn nicht die immer gleiche freundliche Sorge der Brüder vom Deutschen Hause ihr Loos in dieser Wildniss so behaglich wie möglich zu gestalten beeifert wäre. Mit unbegreiflicher Promptheit ist ihnen ein Unterkommen in einem der beiden mit Lagerstätten versehenen Dorfhäuser verschafft. Des Leibes Nahrung und Nothdurft aber finden

sie mühelos auf der gemeinsamen Tafel im „weissen Saal“. Und damit auch die Theilnahme an jenen Mittags- und Abendsitzungen, den vollen Mitgenuss aller der Stunden des Beisammenseins, die Jedem durchs Leben hin nachleuchten müssen, der ihrer einmal froh werden durfte. Und wenn sie weiter ziehn, so hat diese unergründliche Liebenswürdigkeit für Pferde und Agujaten gesorgt, die besten Reiserouten durch den Peloponnes entworfen, je nach Zeitdauer und Zweck, die Empfehlungsbriefe an die Gastfreunde in den verschiedenen Orten ausgefertigt. Jeder fühlt sich einer solchen nie ermüdenden thätigen Güte gegenüber so hilflos, so fast beschämt. Aber wer vermöchte sie abzulehnen! Wenn besonders liebgewordene Gäste nach längerem Studienaufenthalt scheiden, wie vor 8 Tagen jener verehrteste und herzigste von Allen, Professor Löffstedt von Upsala, so wird das Trauermahl in aller Feierlichkeit begangen, und das ganze musikalische Repertoire von der „holden Nike, die auf leichten Zehen“ bis zum Hochzeitsmarsch aus dem Lohengrin mit dem Aufgebot jeder Kunst und Kraft und jedes Instruments durchgearbeitet, und auch mit den feinsten und köstlichsten Gaben, den neugriechischen Freiheits-, Kampf- und Liebesliedern, von ihrem unvergleichlichen Sänger nicht gegeizt, welche allerdings den Schmerz des Scheidens noch verschärfen: wer besonders die letztern einmal gehört, möchte sie immer wieder und wieder hören, die nie niedergeschriebenen, nie veröffentlichten Weisen, welche jener im glücklichsten Gedächtniss unverlierbar mit sich trägt, wie er sie sangreichen Lippen gelegentlich einmal abgelauscht hat.

Wie Herzogin Hadwig von Schwaben in Sanct Gallen, so erscheint auch wohl zuweilen im frauenlosen Hause, in welchem im Herrschen und Dienen nur männliche Kräfte thätig sein dürfen und die Pflichten der Hausfrau von dem Chef in Person mit musterhafter Umsicht und Correctheit geübt werden, ein weiblicher Besuch. Zum Glück ist das Gelübde der Herren nicht so streng, dass eine Dame, wie jene stolze Fürstin dort, nur indem sie über die Schwelle g e t r a g e n würde, hineingelangen dürfte. Anders hätte ich als „Weltlicher Bruder“ wenigstens in e i n e m Falle während meiner Anwesenheit diesen Ritterdienst gern und freudig für sie geleistet. Einmal sind es Gastfreunde aus Pyrgos und

Patras, welche mit Frau und Tochter einen Festritt nach Olympia machten, denen die besten Ehren des deutschen Hauses erwiesen werden müssen. Ein ander Mal begleitende kühne Gattinnen reisender „europäischer" Männer, welche die ganze Peloponnestour wagten, ohne das Mass ihrer Beschwerden zu ahnen. Ein Wolkenbruch stürzte auch wohl gelegentlich im Thal auf sie hernieder; — sie müssen heraufgeleitet in eine schnell bereitete Zelle geschafft und mit Gatten-, oder im glücklichen seltenen Fall, Zofenhilfe umgekleidet, getrocknet, wieder einem gewissen menschlichen Normalzustande, vielleicht gar mittelst Chinin zurückgegeben, und gastlich bewirthet werden. Dann weicht plötzlich das bis zum letzten Grad der Schäbigkeit abgebrauchte, rauhe Gewand der Arbeit von den Schultern der Hausgenossen dem anständigen flecken- und risslosen Rock und der weisse Hemdkragen schmückt mit selten gesehenem Glanz den Halssaum des Wollenhemdes, und was nur an geselliger Grazie und Anmuth, an Witz und Esprit, durch Jeden aufzubringen ist, muss heran, um vor dem zarten Gaste zu brilliren, dass derselbe an Geist erquickt und durchsonnt, wie an Kleidern und Haut getrocknet und erwärmt von dannen ziehe, dankbar den Segen des Vater Zeus auf die Herren vom deutschen Hause herabflehend . . . . .

Wer hätte mehr Grund und Ursache empfangen, sich mit ganzem Gemüthe diesem Gebete anzuschliessen, als ich selbst! Mögen ihnen alle guten und vollkommenen Gaben, die sie erwünschen können, reichlich gewährt werden im nächsten Winterfeldzug; möge ihnen die Schlammerde des Thals die gediegensten Schätze der Kunst und Schönheit wie der historischen Wissenschaft spenden! Der Regentage möglichst wenige und der vom Reichstage zu bewilligenden Zehntausende möglichst viele seien ihnen beschieden, damit ihr grosses Werk so angegriffen werden könne, wie es zu seinem vollen Gelingen nothwendig ist; dazu ein so festes Haus und eine so feste Gesundheit, dass der wenig beneidenswerthe Ruhm des Märtyrerthums der Wissenschaft ihnen möglichst erspart bleibe. Und erhalten sei ihnen in seiner ganzen Kraft und Frische der freudige Muth, der sie bisher alle Hindernisse besiegen liess und der sie aufrecht erhalten hat

in allen Schwierigkeiten, welche ihr Werk, und allen Gefahren, welche ihr Leben selbst bedrohten.

Vor dem Fenster der mir seit sechs Tagen im deutschen Hause selbst gastlich eingeräumten Zelle erklingen eben die wohlbekannten Stimmen in den von Hundegeheul begleiteten Accorden des „Schlachtgesangs der Olympier“, welcher in die schöne Weise des erhebenden Canons: „Minna du bist meine Freude“ übergeht, durch die Stille des späten Abends. Es ist ein Ständchen und eine Mahnung, mit dem Schreiben endlich ein Ende zu machen und zur letzten Sitzung in den weissen Saal zu kommen. Ach trotz der unbeschreiblichen Komik seiner Wirkung fühle ich die wehmüthige Bedeutung für mich und diese Stunde nur zu gut: ist es doch der Grabgesang nun auch meiner Olympia-Tage!

DRITTER ABSCHNITT.

QUER ÜBER DEN PELOPONNES.

Lasst mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euern Hütten, euern Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne.
(Goethe, Westöstlicher Divan.)

Elftes Capitel.

Et in Arcadia ego!

Athen, 13. Mai.

Die Tour über den Peloponnes liegt glücklich hinter mir. Es wäre eins von jenen Verbrechen gewesen, die man sich nie, und am wenigsten im vorgerückten Lebensalter, vergiebt, ein Verbrechen der versäumten Gelegenheit, wenn ich ihr nicht ihren einzig wichtigen Abschluss gegeben, ihr letztes Ziel nicht bis hieher nach Athen hinausgerückt hätte. Mir blieb die Wahl, dem Besuch von Sparta oder dem von Athen zu entsagen, um mit der mir noch vergönnten Zeit auszureichen. Und in jedem Fall, wo ich zwischen Sparta und Athen zu wählen hätte, würde ich mich immer für letzteres entscheiden und entschieden haben. Aus dieser theuern Erde quellen mir des Geistes beste Freuden jedenfalls sicherer und reicher, als aus der lakonischen.

Eine Reise über den Peloponnes ist ein sehr dehnbarer Begriff. Für den Alterthumsforscher von Beruf und für den studirenden Maler ist es unmöglich, eine Grenze ihrer Dauer zu setzen, welche gerade erforderlich sein würde, jenen wie diesen mit allem darin Erforschens- und Studirenswerthen fertig werden zu lassen. Solche Reisende werden die Tour jedenfalls auch nicht so wie ich als Episode, sondern als eins der Hauptstücke eines Aufenthalts in Griechenland behandeln und sie in den meisten Fällen von Athen aus antreten. Für uns aber, die wir nicht von Olympia scheiden mögen, ohne zuvor noch eine Art von Pilgerfahrt auch nach andern von der Sage, der Poesie, der Geschichte und der

Kunst geweihten Stätten der Halbinsel gemacht zu haben, lässt sich Zeitdauer und Route der Wanderung desto leichter und bestimmter angeben. Von der persönlichen Situation hängt es natürlich ab, welche Ausdehnung wir jener geben können. Aber der Grundsatz: entweder Alles oder Nichts, wäre hier sehr falsch angewendet. Man mag ruhig auf Manches verzichten und die Linien des Weges enger und enger zusammenziehn, wenn uns die vollständige Ausführung der „grossen Peloponnestour“ versagt bleibt. Immer noch, auch bei der beschränkteren Route wird man Gelegenheit vollauf finden, einen so reichen Schatz von echten Freuden, von mächtigen, erhebenden, nachwirkenden Seeleneindrücken, von originellen, humoristischen, abenteuerlichen Erlebnissen, von Erfahrungen, neuen Anschauungen über Natur und Menschenleben zu sammeln, wie schwerlich bei gleicher Zeitdauer der Wanderung heut noch in einem anderen Theil unseres mit Bahnnetzen und Posten gesegneten Europa.

Soll diese Wallfahrt, wie in meinem Fall, den Schluss einer griechischen Reise bilden und der doch einmal unvermeidlichen und ja auch von Herzen begehrten Rückkehr zu vertrauteren, sich jenes schätzbaren Besitzes erfreuenden, Ländern unmittelbar vorangehn, so sind es natürlich die Abfahrtszeiten der Dampfer, welche unsere Entschlüsse in Bezug auf Ausdehnung und letzte Richtung der Peloponnes-Tour bedingen. Der griechische Dampfer von Athen über Korinth nach Patras und Corfu (der Lloyd hat diese Linie aufgegeben), mit welchem die Boote nach Brindisi und Triest communiciren, geht nur einmal in der Woche, an jedem Sonntag Abend ab. Die Boote der beiden französischen Gesellschaften, welche direkt und ohne zeitraubendes Stationmachen Athen und Neapel verbinden, jeden Sonnabend, Mittags und Abends. An einem Montag hat man mithin heimkehrbereit in Korinth oder an einem Sonnabend in Athen zu sein. Einen dieser Punkte an einem von beiden Tagen durch einen Ritt quer über den Peloponnes, von Olympia aus, zu erreichen, den man am nächst vorangehenden Donnerstag antritt, ist schlechthin unmöglich. Man wird daher als Minimum elf Tage darauf verwenden müssen, wenn man in Korinth an Bord gehen will; oder, da der Dampfer von Korinth (oder genauer: von Kalamaki an

der Ostküste des Isthmus, welcher auf Wagen überfahren wird) nach Athen nur jeden Donnerstag fährt, ein Minimum von sieben Tagen, wenn man danach verlangt, das doch noch immer herrlichste Stück auch des heutigen Hellas vor dem Scheiden von dessen Küsten zu begrüssen, und Athen zum Ausgangspunkt der Rückreise zu machen. Jene beiden Minimalgrenzen der Reisedauer um so viele weitere volle Wochen auszudehnen, als es beliebt und Zeit und Vermögen es gestatten, bleibt Jedem überlassen. Für mich stand die Frage nur: elf oder sieben Tage? Die ersteren gewährten mir die Möglichkeit, wenigstens Messene und Sparta noch mit in meine Route aufzunehmen. Die zweiten die: für Athen beinahe zwei Tage zu gewinnen. Diese Aussicht bestimmte schliesslich meine Entscheidung. Um so mehr, als ich in Olympia von allen mit Athen bekannten Besuchern von den sehr wesentlichen Aenderungen und Neueinrichtungen gehört hatte, die auf der Akropolis in den letzten Jahren ausgeführt sein sollten. Die Propyläen des Frankenthurms entledigt; dies mittelalterliche Wahrzeichen des Burgbergs abgetragen und der vermeintlich durch ihn vernichtet gewesene, in Wahrheit aber, wie sich nun gezeigt habe, nur verborgen und vor völliger Zerstörung dadurch geschützt gewesene, südliche Vorbau der Propyläen zum kleinen Niketempel hin freigelegt! Dazu das Museum auf der Akropolis hinter dem Parthenon fertig, die tausend überall auf der Höhe verstreut gewesenen plastischen Fragmente darin gesammelt und aufbewahrt ..... Nein, nach so tiefgreifenden Wandlungen, welche ihre Erscheinung so wesentlich geändert haben mussten, die geliebte heilige Höhe unbesucht und ungesehen zur Seite liegen zu lassen, wo sie so nahe und so mühelos zu erreichen war, fühlte ich mich unfähig. Messene, Sparta und die ganze Südtour wurden aus dem Reiseprogramm gestrichen. Mein Agujat erhielt die Weisung, auf Andritzena, Phigalia, Magalopolis und Tripolitza zu reiten. Dort endeten seine Wegkenntnisse. Für den folgenden kleineren Theil der Reise, über Nauplia, Argos, Mykenä, Nemea, Klenoä, Korinth, werden sich leicht in Tripolitza Ersatzführer und Pferde finden lassen.

Der letzte der jungen Gelehrten, welche Olympia zu einem kürzeren Studien-Aufenthalt besucht hatten, Dr. L.,

tüchtiger Philologe, Neffe des gleichnamigen, ganz Berlin und der Shakespeareliteratur im Allgemeinen, dem heiligen Lutter-Tisch und mir persönlich insbesondere wohlbekannten, hochgeschätzten und hoch eingeschätzten Professors, ein junger Mann von merkwürdig reifem und positivem Wesen, sichern Kenntnissen und Meinungen und einer mir für die nächsten Tage eigentlich noch beneidenswerther erscheinenden Fertigkeit im Neugriechischen, hatte sich mir als sehr willkommener Reisegenosse angeschlossen. Seine Route allerdings war eine unvergleichlich ausgedehntere und sollte den ganzen Süden bis zum Cap Matapan umfassen. Aber bis zum Tempel von Phigalia, also während der ersten zwei Tage, war unser Weg der gleiche, und wir verfügten über zwei Agujaten.

Noch ein letzter Händedruck mit den olympischen Freunden gewechselt, ein letztes Lebewohl und auf Wiedersehen-Rufen, ein letzter Blick auf die so lieb gewordene Stätte unvergleichlich glücklicher Lebenstage . . . und hinab ging es zum Flussthal auf unserem täglich gewöhnten Kletterpfade. Trotz des frühen Morgens lag keine Spur von Nebeln über der Tiefe. Alle günstigen Zeichen schienen sich bethätigen zu wollen. Am reinen Himmel kein Wölkchen, die Sonne badete nackt in dem tiefen Blau und brannte um 6 Uhr bereits mit einer Energie, die nichts zu wünschen übrig liess, hernieder. Unten im Thalwege zogen endlose Heerden von Ziegen und langvliessigen Schafen, mit harmonischem Schellengeläut, in Begleitung von ganzen Hirtenfamilien, deren gesammte Habe mit Geschirr, Geräth und Hühnern auf den Rücken einiger Esel und Maulthiere schwankte, während die Weiber ihre Kleinsten auf den Schultern oder an der Brust, lange griechische Flinten über den ihren gehängt so gut wie die Männer, treibend und schreiend zwischen den sich drängenden, meckernden und blökenden Thieren daher schritten. Im Ausgrabeterrain wurde es eben lebendig. Auf den Bänken des Bakall trank man zur Vorbereitung für die Mühen des heissen Tages die ersten Masticha-Schnäpse. Wir trabten vorüber, immer den Alpheios entlang, am Fuss der Kiefernhöhen jenes rechten Ufers. Ich hatte das, bei einer solchen Tour, nicht hoch genug zu schätzende Glück, ein Pferd unter mir zu haben, das mit dem Geschick des

Kletterns und der Dauerbarkeit, welche diesen hier fast allen gemeinsam ist, auch das ihnen desto seltnere Temperament, Kraft und Feuer vereinigte: einen kleinen Grauschimmelhengst, welcher bereits bei unsern allabendlichen Kletterritten zu der Höhe hinauf mein besonderer Liebling geworden war. So konnte ich, wenn auch das breite, hochgepolsterte, peloponnesische Saumsattelgestell, welches den Reiter nöthigt, mit hochgezogenen Knieen zu sitzen und jeden eigentlichen Schluss im Sitz unmöglich macht, doch auf den hie und da einmal mit den wilden Kletterpfaden wechselnden ebneren Wegen immer wieder der ganzen Lust geniessen, mein Thier ausgreifen zu lassen im scharfen Trabe und mir in der prächtigen Bewegung bewusst zu werden, dass ich noch etwas Anderes, als eine blosse lebendige, langsame Trage- und Fortbewegungsmaschine unter mir hatte.

Allmählich verlässt der Weg das nächste Flussufer und steigt, meist den Windungen des Alpheios folgend, zuweilen auch von ihm ab quer über die Berge lenkend, an dem südlichen Abhang der Waldhöhen aufwärts. Der Reiz der Landschaft scheint sich nur immer zu mehren. Die kleinen Nebenbäche, die Quellen sind noch so wasserreich, rieseln und rauschen so lustig über unsern Weg hin, der Tiefe zu, und rings um sie erwächst überall dem getränkten Boden üppig die Fülle der Vegetation. Das Mastichagesträuch und die Stecheichen, welche mit den Platanen, wilden Oel- und Birnbäumen, den schönen Föhren und unsern allerdings sparsamer gesäeten „deutschen" Eichen die Haupttypen dieser Vegetation bilden, wachsen an solchen Stellen, in den traulichen Thälern und kleinen Schluchten, in deren Grund jene Flüsschen und Bäche rauschen, bis zur Höhe und Dicke von tüchtigen Bäumen auf. Die kleinen, denen der Stechpalme ähnlichen stachelumrandeten, glänzenden, tief saftig dunkelgrünen Blättchen der Stecheichen verwachsen so dicht ineinander, dass das Laub wie verfilzt erscheint, die Krone eine dem Licht fast gänzlich undurchdringliche compacte dicke Masse bildet. Wie reizend sich zu diesen dunklen festen Laubschirmen das frische lichte Grün der Platanen und des Weinlaubes gesellt, dessen Reben sich in wildem freien Wuchs in manchen jener kleinen Thäler um alle Stämme und Zweige ranken, die sie finden mögen! Diese kühlen, kaum von ver-

einzelten Sonnenpfeilen durchblitzten und vergoldeten Dickichte in den Schluchten, durch welche sich zwischen Steinblöcken und Klippen unser enger Weg auf- und abwärts windet, sie sind so recht geschaffen zum Lieblingsaufenthalt der Nachtigallen. Wie der seit Corfu nicht mehr gehörte süss-gewaltige Klang in dieser tiefen Morgenstille zum ersten Mal wieder an unser Ohr schlug! Zutraulich auf dem nächsten Zweige sitzend, zeigt die kleine Künstlerin, wie sie mit der braunen schmucklosen Kehle und dem Schnäbelchen ihren wunderbaren Gesang wie mit echter Virtuosenfreude formt und hinausklingt. Und wie ich hinreite in dieser tiefen Einsamkeit, im so hold durchtönten Schatten des griechischen Waldes und wieder in glühender griechischer Sonne am Bergesrand, sanft rauschende Föhren am Hange über mir, den blitzenden nie von einem Fahrzeug durchfurchten Strom zur Seite in der Tiefe, das unendliche dunkelblaue und doch lichtdurchtränkte Gewölbe zu Häupten, Waldberge und mächtiges graues Gebirg drüben und vor mir, — ist es mir da nicht, als wären alle Lieblings-Träume der fernen Jugend lebendig und leibhafte Wirklichkeit geworden? Hat man das nicht als Knabe schon gesehen, schon vorahnend genossen? Ist das nicht jenes „künftige grosse Glück“, oder doch wenigstens ein gutes Stück davon, von welchem vor langen Jahren dem von Sehnsucht danach geschwellten Jünglingsherzen „trunken die Ferne redete“ und — Eichendorff sang? Gewiss ist es das; und wohl jedem, dem es vergönnt wurde, es so zu erlangen, zu fassen, zu halten, sich seiner bewusst zu werden und es zu geniessen! Was Kopf und Herz belastete und bedrängte, ist hinweggenommen. Man ist wieder jung; die Zeit scheint noch einmal zurückgekehrt, wo uns Nebel noch die Welt verhüllten, die Knospe Wunder noch versprach; und wie weit, wie herrlich liegt diese Welt vor Dir aufgeschlossen da! Und zu allem Schönsten, was diese Dir gänzlich neue und unbekannte hier bergen mag, trägt Dich Deines Pferdes schneller Huf; — und kein Telegraph, kein Postbote erreicht Dich, um Deinem Wege eine andere Richtung, Deinem Handeln ein anderes Gesetz, als das freie Belieben zu dictiren. Da überkommt es uns wohl, dass man sich im Sattel hebt und aufreckt und die alte „Vagabonden“- und „Taugenichts“-Seele das Glücksgefühl, welches sie erfüllt,

die süsse Lebens- und Daseinswonne, welche jeden Nerv und Muskel der gesunden Glieder durchströmt, laut hinaus-jubelt, dass — der Agujat erstaunt und fragend sich zu seinem „Kyrie“ wendet, ob er etwas und was er so laut beföhle.

In die Freude an dieser Waldgebirgslandschaft mischt sich hier wie überall in Griechenland der Schmerz und Aerger über die heillose und freventliche Wirthschaft, welcher deren Schönheit mehr und mehr zum Opfer fällt. Eines europäischen Forstbeamten Herz müsste bluten bei dem Anblick dieser hier allgemein beliebten sinnlosen Verwüstung. Die schönsten Fichtenstämme mannshoch über dem Boden ab- oder tödtlich ausgehackt um der Harzgewinnung willen; die alten prächtigen Eichen auf weiten Strecken verkohlt u. s. w. Das Land und Volk empfindet sehr wohl das Elend, welches dem Gedeihen und dem Wohlstande von Hellas das länger als ein Jahrtausend fortgesetzte Ausrotten der Wälder, die einst seine Berge bedeckten, eingetragen hat. Aber wo noch Reste von jenen glücklich gerettet geblieben waren, setzt jeder nach besten Kräften mit die gleiche Vertilgungsarbeit fort.

In glühender Mittagsstunde durchritten wir eine besonders tiefe und breite Waldschlucht und gelangten zur jenseitigen Uferhöhe, welche von braunen rohen mit flach vierseitig ansteigenden Ziegeldächern gedeckten Steinhütten des Dorfes Aspropitia gekrönt wird. An einer Brunnenquelle vor demselben füllten zahlreiche Weiber kleine Holzfässchen mit dem frischen reichlich strömenden Wasser. Die plastisch graziöse Haltung, in welcher die Weiber von Olevano z. B. ihre grossen, an jenem, allen Malern werthen und bekannten Felsenbrunnen gefüllten Kupfergefässe auf dem Kopf heimtragen, würde man bei diesen armen, verarbeiteten gekrümmten schmierigen Töchtern von Hellas vergebens suchen. Die Holztonne wird an einem Strick oder Riemen über den Rücken gehängt; den Platz auf dem Kopf oder auf den Schultern nimmt das jüngste Kind des überreichen Nachwuchses ein. An einzelnen Hütten, Mühlen oder kleinen Häusergruppen, denen wir im Thal in langen Zwischenräumen begegnet gehabt hatten, war uns wohl jederzeit auf Begehren ein Gefäss voll eiskaltem, vortrefflichem, wenn auch sehr stark mit Harz versetztem Wein geboten worden. Hier in Aspropitia aber fanden wir zuerst zu nicht geringer Befriedigung einen Khani

in aller Form: eine aus rohen Steinblöcken zusammengeklebte Hütte von zwei Stockwerken, mit einer Art äusserst gebrechlicher hölzerner Stiege an der Aussenwand; im Erdgeschoss Schweinstall, Wohngemach und Werkstatt, in welcher an mehreren sehr primitiven Webestühlen gearbeitet wurde; im oberen Stockwerk Vorrathskammer, Schlaf-, Prunk- und Fremdengemach. Die Fenster werden wie überall durch Holzläden ersetzt; Stühle, Bänke, Divans durch ein paar lange Holzkisten, über die ein Tuch oder eine buntgestreifte Pferdedecke gebreitet ist. Sogar ein Tisch steht hier davor; an der ehemals geweisst gewesenen Wand flimmert trübe ein kleiner Scherben eines Stückes Spiegelglas. Vom Dachbalken hängen ein Paar Stricke, die eine kunstlose Strickschaukel bilden, herab. Ein dicker griechischer Filzmantel ist, zusammengelegt wie eine feste und weiche Mulde, daran angebracht: die Wiege für das Jüngste der sieben lebendigen Hoffnungen dieses Hauses. Die drei ältesten, ein reizendes, scheues schwarzäugiges Mädchen von 9 Jahren darunter, sind eben aus der Schule gekommen und umstehen die Gäste mit staunender Neugier, starren uns, unsere Landkarten und Operngläser wie unbegreifliche Wunderwerke an. Der Papa, ein schwaches, stilles bärtiges Männchen in schmutzig-weisser Fustanella, trägt ein schreiendes Kind auf dem Arm und hat mit seiner Beruhigung zu schaffen, bis er es in die Wiege legen kann, die entschieden das Heft führende Hausfrau ein anderes, welches sie indess nicht hindert, unsere Aufträge in Empfang zu nehmen und auszuführen. Kreass (Fleisch)? Nicht vorhanden; also die immer bleibende einzige Rettung Psomi (Brod), Avga (Eier) und Krassi (Wein). Von den groben schmutzigen dunkelgrauen Salzklumpen wird dazu ein Stück abgeschlagen, mit einem Stein zerrieben, weiter in den nie gewaschenen Händen der Herrin des Hauses zerkleinert und auf den Tisch geschüttet. Weissen frischen feuchten Ziegenkäse offeriren dieselben Hände ohne Vermittelung von Teller oder Messer als schmackhaftes Dessert. Und trotz alledem, — mit wie urkräftigem Behagen verspeist man ein solches Diner nach sechsstündigem Ritt in der Hitze; mit welch' unersättlicher Lust trinkt man Mass für Mass von dem Rezinat und dem köstlichen Quellwasser, — und wie erst ruht es sich so süss auf dem Bretterdeckel der Truhe, von Kinder- und

Eselgeschrei und Schweinegrunzen in den erquickendsten Mittagsschlummer gesungen!

Anfangs auf ähnlich anmuthigen buschigen Uferwegen wie am Vormittag, dann über gänzlich entholzte, nur noch mit Meerzwiebeln, Farrenkraut und den gelbblühenden silbergraugrünen wilden Salbeystauden bewachsenen Hügel am Alpheios ging es in den ersten Nachmittagsstunden weiter. Jene gewaltigen Gebirgsketten Arkadiens, deren kahle graue Felsengipfel für uns in Olympia so lange den östlichen Wall und die Grenze der Welt gebildet hatten, ragen nun nahe vor uns auf, der Tetrasi-Gebirgszug, über welchen weiter zurück im Nordosten mit noch schneeglänzenden Spitzen der Erimanthos sich erhebt. Zum Alpheios hinab zieht sich hier von Norden her ein breites, theils mit Gerste und Oelbäumen angebautes, theils ödes Flussthal. Das Wasser des Flusses selbst schimmert kaum hier und da als schmälerer oder breiterer blaugrauer Streifen zwischen den ausgedehnten Sand- und Kiesellagern seines Bettes, die es vielmehr noch wie den Alpheios seine sehr ähnlichen Niederschläge fast zu ersticken drohen. Das ist der Grenzfluss Arkadiens, welcher den Namen jenes sagenberühmten Gebirges theilt; der Erimanthos. Leicht haben ihn unsere Pferde durchschritten; das Wasser erreicht kaum ihre Knie. Das Schwierigere bleibt noch zu thun. Auch der reissende, tiefe Alpheios muss durchwatet werden; von Brücken hat man in diesen Theilen des Peloponnes, wie in den meisten andern auch, noch kaum eine dunkle Ahnung. Hier nahe hinter den nächsten westlichen Waldhöhen seines Ufers nimmt der von Süden her strömende Fluss seine plötzliche Wendung nach Westen, in welcher Richtung wir ihn aufwärts von Olympia bis hierher verfolgt hatten. Unser nächster Weg hat, als Luftlinie gedacht, die nach Süden gerichtete Sehne seiner grossen oberen Ausbiegung zu bilden.

Die Führer kannten ihren Weg anscheinend sehr genau. Ohne langes Suchen, Zögern und Besinnen ritten sie in den Strom ein, gewiss, die Fuhrt zu treffen. Reissend fluthete das klare Nass über seinen kieselreichen Grund dahin, um die einstampfenden Beine der Pferde wirbelnd. Diese aber hielten sich musterhaft in Richtung, den Tiefen instinctiv ausweichend, so dass auch in der Mitte des Stroms das

Wasser ihnen nicht bis über die Brust stieg und wir nur unsere Füsse auf ihren Hals zu legen hatten, um nicht nasse Sohlen zu bekommen.

Et in Arcadia ego! konnten wir mit besserem buchstäblicherem Recht, als Göthe in Rom, ausrufen, als die Thiere, von deren glattem Fell das Wasser in tausend blitzenden Tropfen niederrieselte, glücklich hinübergelangt nun endlich zum grasigen Ufer hinanstiegen. Zwar der arkadische Schäfer dort, der uns, auf seinen langen, oben ganz bischofstabähnlich gekrümmten Hirtenstab gestützt, den ersten Gruss bot, sah wesentlich anders aus, als sich Watteau, Fragonard, Gessner und andere Maler und Poeten des 17. und 18. Jahrhunderts seines Gleichen vorzustellen und zu schildern pflegten: ein armer, hagerer, schmieriger junger Bursch in lumpiger Fustanella, zerrissener Jacke und dem nie fehlenden taschenhaltigen, breiten, dicken ledernen Magengurt um die Hüften. Aber das Wald- und Wiesenthal, in das wir vom Strom aus unmittelbar einritten, erschien jenes Namens durchaus werth, mit welchem man von jeher den Begriff der höchsten idyllischen Anmuth und Lieblichkeit verband. Zwischen höheren Berglehnen sanft ansteigend, von Bächen durchrauscht, zeigte es in reicher Entfaltung eine der sehr ähnliche Vegetation, welche den Thalschluchten des andern, des elischen, Ufers des Alpheios einen so ausserordentlichen Reiz giebt. Nur, dass das Nadelholz hier fast gänzlich aufhört, dass das Gras zwischen den grauen Felsblöcken des Kalkgesteins noch üppiger und der Wuchs der um die Quellen und Rinnsale immer zahlreicheren Platanen noch prächtiger wird. Aus dem Dickicht der Stecheichen- und der Masticagebüsche und Baumkronen aber klang hier wie dort der Nachtigallengesang gleich stark und süss zum Läuten der Glöckchen am Halse der umherkletternden Ziegen, welche von den Klippen her den an ihnen vorüber Reitenden mit jenem ihnen eigenthümlichen seltsam komischen Ausdruck neugierigen Fragens und Beobachtens in's Gesicht sahen. Diese Heerden und ihre wenigen Hirten scheinen lange das einzige Lebendige im ganzen Umkreise zu sein. Ganz ausnahmsweise kommt uns einmal, auf seinem Esel, Pferdchen oder Maulthier hockend, seltner noch zu Fuss, ein Bauer entgegen. Je höher der Weg im Gebirge hinauf steigt, desto kahler und wilder

werden die Höhen ringsum. Tief unter uns, in der Schlucht zur Linken, drängt sich dichtes dunkles Walddickicht. Hier oben wuchert nur Gestrüpp, Ginster, wildes Lorbeergebüsch und wilder Salbey. Mich im Sattel wendend, sehe ich hinter mir wie ein blaudunkles welliges Meer weithin nach Westen das niedrigere waldige Thal- und Hügelland des Alpheiosgebiets in Elis breit zwischen den gewaltigen Gebirgswällen eingebettet sich dorthin dehnen, wo scharf gezeichnet in der nordwestlichen Ferne als letzter Ausläufer die Vorgebirgsklippe von Katakolo zur See abfällt und in noch entlegenerer Weite, nur wie aus silberbläulichem Duft und Dunst geformt, das Süd-Cap von Kephalonia, aus deren kaum mehr als einen feinen Streifen am Horizont bildender Fläche sich heben.

Dieser Gebirgsweg führt nach drei Stunden des Ritts zu einer mit seiner Oede um so anmuthiger contrastirenden landschaftlichen Scenerie. Auf der Höhe einer Bergkuppe, deren Hänge mit Korinthen- und Weinpflanzungen bedeckt sind, zeigt sich das Dorf Zacha, ungemein malerisch zwischen grossen Nuss-, Maulbeer- und Feigenbäumen gelegen, die das grasbedeckte Erdreich zwischen den Steinhütten beschatten. Bald aber löst Wildniss, Dürre, Oede und Verlassenheit wieder diese freundlichere und belebtere Berg-Oase ab. Ueber steinigte, fast pfadlose Gebirgskuppen, auf deren Geröll und zwischen deren losen Kalkblöcken der Huf der kletternden Pferde kaum eine Stelle zum Aufsetzen findet, geht es hinauf und wieder steil hinab. Bald muss man sich vorn über bis auf den Hals des Thieres bücken, bald den ganzen Oberkörper gegen dessen Rücken hin zurücklehnen und die weit gegen dessen Kopf hin gestreckten Füsse fest in die Bügel stemmen, um das Gleichgewicht zu erhalten. Aber ihre Hufe treten so sicher, wissen sich so gut im Gewirr des Gesteins den rechten und besten, wenn auch noch so engen, Pfad herauszufinden, dass uns nie der Gedanke der Möglichkeit kommt, sie könnten auch am schroffsten Abhang stürzen oder über die glattesten Klippen gleiten.

Wieder wird im öden kahlen Bergthal, dessen gewaltige graue Wände jeden Blick in die Ferne wehren, ein klarer, reissender, breiter Bach durchwatet. Dann geht es an den steilen Lehnen aufwärts und immer aufwärts auf ganz unmöglich scheinenden Wegen, welche nur der Instinct dieser Thiere

als solche erkennt. Glaubt man den höchsten Kamm erreicht zu haben, so schieben sich weit höhere und gleich kahle und steinigte Kuppen davor und wieder weiter hinauf klettern die unermüdlichen Pferde. Endlich ist eine Art Hochplateau erklommen, auf welchem eine Art doch anscheinend von Menschenhand geebneterer Weg zwischen Klippen und Gebüschen in vielfachen Windungen über das Gebirg dahinführt. Hinter uns stieg die Sonne bereits in Goldduft in's ferne Meer hinab. Die heisse und reiche Pracht der Töne, in welcher eben noch die Gipfel ringsum erglühten, sänftigte sich schnell, wurde zarter und immer zarter, und verblasste zum milden ernsten Grau in der Nähe, zum reinen hier tiefen, dort feinen und duftigen Blau auf den entlegeneren Zacken und Spitzen der Gebirge. Hinter der hohen, steilen, kahlen Bergwand gegenüber hervor brach aufwärts ein mild leuchtender Schimmer und breitete sich weiter und weiter nach oben und den Seiten hin aus, und bald stieg des Mondes nahezu volle Scheibe über dem dunklen Rande der Höhe auf. Um einen letzten Vorsprung biegend sahen wir in diesem reizenden Dämmerlicht zu unserer Linken eine breite Schlucht, in deren unterster bewaldeter buschiger Tiefe der eingeengte Strom unsichtbar dahinrauscht, und an der jenseitigen Bergwand, wie auch noch an der, welche diesen Kessel dort im Süden schliesst, amphitheatralisch übereinander ansteigend zwischen den dunkeln Baumwipfeln der Gärten die hellen Häuser des Städtchens Andritzena. Der Weg an unserer westlichen Berglehne senkte sich in schneller Neigung bis zur engsten Stelle der Schlucht, wo er nicht mehr besonders hoch über ihrem Grunde jenen Gebirgsfluss, in welchem wir unsern alten Alpheios, der er in Wahrheit ist, kaum wieder erkannt hätten, überbrückt. Zwischen Gartenmauern, über welche breite Feigenbaumkronen sich wiegen und hohe schlanke schwarze Cypressen regungslos aufsteigen, kletterten die Thiere jenseits wieder aufwärts zur ersten Gasse des Städtchens und hielten an dem Eingang eines weissen Mäuerchens, wo uns, die Absteigenden, sofort ein dichter Kreis von neugierigen alten und jungen Fustanellenträgern umringte. Hier wohnt der „Gastfreund“, an den wir Briefe von Dr. Hirschfeld bringen. Jeden Peloponnesreisenden möge der ihm zuschicken, so hat jener ihn wiederholt ersucht; und seitdem

wird sein Gastzimmer kaum eine Woche ganz leer von über Nacht zu beherbergenden gelehrten Freunden. Kyrie Sacharopulos ist sein Name; ein grosser Grundbesitzer, der selbst noch im Thal von Olympia Weinpflanzungen und Getreideäcker sein eigen nennt, in der Kammer zu Athen als Vertreter dieses Wahlbezirks sitzt, und zur Gattin die Schwester eines der regierenden Minister hat.

Nach einem 11stündigen Ritt, wie dieser heutige, wird die Frage des Nachtlagers und Nachtessens zumal am ersten Abend einer solchen Reise (später wird man abgehärteter!) zu einer sehr wesentlichen und wichtigen, und man wünscht darüber, ob man beides bei dem Gastfreunde zu hoffen, oder erst in dem elenden Khani des Orts zu suchen hat, möglichst schnelle und bestimmte Entscheidung. Aber — Kyrie Sacharopulos war nicht daheim! Indess flogen sofort die Boten mit unsern Briefen in die Stadt, um ihn zu suchen, während der Timarch von Andritzena, ich weiss nicht wie von unserer Ankunft benachrichtigt, herbeieilte, um den Hausherrn zu vertreten und uns die Hoftreppe hinauf in dessen Wohnung zu führen. Auf wunderlich arrangirtem Hausgange oben standen neugierige Diener in Fustanellen, und Hausmägde mit lang über den Rücken hängenden schwarzen Zöpfen und um die Köpfe gewundenen bunten Tüchern, und bestaunten uns lächelnd und fragend mit den grossen Augen. Aus der Thür des blau gestrichenen Empfangzimmers kam uns die Dame des Hauses, die Ministerschwester, entgegen, eine sehr in die Breite gegangene Gestalt in braunrothem bequemen Wollenkleide, den rothen Fez mit goldener Quaste auf die rechte Seite des einfach gescheitelten Haares gerückt, sehr grosse dunkelgraue kluge Augen unter schwarzen Brauen im männlich stark und energisch geschnittenen Gesicht mit grosser Nase und kräftig vorspringendem Kinn. Mit echt griechisch kreischender Stimme hiess sie uns willkommen und wies uns Rohrstühle an, während sie auf der bedeckten Truhe neben dem Fenster, welche den Divan vorstellt, Platz nahm. Dr. L. entwickelte seine ganze hellenische Sprachfertigkeit und persönlich gesellschaftliche Liebenswürdigkeit im Gespräch mit der Dame und dem Timarchen. Die offene Thür blieb dabei fortwährend vom Hausgesinde umlagert. Endlich trat der Hausherr ein, die Gestalt und der grauhaarige schnurrbärtige,

tüchtige Kopf, durchaus die eines preussischen Obersten in Civil, übrigens in „fränkische“ Tracht gekleidet. Der französisch sprechende Doctor des Orts, ein Candiote, begleitete ihn als Succurs und das, natürlich olympische und politisch-historische, Gespräch war bald in beiden Zungen im lebhaften Gange; die Orientfrage, über deren neueste Entwickelungsphasen die beiden heutigen Gäste des Hauses wenig auf dem Laufenden waren, wurde glatt und sauber wie eine Artischocke zerlegt und gelöst. Die Mägde reichten den dicken, süssen griechischen Kaffee, der Diener dem Hausherrn den langen Tschibuck, während uns die Cigaretten präsentirt wurden. Die Souper- und Nachtlagerfrage wurde immer noch nicht berührt.

Endlich aber gab der eintretende Diener ein nicht misszuverstehendes Zeichen. Alles erhob sich, um zum Speisezimmer zu gehen. Aber zuvor noch ertheilte der Diener den Mägden einen Wink, auf welchen hin sie uns in ein Seitengemach führten, wo wir mit inniger Befriedigung zwei Lagerstätten aufgeschlagen sahen. Wie homerische „Schaffnerinnen, die ehrbaren“, luden sie uns zum Waschen ein. Wir hatten bis dahin immer geglaubt, das am besten selbst und ohne Hilfe besorgen zu können. Aber sie belehrten uns durch den Augenschein von der Irrthümlichkeit dieser Meinung. Den Waschbecken waren der Gastlichkeit zu Ehren eben — die Böden ausgeschlagen und blecherne Gefässe unter ihnen und der Waschtischplatte, in welcher sie sassen, aufgestellt worden. So allerdings war das Waschen nur möglich, indem die Dienerin fort und fort das frische Wasser aus der Kanne in unsere Hände goss. Dass wir ihr die nicht misszuverstehenden Beweise von unserer Gewohnheit gaben, jene Operation noch gründlicher und in noch ausgedehnterem Maasse als „Vetter Franz“ in der „frommen Helene“ zu executiren, schreckte und störte diese pflichteifrigen Mädchen weder an diesem Abend noch am kommenden Morgen in der treuen Wartung ihres Amtes. Und schliesslich hat das Heil beider betheiligten Parteien keinen Schaden davon gelitten.

Eher wäre ein solcher Schaden für das leibliche Wohl der Tischgäste von der Ueberfülle der Gaben zu befürchten gewesen, mit welcher die Hände des Hausherrn ihre Teller gleichgiltig gegen alle Proteste beluden. Pilaw, und der

unvermeidliche Schafbraten in überwältigenden Quantitäten, dicke saure Milch, Ziegenkäse, Eingemachtes, schwere süsse Speisen, Orangen und zum Dessert hart gekochte Hühner- und Enteneier, — ich bewunderte den rüstigen Jugendmuth meines Reisegenossen, der wirklich dem Allen Stand hielt, um den Gastfreund nicht, wie ich, zu verletzen.

Kaum waren wir am nächsten Morgen in der ersten Frühe vom brettharten Lager auf, dessen retrospective Betrachtung uns nur zu reichlichen Anlass bot, das menschliche Genie, welches die Idee des Zacherl'schen Inspektenpulvers in seines Erfinders Seele aufgehen liess, innig dankbar zu verehren, so war auch die Dienerin wieder zur Hand, uns den Kaffee und jedem von uns mit jeder Tasse eine frisch geschnittene Rose zu präsentiren, nicht minder auch bei der Toilette Hilfe zu leisten. Madonna begab sich bereits in grasgrünseidenem Staatskleide zur Messe. Es wurde einmal wieder irgend eines Heiligen hohes Fest gefeiert und der Schluss der Schulen beraubte meinen Genossen der lebhaft gewünschten Gelegenheit, sich als Mann von Fach, Beruf und Praxis einmal doch eine neuhellenische Stadtschule in Thätigkeit anzusehen. Vom Balkon des mit grünen korinthischen Pilastern und höchst wunderbaren Ornamentmalereien dekorirten Hauses sahen wir mit dem Gastfreunde nun die Thalschlucht von Andritzena im Morgensonnenglanz liegen; tauschten dort die letzten Scheidegrüsse und Visitenkarten, und sagten unser Danksprüchlein. Die Pferde warteten unten bereits gesattelt, das Gepäck war schnell am Sattel der Agujaten befestigt, die zudringlichen Führeranerbietungen zum „Stylon", d. h. zu der Tempelruine von Phigalia-Bassä hinauf, wurden energisch zurückgewiesen, und bald kletterten unsere Thiere wieder rüstig mit uns hinter den Agujaten her auf dem steinigten Pfad am östlichen Hange der Alpheiosschlucht nach Süden hin an den thaufrischen, in der Morgensonne glänzenden Gebüschen und Baumgruppen dahin, aus denen so voll, schmelzend und schmetternd wie gestern aus denen an des Stromes unterm Lauf zum schönsten Morgengruss der Gesang der arkadischen Nachtigallen ertönte.

Zwölftes Capitel.

Im Heiligthum des Apollon.

Die Höhe der kahlen Gebirgswände, welche im Südwesten die Schlucht von Andritzena schliessen, war in halbstündigen Ritt erklommen. Ueber Klippen und Geröll von rothem weissgeädertem Marmor stiegen die Pferde wieder den ungebahnten, kaum passirbaren Pfad zur jenseitigen Tiefe hernieder, welche drüben und zu beiden Seiten von noch gewaltiger ansteigenden Bergmassen eingebettet wird. Anfangs umgiebt uns hier nur ein Chaos von wild und grotesk übereinander gethürmten und geschleuderten lichtgrauen Kalkfelsblöcken, auf und zwischen welchen die hier nie und nirgends fehlenden Ziegenherden im niedrigen, wuchernden, harten und stachlichten Gesträuch ihre Nahrung suchen. Bald aber wandelt sich diese kahle Gebirgswüste in der schönsten und überraschendsten Weise. An den Hängen aufwärts und zu der tiefen Schlucht zur Rechten unseres Weges hinab sehen wir den steinigten Boden mit immer dichterem und reicherem Eichengehölz bedeckt; zwischen dem Gesträuch ragen häufig mächtige, knorrige uralte bemooste Stämme mit weithin starrenden zackigen Aesten und dicht belaubten breitschattigen Kronen auf. In der Tiefe der Schlucht rauscht im Morgenwinde über dem Bergstrom der Neda so dichter saftig grüner Eichenwald, wie ihn nur jemals deutsche Poeten besungen und gepriesen, deutsche Maler geschildert haben. Das Blatt dieser arkadischen Eiche zeigt wohl im Detail einen merkbaren

Unterschied mit dem unserer nordeuropäischen. Die Ränder sind tiefer und feiner ausgezackt als bei diesen; so sehr, dass die Laubpartien zuweilen im Gesammteindruck fast denen der Eschen gleichen. Daneben aber fehlt es auch nicht an solchen, deren Blatt durchaus mit dem unserer übereinstimmt. Der Anblick dieser grandiosen und noch in der ganzen Frühlingsfrische prangenden Waldlandschaft, durch die wir nun immer am mittleren Hange der südlichen Bergwand dahinritten, wirkt doppelt prächtig und erquicklich, da sie eine so starre und wilde Oede ablöst, wie die, durch welche der Weg noch kurz zuvor führte. Noch ist das blüthenreiche Gras des felsigen Bodens in dieser Wipfel Schatten nicht vom Sonnenbrande verdorrt; noch sind die Quellen und Bäche nicht versiegt. Lustig rieselnd und rauschend stürzen sie sich überall von den Höhen über die Marmorklippen zur tieferen Schlucht hernieder und überall entspriesst in ihrer Nähe zwischen dem Gestein ein lachender lichtblauer Flor unserer ächten heimischen Vergissmeinnicht, zwischen welchen allerdings die oft 1 Fuss langen schwarz und gelben Schildkröten, die schwerfällig und unbehilflich über den Weg hinstolpern, eine desto befremdlichere Figur machen. Die Pferde können in den kürzesten Zwischenpausen ihren Durst nach Herzenslust am reichlich strömenden klaren Quellwasser befriedigen. Ueber steil am Berghange niedergehende klippenreiche, tief eingeschnittene Rinnsale führt wiederholt der kaum einen Fuss breite, dem Gestein nothdürftig abgerungene Pfad; unmittelbar zur Rechten stürzt der Hang senkrecht zur Tiefe der Schlucht ab. Doch ohne jedes Zögern und Suchen, mit unbedingter Sicherheit wissen die Pferde auch diese bedrohlichen Stellen zu überwinden und dem geringsten Halt zierlich und klug ihre Hufen anzupassen.

Nur kurze Zeit zieht sich dieser Waldpfad ungefähr in der gleichen Höhe über die Schlucht hin. Dann beginnt er ununterbrochen an der eichenbeschatteten Wand hinaufzusteigen, deren kahler grauer Kamm noch 800 Fuss hoch über uns in das tiefe reine Blau ragt, während unser Weg bereits 3000 Fuss über dem Meere liegt. Lange hatten uns die jenseitigen Wände nach Westen hin, wie die zu unserer Linken nach Süden und Osten, jeden Fernblick verschlossen. Nun aber liegt die eigentliche Waldung bereits tief unter

uns. Zwischen den lichten marmorgleichen Kalksteinklippen, welche Hänge und Weg bedecken, wurzeln nur noch vereinzelte Stämme jener Eichen; zahlreicher nur wiederum die niedrigeren Stecheichen mit ihren dichten, dunkeln pilzförmigen stachlichten Blätterschirmen, wilde Birnbäume mit olivenähnlichem, licht graugrünem Laube und blüthenreiches Weissdorngebüsch; am Boden neben dem Vergissmeinnicht, ob auch fern von allem Korn, unsere alten heimischen Kornblumen, die ehrlichen norddeutschen „Tremsen". Wie die Thiere auf diesem Wege, dessen Marmorgeröll ihnen nirgends festen Fuss zu fassen gewährt, unermüdlich die Steile weiter aufwärts klettern, sehen wir plötzlich vor uns und zur Rechten die jenseitigen Kuppen gleichsam zurückweichen und so die Coulissen der prachtvollen Fernsicht bilden, die sich dort dem entzückten Auge öffnet. Wie eine hohe lichtblaue Wand steht dort flimmernd in der Weite das Jonische Meer; darüber, wie mit dem zartesten Aquarellenton hingehaucht, die Doppel-Silhouette von Zante und Kephalonia, und tief unten dehnt sich wieder, wie wir es gestern gesehen, das breite wellige blaudunkle waldige Hügelland des elischen Alpheios-Beckens am Fuss des kahlen nördlichen Gebirgszuges zur Küste hin. Von den tiefgefärbten, energisch beleuchteten Baumgruppen des nächsten Vorgrundes durch den Contrast der Töne wurde dies ganze Bild für unser Auge wie in eine unendliche Weite hin gedrängt; wie eine Fata Morgana stand es in zauberischem Licht und der leise erzitternden sonnenheissen Luft dieser Vormittagsstunde vor uns da.

Und immer höher steigt die Linie seines Horizontes, die Scheidelinie jener Meereswand und des lichtdurchströmten Westhimmels; immer tiefer scheinen die Wälder und kahlen Kuppen drüben hinabzusinken, immer ungeheurer die Grenzen des Bildes sich auszudehnen. Nähern wir uns doch mehr und mehr im mühseligen Aufwärtsklimmen, welches dem Geschick und der Ausdauer der Pferde die härtesten Proben auferlegt, dem letzten kahlen Gipfel der südlichen Gebirgswand. In dieser Höhe noch, an diesen steilen Hängen begegnet man hie und da Spuren des Anbau's, einzelnen Gerstenfeldern. Wie ihre Besitzer sie beackern, besäen und abernten mögen, bleibt mir ziemlich unverständlich. Kaum minder freilich auch, — wenn nicht die hier wieder durch eins der

bedeutsamsten Monumente bekundete Neigung der gläubigen Menschheit, ihre Götter am liebsten auf ihrer Erde höchsten Spitzen anzubeten, — so doch die praktische Durchführung der Aufrichtung jenes heiligen Bauwerks und seiner Benutzung auf solcher Stelle. Die wolkenhoch gelegenen Bergkirchen katholischer Gebirgsländer, zu denen der Weg hinauf den andächtigen Gemeinden zu einem echten und rechten Passionswege wird, sie haben ihre klassischen Vorbilder bereits im hellenischen Alterthum. Höher auf diesem 3800 Fuss hohen Gipfel des Kotilion auf dem „Bassai" genannten Plateau desselben, vierzig Stadien von ihrer Stadt, bauten die Phigaleer zum Dank für die Abhaltung der Pest um 430 v. Chr. in einer der kurzen Pausen des peloponnesischen Krieges dem strahlenden Gott, welcher die Seuchen denen sendet, denen er zürnt, und von denen abwendet, denen er gnädig gesinnt ist, dem Phöbos Apollon, „Epikurios" (dem Helfer), inmitten der Klippenwildniss jenen Prachttempel, zu dessen Resten dieser Kletterritt uns führen soll. Aber noch immer nicht will er unsern Blick auch mit dem kleinsten Trümmerstück, keinem etwa aufragenden Säulenschaft und Gebälk sein wirkliches Vorhandensein verrathen. Schon beginnen uns Zweifel in der Wegkenntniss und der Pfadfinderschaft unsrer Agujaten aufzusteigen, als wir auch auf der endlich erreichten höchsten Kuppe nichts als die in ungeheurer Menge darüber hingestreuten lichtgrauen Kalkfelsblöcke und vereinzelte niederstämmige Eichen von beiden Gattungen zu entdecken vermögen. Aber da setzen die so Angezweifelten die Pferde in beschleunigte Gangart, eine leichte Bodenvertiefung hinab; und auf der jenseitigen Erhebung halten sie mit triumphirendem Lachen, weisen vor sich auf ein breites felsiges Plateau, rufen: „Stylon!" — und über der im Sonnenduft und -Licht schwimmenden ungeheuern Weite, über all den wogenden Gebirgen, den Waldthälern, Caps, Inseln und silbern schimmernden, tief in's Land einschneidenden Meeresbuchten im Süden und Westen, sehen wir die lichtgrauen, schlanken Säulenreihen und das Trümmerfeld des Apollotempels von Bassai-Phigalia vor uns stehen.

Abgesprungen von den Pferden, die wir im Grase weiden liessen, im Schatten der einen grossen Eiche vor der Nordfront der Ruine, auf breitem Felsblock aus-

ruhend, in dieser tiefen wundervollen Einsamkeit, suchten wir zunächst das Gesammtbild in seiner ganzen erhabenen Eigenthümlichkeit in uns aufzunehmen und einzuprägen. Zur Rechten im Westen, wo das Gebirge auseinander weicht, dehnt sich wieder ein südlicherer Ausschnitt des Jonischen Meeres, welchen die steile hochragende Felsenküste von Pytos-Navarin begrenzt. Zur Linken steigt über alle die kahlen und bewaldeten Gipfel, die eis- und schneebedeckte vielzackige höchste Gebirgskette, das steinerne Rückgrat des Peloponnes, der spartanische Taygetos auf, der sich weithin nach Süden zum Cap Tenaron-Matapan, der Südspitze Europas, zieht. Aus der Tiefe der Thäler, fern drüben jenseits des Tempelplateaus hebt sich in ähnlich bestimmt ausgeprägter auffälliger Gestalt, wie etwa der Lilienstein, nur in viel bedeutenderer Breite, eine ferne blauduftige Höhe, gesondert von allen andern ringsum, eine echte Landmarke, welche sofort den Blick auf sich lenkt; über ihr noch tiefer im Süden dehnt sich aufwärts zum hohen Horizont die spiegelglänzende Meeresfläche des Messenischen Golfs, der heutigen Bai von Koron. Jene ist der Schauplatz des halb sagenhaften zwanzigjährigen heroischen Ringens des von den lakonischen Bedrängern umlagerten, den letzten festen Zufluchtsort auf dem theuern Heimathsboden mit aller Kraft der Verzweiflung und der zähesten Vaterlands- und Freiheitsliebe vertheidigenden, messenischen Volksstamms unter Aristodemos', des unseligsten aller Töchter-Väter, Führung, der Berg Ithome. Seine Silhouette durchschneiden für meinen Standpunkt hier die nähern noch aufrecht gebliebenen Säulen der südlichen und der nördlichen Tempelfront.

Mehr wie von manchen andern hoch berühmten Heiligthümern des alten Hellas blieb von diesem merkwürdigen Bauwerk des Iktinus, des Parthenon-Architekten, (welchen seine athenische Staatszugehörigkeit mitten im wilden erbitterten Kriege Athens mit den Peloponnesiern nicht verhindert hat, den zu diesen zählenden Arkadiern diesen Tempel aufzuführen,) die Vernichtung durch Zeit, Menschen und Naturgewalt überdauernd, aufrecht stehen bis zu diesem Tage. Es war ein hypaethraler Peripteros von 47 F. Breite zu 125 F. Länge von mehr gestrecktem schlanken als wuchtigen Charakter. Von den je sechs dorischen Säulen, welche die

Cella an jeder der hier einmal nicht nach Westen und Osten, sondern nach Süden und Norden gerichteten Giebelfronten umgaben, stehen hier noch sämmtliche, dort deren fünf, und tragen noch Bruchstücke ihres Architravs auf dem Abakus ihrer Kapitäle. Von den je 13 jeder Langseite zwischen den nördlichen und südlichen Ecksäulen blieben auf den östlichen alle aufrecht; auf der westlichen elf, auch diese grösstentheils noch das Haupt gegen die darauf ruhenden Architravbalken stemmend. Aber allerdings thun sie es meist nicht mehr so sträck und stramm wie die noch ganz erhaltenen unter denen des Parthenon und des Theseion zu Athen. Die Mehrzahl zumal derer der Langseiten steht aus dem Loth gerathen, die Einen nach aussenhin, die Anderen nach Innen sich neigend, wie altersschwach und wankend, als wollten und würden sie „stürzen über Nacht". Aber geschädigt am Schaft ist dabei nur eine, die zweite der Reihe, erste zunächst der westlichen Ecke der Südfront, welcher ein Stück aus der vorletzten untern Trommel ausgebrochen ist. Diese schwankende Stellung der Säulen giebt dem ganzen Tempelrest etwas Wacklich-Unruhiges in der Erscheinung und Wirkung, dass dieser zum empfindlichsten Nachtheil gereicht.

Ringsum und im Innern des von jenen Säulenreihen umhegten Raumes bedecken Trümmer von mannigfacher Form und Art den Boden. Der schöne, feste, harte, marmorgleiche Kalkstein, welchen den glücklichen Werkleuten dieses Heiligthums, im Gegensatz zu dem olympischen, der Berg selbst, auf dem es errichtet wurde, bot, liess nicht entfernt eine gleiche Verwitterung dieser Trümmerstücke eintreten, wie die, welche die muschelreichen, bröcklichen Porosquadern und Säulentrommeln jenes Zeus-Tempels zeigen. So zeichnen sich denn auch heut noch in scharfer Profilirung jene seltsamen Basen und Säulenfüsse im Cellaraume, welche dem Innern des Phigalischen Apollontempels eine unter allen ähnlichen Denkmalen hellenischer Kunst wohl einzig dastehende Besonderheit der Einrichtung und Gliederung geben. Seine Cella zwischen Pronaos und Opisthodom wurde nicht, wie bei den meisten, durch zwei Säulenreihen innen vor ihren Langwänden in drei Schiffe getheilt; sondern an jeder dieser Langwände treten in gleichen Zwischenräumen fünf schmale Querwände oder sehr breite Wandpfeiler gegen den Innen-

raum vor, je vier rechtwinklig gegen jene Cellamauer, die beiden südlichsten aber gar spitzwinklich, welche in jonische Dreiviertels-Säulen übergehen. Von hoher, aus breiten Hohlleisten und niederm Pfühl darüber gebildeter Basis, schwingt sich der kannelirte Schaft erst mit starker ähnlich hohlleistenartiger zurückweichender Ausbuchtung auf. Die Wandpfeiler müssen zwischen sich eben so viele Kapellen eingeschlossen haben. Der eine derselben in der westlichen Reihe ist in einem ziemlich bedeutenden Stück seiner Höhe erhalten geblieben, aus Quadern sorglich aufgethürmt, an deren Stirnseite dann eben die Dreiviertels-Säule gemeisselt ist. Die Uebrigen sind wenig über dem Ansatz des Säulenschaftes abgebrochen. Die am Boden gefundenen jonischen Kapitäle weisen manche eigenthümliche Abweichungen von der sonst üblichen Normalform auf. Ein unter den Trümmern gefundenes korinthisches Kapitäl, dessen einstiger Säule man in einer Art gelehrter Rathlosigkeit eine Stelle vor der Rückseite der Cella zugewiesen hat, weigert bis heut noch über sein Hierherkommen und die Bestimmung seiner Säule eine positive unzweifelhafte Auskunft. Unter jenen Trümmern am Boden, unter welchen auch heut noch grosse trefflich gearbeitete Fragmente der reich gegliederten kassettirten Decke der Hallen zwischen Cella und Säulenumgängen nicht fehlen, gruben die deutschen Architekten Haller von Hallerstein und Linkh, die englischen Künstler Cockerell und J. Forster in den Jahren 1811 und 12 jene herrlichen Marmorsculpturen der Friese hervor, welche einst die Höhe der inneren Cellawände (nicht wie die Reliefbilder der Festzüge die äusseren des Parthenon) schmückten: Kämpfe von Heroen mit Amazonen und Centauren, Artemis und Apollon auf einem von Hirschen gezogenen Wagen inmitten der Kämpfenden, Compositionen und (Hoch-) Reliefgestalten, von feurig schwunghaftem Leben der Bewegung, heut zu den weltberühmten Hauptschätzen des britischen Museums zu London zählend[1]). Von etwaigen Sculpturenschmuck der verschwundenen Giebelfelder und der Metopen des Frieses am Säulenumgang ist nichts berichtet und nichts gefunden. Das 12 Fuss hohe eherne Kolossalbild des Apollon, welches einst in der Cella thronte, brachten, wie Pausanias (Arkadika K. 30, 3. u. 4.) erzählt, die Phigaleer zum Schmuck der neuen Stadt Megalopolis, welche Epaminondas den Arkadiern nach der Niederlage der Spartaner bei Leuktra ge-

gründet hatte, und beraubten só in seltener Uneigennützigkeit ihren eigenen Tempel, welchen derselbe „antike Bädecker" als den durch Harmonie und Material schönsten von allen Tempeln des Peloponnes, nach dem von Tegea, preist. Wie diese selbstlosen Männer übrigens den Transport des Colosses über die Höhen bis dorthin bewerkstelligt haben, mögen ihre Götter wissen, die ihnen dabei nothwendig geholfen haben müssen, — wenn diese Extrahilfe nicht, wie man wohl annehmen darf, durch ihre Wegebaumeister und Strasseningenieure überflüssig und das Unternehmen so einfach, wie heut schlechthin unmöglich gemacht worden wäre. —

Ringsum auf den Höhen und in den nächsten Thälern um den Kotilion ist kein Dorf, keine menschliche Wohnung zu sehen. Kein Laut, als das ferne Läuten der Ziegenglöckchen, und der mich froh überraschende Ruf des Kuckuks klang durch die tiefe Stille der sonnenheissen Pansstunde. Unwillkürlich kam mir der alte Kinderspruch in den Sinn: „Kuckuk, wie lang' soll ich leben?" Der so stumm Interpellirte antwortete prompt und unermüdlich mit einer so langen Reihe von Wiederholungen seines werthen Namens, dass ich das Zählen und auch das Hoffen bedauernd aufgeben musste. Es war leider nur zu klar: der liebenswürdige Prophet konnte sich seinen orakelheischenden Befrager auch nicht einmal oberflächlich angesehen haben, wenn er ihm noch eine so weit erstreckte Zukunftsperspektive lügen zu können glaubte.

Wenn in der ödesten Wüste ein Thier stirbt und fällt, so erscheinen sehr bald, durch einen, unsern gröbern Sinnen versagten und unbegreiflichen, Instinct davon benachrichtigt, am fernsten Horizont die Geier, um von dem ihnen bereiteten erwünschtesten Festbraten zu speisen. Eine ähnliche geheimnissvolle Witterung muss den Hirten in den Thälern dieser Gebirgsöde gegeben sein, wodurch sie ohne die Möglichkeit, die Thatsache mit eigenen Augen zu erspähen, sofort von der Anwesenheit eines fremden Kyrie am Stylon unterrichtet werden. Nach 10 Minuten unseres Aufenthalts unter der Eiche schon tauchten aus der Thalschlucht einzelne arkadische Hirten und halbnackte Hirtenbuben, mit einem Lappen von einer Friesdecke statt aller Kleidung über den braunen Schultern, auf und sassen bald bei unsern Agujaten in trau-

lichem Geplauder. Einer von diesen Kollegen des schlimmen Melanthios hatte den vortrefflichen Gedanken, ein hölzernes Melkgefäss voll reiner Ziegenmilch gleich mit herauf zu bringen, welches von uns Durstigen mit unsäglichem Genuss nur zu bald geleert wurde. Aber Milch allein thut's freilich nicht, und Bergluft, mehrstündiges Herumklettern zwischen Trümmern, Sehen, Aufmerken, Notiren und Skizziren in heisser Mittagsstunde nach mehrstündigem Morgenritt schärft unwiderstehlich auch die Begier nach dem Mahl! Mit tröstlichem Selbstvertrauen eröffnete uns unser Führer die angeblich gewisse Aussicht, dass sie von irgendwoher im Thale „Kreass“ und „Avga“ besorgen würden. Der Eine ging mit den nöthigen Drachmas ausgerüstet davon und verschwand bald hinter den Klippen, der westlichen Tiefe zuschreitend. Aber die Viertelstunden vergingen, eine Stunde Wartens war vorüber. Da endlich erschien er mit bedauernden Mienen und leeren Händen: „Die Hirten oder Bauern unten hätten ihm für die mitgegebene Summe keine Lebensmittel verabfolgen wollen. Wahrscheinlich klang das zwar nicht. Aber die Zweifel halfen wenig den sehr fühlbaren Mangel zu beseitigen und die Enttäuschung weniger schmerzhaft zu machen. Wir mussten uns eben an derartiges von einer Peloponneswanderung nie ganz zu trennendes Resigniren zu gewöhnen beginnen. Und es gelang schnell genug! Das grobe Gerstenbrod und der weisse Ziegenkäse, welche die Agujaten aus ihren schmierigen Tüchern entwickelten und, wie den harzigen Rezinatwein in ihrer Holzflasche, brüderlich mit uns theilten, dünkten uns, die wir es, auf den Pferdedecken im Eichenschatten um den Felsblock oder das Trümmerstück, das als Tafel diente, vor jener sonnigen Tempelhalle und Angesichts dieser unvergleichlichen Landschaftsherrlichkeit gelagert, genossen, bald das köstlichste und schmackhafteste Diner.

Es war zugleich das Abschiedsmahl von meinem bisherigen mir rasch sehr werth gewordenen Reisegenossen Dr. L's., denn unsere Wege trennten sich auf dieser Höhe. Der seine führte gegen Süden hinab auf Pylos zu, zunächst nach Pawlitza; der meine rückwärts auf der gleichen Strasse, auf welcher wir Morgens gekommen waren, nach Andritzena. Die Hoffnung, noch an diesem Abend nach dem 7—8 Stunden

entfernten Karythena zu gelangen, nahm mir mein Agujat. Auch der trennte sich ungern von seinem Landsmann und bisherigen Gefährten. Schneller, als wir hinaufgekommen waren, stiegen unsere beiden Pferde über das Geröll und die Klippen des Bergwegs nun am nordwestlichen Abhange des Kotilion wieder gegen die Eichenschlucht hinunter. Die veränderte Beleuchtung, das klare ruhige Licht und die gesättigteren Töne des Nachmittags machten die Schönheit der Erscheinung dieser Landschaft in Nähe und Ferne nicht geringer. Ihre Grossartigkeit und ihr Farbenzauber wuchsen vielmehr mit jeder Stunde. Die Sonne näherte sich der Horizontlinie des jonischen Meeres und der Klippe von Kephalonia, als wir über die letzten steilen Felsstufen zu den Häusern von Andritzena herniederstiegen. Ich mochte unsern edlen Gastfreund von gestern mit Frau, Magd, Bank, Haus, Knecht, Vieh und Allem was sein ist, nicht noch einmal in Anspruch nehmen und in gastliche Unruhe versetzen, und zog es für diesmal vor, an der Thür des einzigen Khani des Städtchens abzusteigen. Eine mit einer bunten Pferdedecke und einer Art Laken belegte lange Bretterkiste als Bett, ein Paar gekochte Eier, Gerstenbrod und Rezinatwein durfte ich ziemlich gewiss sein, auch in dessen Wohnraum über oder neben dem Schweinestall zu finden. Leider noch gewisser auch jene unentbehrlichen Hausgenossen jeder hellenischen Wohnung, die gern in Menschennähe traulich sich ansiedelnde Wanze, deren unverkennbare Daseinsspuren sich deutlich über die geweissten oder geblauten Wände jedes peloponnesischen Gemaches dahinziehen. In keiner dieser Erwartungen hat mich denn auch diese namenlose Herberge getäuscht. Und ich weiss nicht, ob ich es nicht dennoch vorziehe, mich mit diesen nationalen Eigenthümlichkeiten abzufinden, statt den gastlichen Diensteifer und die Last von freundschaflichem Bezeigen nochmals hinzunehmen, womit mich das Haus des Gastfreundes unentrinnbar bedrohte.

Als das Abenddunkel selbst die höchsten Berge bereits einhüllte, durchstreifte ich die Gassen des interessanten kleinen echtgriechischen Nestes, dieses Andritzena, mit grossem Interesse. An allen Häuschen der winkligen, anscheinend ganz nach freiem Belieben geschlängelten Strassen ragen hölzerne Vorbauten und Altane im obern Stockwerk heraus,

während im Erdgeschoss sich Kaufgewölbe an Kaufgewölbe drängt, in dessen offenen Zugängen und scheibenlosen Fensteröffnungen ganz wie in den Läden orientalischer Bazare die Händler mit ihren Besuchern und Geschäftsfreunden rauchend hocken und die Vorübergehenden zum Eintritt einladen, worin die Wein- und Raki-Verkäufer am eifrigsten und erfolgreichsten thätig sind. Die Mitte der Gassen ist immer dicht gefüllt mit umherstehenden Fustanellenträgern. Bei den Genossen keines andern Volks habe ich ein ähnliches Talent und eine ähnliche Leidenschaft dieses Umherstehens beobachtet, als bei den modernen Hellenen. Sie flaniren nicht; aber sie werden nie müde, ihre Rosenkränze in den Fingern drehend, auf Plätzen und Gassen bei einander zu stehen, und Abwechslung nur im Wechseln des Standbeins zu suchen. Ich sehe sie dabei nicht einmal etwa lebhaft sprechen, gestikuliren, auf einander einreden, sondern eben nur mit einer gewissen, sie gut kleidenden ruhigen Würde Gruppen bilden. Und effektvoll und fesselnd genug erschienen sie bei der seltsamen Beleuchtung in den Gassen Andritzenas, in den unregelmässig aus den kerzenhellen Gewölben hervor auf die nachtdunkeln Gassen geworfenen Streiflichtern, und den vereinzelt über die Dächer her hinabblitzenden Strahlen des aufsteigenden Vollmondes.

Von weiblichen Wesen würde sich auf diesen Gassen schwerlich eine Spur zeigen, wenn nicht am Ende der Hauptstrasse, aus der dort unmittelbar aufsteigenden Felswand eine wohlgefasste Quelle in das grosse Brunnenbecken davor sprudelte: dort wird es nicht leer von Frauen und Mädchen, auch sie in der Mehrzahl wie die meisten, welche mir im Peloponnes begegneten, früh gealterte von Arbeits- und Familienlast gedrückte Gestalten, deren etwaiger Reiz fast ausschliesslich auf die grossen dunkeln Augen in den bräunlichen Gesichtern von entschieden slavischem Typus beschränkt bleibt. Ueber diese ganze malerische Brunnenscenerie streckt eine jener ungeheuern alten Platanen, wie sie nach meinen Erfahrungen in Europa einzig die Balkanhalbinsel hervorbringt, ihre Aeste, sie mit der riesigen dichten Blätterkrone beschattend, durch deren zackiges Laub die Mondstrahlen nur stellenweise und zerstreut hindurchzudringen vermochten, um auf dem plätschernden Wasser des Beckens zu glitzern, und

hie und da einen jener tuchumwundenen Frauenköpfe oder eine der schöpfenden und plaudernden Gestalten in geisterhafter Helligkeit aus dem Dunkel herauszuheben, welches die Gruppen der andern einhüllte.

Im Umherschlendern durch die so interessant und pittoresk belebten abendlichen Gassen des Orts traf ich auf unsern französisch redenden Doctor, der gestern im Hause Sacharopulos das Dolmetscheramt übernommen hatte. In dem offenen Gewölbe der nächsten Pharmacia liessen wir uns zur Limonade nieder und der kandiotische Patriot war bald im vollen Zuge, alle gerechten Schmerzen und die geringen Hoffnungen seiner auffällig klar blickenden und objektiv urtheilenden Seele in Bezug auf seine arme Heimathinsel gegen mich auszuschütten. Wo ich hinhöre in Hellas — überall spüre ich die tiefe Erregung, welche die gegenwärtige kritische und anscheinend entscheidungsschwangere Stunde im Leben des türkischen Reichs in allen Gemüthern erzeugt hat. Das so lange verschlossen gewesene Reich der Möglichkeiten mit seinen kühnen und unbegrenzten Perspektiven sehen sie wieder einmal entsiegelt und weit vor ihren, zur Selbsttäuschung immer geneigten Blicken aufgethan; und das alte Erbtheil ihrer klassischen Ahnen, die rasch entflammte Phantasie, ist rüstig am Werk, ihnen die Welt und die nächste Zukunft des eigenen Landes und Volkes in Tönen und Formen zu malen, die mit der harten Realität und wahren Natur der Dinge wenig Gemeinsames haben.

Dreizehntes Capitel.

In der Stadt des Epaminondas.

Das Bedürfniss der peloponnesischen Männer, auf den Plätzen und Gassen ihrer Ortschaften gesellig bei einander zu stehen, scheint von der Tageszeit und Stunde durchaus unabhängig zu sein. Wenigstens habe ich dieselben diese Lieblingsbeschäftigung überall ebenso fleissig, eifrig, ausdauernd und zahlreich am frühesten Morgen und am heissesten Mittag, wie am mondhellen Abend üben sehen. Um $5^1/_2$ Uhr bei Hinausreiten aus Andritzena, das wir nun in seiner ganzen, nicht eben grossen Länge nach Südosten hin zu durchziehen hatten, waren diese engen Bazargassen und der Platz am Brunnen unter dem Platanendach, welchen das frische Morgenlicht nicht weniger reizend erscheinen liess, als er sich gestern im Mondesdämmerschein zeigte, bereits ebenso reichlich mit Söhnen von Hellas gefüllt, wie gestern am Feierabend. Da die meisten, soviel ich beobachtet habe, weder für ihre Nacht- noch für ihre Morgen-Toilette ihre Fustanellen oder sonst ein Stück ihrer Tagesgarderobe abzulegen lieben, so können sie ihre Plätze vor den Häusern ohne viel Zeitverlust auch in der ersten Frühe schon wieder einnehmen. Ein auf ihren Gassen daherreitender Franke, ein Agujat auf einem Pferde, an dessen Sattel ein europäischer Koffer befestigt ist, — solche Erscheinungen sind dann für sie sehr willkommene Gegenstände zur Beschäftigung ihrer Aufmerksamkeit und zur Füllung der ersten leeren Minuten des Tagesbeginns. Der Agujat, wie wegekundig er auch zu

sein vorgebe, verschmäht dann ebenso wenig wie sie die Gelegenheit zu einem traulichen Frage- und Antwortspiel, dessen Stoff Ziel und Richtung der Tagereise geben müssen. Hat er noch besondere Wünsche für dieselbe, so beweisen die Umstehenden die lebhafteste Bereitwilligkeit, zu deren Befriedigung mitzuwirken. Diesmal, wohl durch die Erfahrungen der gestrigen Mittagsstunde gewitzigt, sah ich ihn diese freiwilligen Helfer zum nächsten Verkaufstisch absenden, auf dessen Platte, wie an dessen Holzdach die blutigen disjecta membra der gestern geschlachteten Schafe ausgelegt und aufgehängt waren. Das ihm herbeigebrachte Rippenstück wickelte er in das anscheinend für die Aufbewahrung aller Speisesorten und noch für manche andere Zwecke dienende Tuch, brachte das fett- und blutfeuchte Packet irgendwo an seinem Sattel oder seinem Gürtel unter; so wohlversehen für den Tag ritten wir zum Ort hinaus, nun in nordöstlicher Richtung auf erträglichem, umbuschtem, vielgewundenem Bergwege in der mittleren Höhe der kahlen Wände am rechten Alpheiosufer.

Die Landschaft verliert hier nichts von der Grossartigkeit ihrer Composition, der Gruppirung ihrer Gebirgsmassen und der wachsenden Fernsichten. Aber den Reichthum der Vegetation, welchen die gestern durchreiste aufwies, suchte ich hier vergebens. Kahl und öde, starr und wild, ist vorherrschend ihr Charakter. Zuweilen blitzt wohl einmal bei einer neuen Windung der Strom fern her aus der Tiefe einer engen Waldschlucht, die er brausend und tobend durchbricht, zwischen dichtem Eichengehölz auf. Aber nach der Höhe hin endet sehr bald aller Baumwuchs und nur jenes niedere Stecheichen- und Mastichagebüsch wuchert wieder mit dem Ginster und der Salbei zwischen den grauen kahlen Klippen, welche alle Kuppen bedecken. Eine der letzteren, welche ich nach vierstündigem Ritt sich zuerst vor mir im Nordosten zwischen den andern wieder in besonders scharf markirter Form frei und einzeln, steil und hoch aus der Tiefe der Thäler sich erheben sehe, trägt keck auf ihrer letzten felsigen Höhe malerisch nistend und wie damit verwachsen des Kolokotronis einstiges gefürchtetes Klephtennest Karythena. Wir berühren es heut nicht unmittelbar, sondern lassen es buchstäblich „links liegen“. Unser Weg lenkt vom Alpheios

ab. Bald geht er über die Höhen dahin, bald wieder eine Strecke lang hart am Ufer eines Nebenflusses. Nur ganz ausnahmsweise einmal gewährt für einige Minuten eine höhere Stecheichengruppe Schatten gegen die immer heisser herniederstrahlende Vormittagssonne. Ziegen und in langen Zwischenräumen einmal ein Paar wilde abenteuerlich bewaffnete Hirtenfiguren bilden die einzige lebendige Staffage.

Um die Mittagsstunde wand sich unser Weg wieder am linken Ufer eines tief unten über sein felsiges Bett brausenden Bergstroms, der thalabwärts dem Alpheios zuströmt, hoch am Berghang aufwärts dahin. Schon seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, dass die Mastichagebüsche mehr und mehr mit Myrthengesträuch untermengt waren. Nun reckte sich dieses höher und immer höher auf, und bald sah ich mich in einem echten wirklichen ausschliesslichen Myrthenwalde. In Italien, wohin ihn die Poeten fabeln, würde man ihn vergeblich suchen. Nirgends habe ich dies liebenswürdige Pflanzenwesen dort zu Stämmen von ähnlicher Dicke und Höhe, sein Blätterwerk zu Kronen von ähnlicher Dichtigkeit, Fülle und Ausbreitung erwachsen sehen, wie an diesem peloponnesischen Gebirgshange. Ein reizender Anblick dies fein gespitzte, zierlich geschnittene, dunkelgrüne, glänzende Laub, aus welchem die Mittagssonnengluth einen fast betäubend starken, würzig aromatischen und strengen Duft entlockt. Hinauf an der Felswand und hinab zum Strom ist der steinigte Boden mit dem Dickicht dieser Myrthenwaldung über eine halbe Stunde weit bedeckt. Der fast gänzlich pfadlose, auf- und absteigende Klippenweg in ihrem Schatten aber treibt den armen Pferden stärkere Schweisstropfen aus, als es der heisseste Sonnenstrahl thun könnte: ein wahrer Marterpfad für Beine und Hufen selbst solcher Thiere, wie diese. „Hier unter den Myrthenbäumen in heimlich dämmernder Pracht“ klang es mir in Schumann's göttlicher Weise durch den Sinn. Aber auch dem trefflichsten und festesten Sänger derselben wäre der Klang sicher hier auf den Lippen erstorben, wenn er ihn in dieser Pracht dahinreitend vom Sattel her hätte ertönen lassen wollen; so heftig waren die Stösse und Rucke, welche das bald springende, bald über die Klippen abgleitende, sich zurückstemmende, oder mit heftigem entschlossenen Ansatz aufklimmende Thier nothwendig auf seinen Reiter übertragen musste.

Aus dieser reizenden sonnendurchblitzten Waldesdämmerung endlich hinaustretend, sah ich den Strom mir nahe zur Linken schäumend dahertoben, die Räder einer Mühle am jenseitigen Ufer treiben, auf welchem vor einem dort aufgeschlagenen Zelt eine ganze Familie lagerte, deren männliche Mitglieder sich mit dem Abfeuern von Schüssen aus ihren langen Flinten, und mit einem improvisirten Romaikatanz zur laut hin schnarrenden und schallenden Musik vergnügten. Es mochte wohl wieder einmal ein mir unbekannter Feiertag celebrirt werden.

Eine halbe Stunde weiter an einer Steinhütte nahe dem Strom, dessen felsiges Bett hier Gruppen von prächtigen Platanen beschatteten, machten wir Halt. Umgrunzt von einer Familie schwarzer Schweine sass die der Bewohner auf dem Grasplatz davor. Von zwei Frauen mit fast gänzlich durch umgewundene Tücher verhüllten Gesichtern sonderte die eine auf leinenem Tuch vor ihnen ausgeschüttete Erbsen aus; die andere spann mit der Spindel, wie die Italienerinnen, in freier Hand die um den Stock befestigte Wolle. Ein steinaltes Männchen mit zottigem, weissem Barte, das hagere, hohläugige, gelbe, runzliche, schmutzige Gesichtchen von einer Art Turban beschattet, hockte zwischen den Schweinen am Boden und starrte stumpfsinnig in die Welt hinaus. Ein jüngerer Mann aber war dem Agujaten sofort zur Hand, trug mir den, aus dem Fass im dunkelsten Winkel des Hüttenraumes gezapften, röthlich gelben Rezinatwein im hölzernen Kruge zum Ufer, wo ich mich im flüsternden Blätterschatten an rauschendem Gewässer gelagert hatte, häufte Reisig zusammen und entzündete ein Feuer hinter dem Hause. Nicht lange hatte ich im erquicklichen Ausruhen unter den Platanen gelegen, als mein braver Führer von der improvisirten Feldküche herankam, sein mit den Händen angespanntes Tuch sorglich wie ein Plateau oder eine Bratenschüssel vor sich hintragend. Darauf lag sein heut Morgen eingekauftes Schaffleisch, das er hier in der Flamme am Spiess gebraten, mit grobem Salz eingerieben hatte und nun für mich mit den Fingern und dem Gürtelmesser in kleinere Stücke zerriss. Wer hätte so liebenswürdiger Aufmerksamkeit, etwa um der besondern Eigenschaften dieses baumwollenen Geschirrs, der Art der Zubereitung oder der Instrumente der Zerkleinerung

willen widerstehen können?! Und wer hätte an deutschen Restauranttafeln, wenn auch von einladenderen Assietten, nicht schon unvergleichlich elenderen Braten gespeist?!

Jenseits der nächsten hohen klippenbesäten, mit niederm Gebüsch und Gestrüpp bestandenen Bergwände, deren Passhöhe unsere Pferde, nachdem sie den wildströmenden Fluss unter den Platanen durchwatet, erkletterten, öffnet sich statt der bisherigen eng umhegten Thalschluchten eine weithin von West nach Osten sich dehnende breite Thalebene zwischen zwei grauen, meist kahlen Gebirgszügen. Ueber dem südlicheren von ihnen ragte nun scheinbar schon nahe die ganze schimmernde Kette der Eisgipfel und Zacken des Taygetos auf, der von Süden her kommend fast rechtwinklig gegen jene mittelarkadische Hochthalebene und ihre Bergwälle gerichtet ist.

Es ist eine der angebautesten, ertragreichsten im Innern des Peloponnes. Bis zu den unteren Terrassen jener Höhen hin, zu beiden Seiten des den westlichsten Theil der Ebene durchströmenden Alpheios und an den Ufern seiner sich hier in ihn ergiessenden stattlichen Nebenflüsse wechseln ununterbrochen die Gerstenfelder, die Korinthenpflanzungen, Gemüsefelder, Oel- und Maulbeerbaumreihen mit Aeckern, deren braunes Erdreich eben vom Pfluge der Bauern zum Besäen umgewühlt wurde. Dazwischen zieht sich in südwestlicher Richtung eine ganz leidliche Landstrasse hin, welche es allerdings Keinem, der auf ihr geht, fährt oder reitet, erspart, den Alpheios und seine Zuflüsse, Dank der launischen Windungen ihres Laufes, wiederholt zu durchschreiten. Bei dem meist flachen Bette der eigentlichen Wasserläufe selbst, welche sich oft nur noch ganz dünn und mühsam zwischen den breiten Sand- und Kiesellagern zu ihren beiden Seiten hindurchzwängen, bietet diese Passage sehr geringe Schwierigkeiten. — Und dafür spannt sich — ein lang entbehrter Anblick! — längs dieser Strasse von Stange zu Stange endlich wieder ein Telegraphendraht.

Wenn ich aber geglaubt hätte, in ihm das Zeichen zu sehen, dass wir wieder in die Grenzen der modernen Culturwelt eingerückt wären, so würden mich die Abend- und Nachtstunden dieses Tages von dem Irrthum gründlich überzeugt haben. Vor uns im Grün der Maulbeer- und Feigenbäume

schimmern inmitten der Ebene die hellen Häuser eines grösseren Orts. Eine breite Allee der ersteren führt darauf los, auf der unsere Pferde mit frischem Behagen und Feuer im raschen Trabe dahingehen. Das ist das Dorf S i n a u i, nahe der klassischen Stelle des antiken M e g a l o p o l i s, des Ziels dieser Tagereise, gelegen. Die Strassen zwischen den meist niedrigen Häusern des Orts sind durchweg ebenso breit und gerade, wie diese letzte Allee. Ein weiter freier Marktplatz, von Häusern und Baumreihen umfasst, würde eine noch günstigere Meinung von der Cultur und der Behaglichkeit dieses Fleckens geben, wenn er etwas weniger, ausschliesslich als freier Tummelplatz von den schwärzlichen Schweinen Sinaui's in Anspruch genommen wäre. In vielen Häusern öffnen sich Verkaufsläden und „Kapheion's", wie in denen Andritzena's. Und mindestens ebenso zahlreich als in dessen engen, tragen in diesen breiten Gassen hier die Herren Bewohner ihre stattlichen Gestalten, ihre schön gestickten dunklen Jacken, ihre faltenreichen Fustanellen und farbigen Gamaschen im Umherstehen zur Schau. — Auch ohne seine Worte zu verstehen, merkte ich aus den häufig an verschiedene Männer gerichteten Fragen meines Agujaten und aus deren Mienen und Bewegungen bei der Beantwortung, dass des Ersteren gegen mich bekundete Sicherheit, hier sogar einen g u t e n Khani zu finden, nur zu unbegründet sein musste. Die Pferde blieben an die Pfosten eines Hauses am Markt angebunden; nirgends schien sich die Aussicht auf Unterkunft, Nachtlager etc. eröffnen zu wollen. Das währte bereits $^3/_4$ Stunden, als endlich ein junger wild und missmuthig aussehender Bursche, Commis in einem Verkaufsgewölbe, nach längeren heftigen Reden und Gegenreden uns aufforderte, ihm zu folgen. Er führte uns zu einem Hause in einer vom Markt entlegeneren Gasse, ein Haus von der gewöhnlichen Art: unten der Schweinstall; an der Seitenwand eine schiefe gebrechliche hölzerne Leiterstiege, die unten auf ein Paar Steinstufen aufsetzt, oben an eine Plattform von rohen Brettern lehnt, welche auf zweien, aus dem Gemäuer hervorstehenden Baumstämmen als Tragbalken ruhen. Von ihr aus tritt man in den obern Flur, auf den zur Rechten und Linken die beiden einzigen Wohnräume münden. Der erstere ist das eigentliche Staatszimmer. Die Ausstattung des

weiss gestrichenen fensterlosen, nur mit Holzläden versehenen Raumes war die oft gesehene. Eine lange und mehrere kürzere Bretterkisten längs der Wände; ein einziges roh gezimmertes kienenes Tischchen, ein Spiegelscherben am Wandpfeiler darüber; die lange Kiste mit einer gestreiften rauhen Pferdedecke belegt. An der Höhe der Wand unter dem ersten Balken des durchsichtigen Dachs bauten hier traulich die Schwalben, und auf den Dielen dahin trippelnd gackerten und gluckst en die Hühner des Hauses.

Die Herrin des letztern, eine noch jugendliche, voll und stattlich gebaute Frau von einer unter ihren Landsmänninnen sehr seltenen freundlichen Anmuth der Gesichtsformen und im Ausdruck der grossen schönen Augen, sehr einfach gekleidet, den Fez auf dem dunkelhaarigen Haupt, trat mir oben mit den sieben jüngsten ihrer acht Kinder entgegen: Das älteste, ein 17jähriger schlanker Bursch in einer Fustanella, die manchen Monat keine Seife gesehen hatte, ein Seidentuch um den nicht hässlichen, interessanten Kopf gewunden; das Kleinste, etwa 8 Monat alte, auf dem Arme der Mutter. Wo ein Haus voller Kinder ist, ist für den, der Kinder kennt und liebt, weil er sie selbst gehabt, die Gunst der Eltern und vor Allem der Mütter leicht gewonnen. Die Mutter brachte ihren besten noch am gelindesten verharzten Wein im grossen Kruge, versprach Fleisch und Eier und Nachtlager in einer herzlichen, gebefreudigen Manier; die kleinen und grossen Buben und Mädchen waren bald kaum mehr abzuschütteln. Mit triumphirender Miene brachte mir der älteste ein dickes, schwarzgebundenes Buch herbei, zeigte auf mich und auf den Titel: es war die unter König Otto in seinen ersten Regierungsjahren ausgegebene Gesetzsammlung des Königreichs Hellas, auf den sich gegenüberstehenden Blatttheilen in griechischer und in deutscher Sprache gedruckt. Sie hatten mein Vaterland mir vom Gesicht abgesehen; aber leider trotz jenes rechtswissenschaftlichen Hilfsmittels seine Sprache nicht gelernt.

Da die Sonne noch über den westlichen Bergen stand und vorläufig sich noch keine Aussicht auf baldiges Bereiten und Auftragen des verheissenen Kreass zeigen wollte, so nutzte ich die letzte Tagesstunde, um noch zur Stätte des alten Megalopolis zu gelangen. In scharfem Ritt sollte man sie in

weniger als einer halben Stunde erreichen können. Statt des Agujaten schwang sich der älteste Bursch, froh den Führer machen zu können, auf dessen endlich seines Gepäcks entledigtes Pferd, ich auf meinen bereits wieder völlig ausgeruhten Schimmel, und im Carrière jagten wir auf der breiten Maulbeerbaumstrasse an den Gerstenfeldern durch die Ebene dahin, über welche der leuchtende Nordwesthimmel seinen glühenden Schimmer ergoss. Wo der grösste Nebenfluss des Alpheios, der Helisson, sich zwischen seinen breiten Kieslagern durch die Fläche schlängelt, fällt hier das Plateau mit einem dicht mit Föhren-, Eichen- und Mastichagebüsch bestandenen Hügelhange zu dessen Bett hin ab. Da stehen sie, die stummen grauen Zeugen zweitausendjähriger Vergangenheit, die Reste der gewaltigen Mauern der Flügel des Zuschauerraums des Theaters von Megalopolis, des einst (nach Pausanias) grössten in Griechenland. Es sind Gemäuer von correct und sorglich behauenen, musterhaft gefugten, mächtigen Kalksteinquadern, die an verschiedenen Stellen in wechselnder Höhe (bis zu etwa 5 Metern) aufrecht blieben, während die gestürzten oberen Massen längst von Schlamm, Kies und Erdreich begraben wurden. Die Sitzstufen sind unerkennbar, unerkennbar auch die Grundmauern des nahen „Theosilion", des für 10,000 Arkadier erbauten Rathhauses, das Pausanias schon zerstört sah; das Stadium, das Heiligthum des Ammon, der Musen, des Apollon und Hermes, der Dionysos- und der Heraklestempel, die sämmtlich auf dem Südufer des Flusses lagen. Aber auch heut noch sehe ich hier zwischen den Theatermauern den „nie versiegenden Wasserquell" fliessen, dessen Jener (Arkadika 32, 1.) erwähnt.

Bekanntlich wurde die Stadt, deren Ringmauer 50 Stadien Länge hatte, als ein „Trutz-Sparta" nach dem Siege von Leuktra auf Antrieb des Epaminondas, des böotischen Helden und hilfreichen Schirmherrn der Arkadier (im 2. Jahr der 102. Olympiade, also 371 v. Chr.) auf beiden Ufern des sie in der Mitte durchströmenden Helisson angelegt und durch die dahin verpflanzte Bevölkerung einer ganzen Reihe älterer aufgegebener Städte und Ortschaften Arkadiens besiedelt. Aber weder jene Ringmauern noch die Tapferkeit ihrer Vertheidiger unter ihrem heroischen Führer, dem dort geborenen

grossen Philipoimenos, konnte 150 Jahre später ihre Erstürmung und Verwüstung durch dieselben Todfeinde, die Sparter, unter Kleomenes verhindern. Wurde sie auch wieder zurückgewonnen und wiederholt wieder hergestellt, so blieb sie dennoch einem verhältnissmässig frühen Untergang und Verfall geweiht. Pausanias wandelte bereits in ihr durch verödete Gassen, verlassene Trümmerstätten. Der Anblick ergriff ihn tief und stimmte ihn zu schwermüthigen Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller irdischen Grösse, und das: „einst wird kommen der Tag!“ mag auch wohl im Hinblick auf die damals noch so macht- und prachtgerüstete Roma durch seine Seele erklungen sein. „Wenn Megalopolis“ (so sagt er) „von den Arkadern mit aller Lust und zur grössten Hoffnung der Griechen erbaut, die ganze Herrlichkeit und seine alte Macht verloren hat und jetzt grösstentheils verödet ist, so wundert mich dies gar nicht, da ich weiss, dass die Gottheit immer Neues schaffen will und dass das Schicksal Alles, eins wie das andre, das Starke wie das Schwache, was geboren wird, umändert und mit gewaltiger Nothwendigkeit dahin führt. Mykenä, das im Kriege gegen Ilion an der Spitze von Griechenland stand, und Ninos, wo der Königssitz der Assyrer war, sind vollständig verödet; das böotische Theben, welchem einst die Leitung hellenischen Volkes anvertraut war, hat sich mit seinem Namen auf die Akropolis zurückgezogen und ist auf wenige Bewohner herabgekommen“ u. s. w. „So sind die menschlichen Dinge vergänglich und in keiner Weise beständig.“

Abendschatten und bald immer hellere Mondesklarheit breiteten sich bereits über die verlassenen Ufer; ich gab es auf, den Helisson zu durchreiten, um mir heut auch noch das drüben aus den Feldern her schimmernde Trümmerfeld des Marktes, der Heiligthümer und Hallen auf der Nordseite des Flusses näher anzusehen und unter seinen Mauerresten, Säulentrommeln und Fragmenten diese melancholischen Reflexionen und Träume fortzusetzen. Schnell war der Weg auf der mondhellen Strasse wieder im Galopp zurückgelegt und mein Quartier, das ich auf des Agujaten und der Wirthin Wort als Khani ansehen musste, wieder erreicht. Aber oben zeigte sich noch immer keine Spur von Kreass oder sonstigen geniessbaren Dingen, nach denen mein leiblicher Mensch

immer dringender verlangte. Dagegen hatte sich die Versammlung in dem vermeintlich von mir gemietheten Raum wiederum um einige stumme unerklärte Gestalten vermehrt: einen schlanken, wohlgewachsenen, blondbärtigen, blauäugigen Hellenen von ca. 35, einen anderen von etwa 19 Jahren und noch mehreren Nachbarn. Sie alle umstanden mich stumm oder untereinander flüsternd, als ich mich auf eine Kiste an das Tischchen setzte, um bei dem schwachen Licht des armseligen, natürlich glocken- und cylinderlosen Lämpchens mein Tagebuch weiterzuführen, Manches in meiner Reisebibliothek nachzuschlagen, in der Karte zu verfolgen. Meine Geduld ging fast zu Ende bei diesem verzweifelten und immer vergeblichen Hoffen und Harren und bei der vermeintlichen naiven Beharrlichkeit meiner ungebetenen Zimmergenossen, welche mir Karten, Glas, Bücher, Eins nach dem Andern in die Hände nahmen, betrachteten, einander zureichten und wieder hinlegten. Endlich erschien die schwarzäugige Dame, breitete ein blaugewürfeltes Tüchel über die freigemachte Tischplatte, trug zwei Teller, Brod, Wein, sogar Gläser, ja sogar eine Gabel! auf und setzte eine grosse Schüssel voll gekochtem Schaffleisch und eine zweite mit vortrefflichem, frischem Salat in die Mitte. Der bärtige Herr forderte die gesammte Jugend auf, sich mit der Mutter zu entfernen: es war deren Gatte, der Hausherr, der sich — wie er mit lächelndem Stolz mittheilte, als er sich mir gegenüber auf einen Schemel niedergelassen hatte und das Fleisch auf meinen Teller häufte — rühmen konnte, mit 35 Jahren 8 Kinder, einen Aeltesten von 19, sein eigen zu nennen, da er im 15. diese schöne Frau geheirathet habe. Er imponirte mir in seiner ruhigen heitern Hausherrenwürde ungemein und ich nahm all meinen Vokabelbesitz und meine mimische Ausdrucksfähigkeit zu Hilfe, ihm die Bewunderung eines auf diesem Gebiet kaum minder gründlich erfahrenen Deutschen kund zu geben.

Nach beendetem Mahl breitete er eine Art harte Matte, einen groben Teppich und ein reines Leintuch darüber auf dem Dielenboden aus, deutete auf diese simple Lagerstätte und entfernte sich mit besten Nachtwünschen. Leider sorgten mehr noch als die Art des Lagers die verschiedenen Genossen dieses Raumes, Schwalben, junge Hühner, und was sich sonst,

wenn auch lautloser als sie, darin und über mich hinbewegte, dafür, dass jene Wünsche nur im eingeschränktesten Maass erfüllt wurden. Froh des ersten, durch Dach und Läden einfallenden Morgenlichts, sprang ich auf, um auf jenen bretternen Balkon zu treten und die frische Kühle einzusaugen. Da überraschte mich ein wahrhaft rührendes Familienbild. Auf diesem schwanken Bretterboden lagen dicht neben einander gereiht noch im tiefen süssen Schlaf der Hausherr mit seiner ganzen männlichen Nachkommenschaft, alle in voller Garderobe, eine alte Pferdedecke über sie alle gebreitet. Um dem Gast das Zimmer ungestört zu überlassen, hatten sie die Nacht unter freiem Himmel geschlafen. —

Die Pferde standen unten schon gesattelt zum Abreiten bereit. Mein gütiger Hauswirth brachte mir den dicken Kaffee, ein Sohn die unvermeidliche Rose, Brod und Wein. Noch immer war ich in dem natürlichen Glauben, in einem Khani übernachtet zu haben. Ich bat, mir den Betrag meiner Schuld für Quartier und Nahrung zu nennen. Aber eine abwehrende Handbewegung, Lächeln und Schütteln des Kopfes war die Antwort: „Nichts, niemals, niemals, niemals!“ Ich fühlte mich in der Erinnerung meines gestrigen Verhaltens, das ich der Unwissenheit dankte, in der mich mein Agujat gelassen hatte, aufs Tiefste beschämt. Jede Bitte, ein Geschenk für die Kinder anzunehmen, wurde mit der gleichen freundlichen Entschiedenheit abgewiesen. In dieser Verlegenheit kam mir ein guter Gedanke: ich drückte meinen Gastfreund stumm auf seinen Sitz nieder, riss Skizzenbuch und Stifte aus der Reisetasche und zeichnete sein Bild mit fliegender Hast auf das getönte Papier, so dass auf demselben auch die weissen Hemdärmel und die Fustanella unter und zwischen der dunkeln Jacke den Zuschauern in ganzem Glanz ins Auge stachen, während der liebenswürdige Kopf mit dem langbequasteten Fez sich glücklich in lebendiger Aehnlichkeit entwickelte. Wie auf ein vor ihren Blicken sich vollziehendes Wunder starrte dies himmlisch kritiklose dankbare Publikum, die ganze Familie und die schnell avertirten Nachbarn darauf und auf den, der es hervorbrachte, hin. Als ich die fertige Skizze herausschnitt und dem Gastfreund als Dankeszeichen und Gastgeschenk überreichte, umgab mich ein Kreis von wahrhaft verklärten Gesichtern. Die Gewissenslast war von

mir genommen! Freien Herzens konnte ich nach den letzten Händedrücken und Abschiedsrufen zu Pferde steigen. Auf der guten Landstrasse nach Nordosten sprengt das muntere feurige Thier, wie im frohen Bewusstsein, heut vom Klippenklettern erlöst zu bleiben, lustig wiehernd dahin den jenseitigen Gebirgszug entgegen, quer über die wohl eine halbe Meile breite, fruchtbare Thalebene, auf welcher das heisse Sonnenlicht ausgegossen lag, das blendend auf dem scharf gegen den tiefblauen Südhimmel sich absetzenden Schneefeldern und beeisten Gipfeln des Taygetos zu meiner Rechten schimmerte.

Vierzehntes Capitel.

Geistliche und weltliche Reisegenossen.

Der ganze südöstliche Theil Arkadiens, durch welchen mich die Route meines vierten Reisetags führte, gehört landschaftlich zu den reiz- und interesselosesten Gegenden, welche mir der Peloponnes gezeigt hat. Zum Glück ermöglicht die gleichmässig gute breite Landstrasse das schnellste Reiten und somit ein rasches Ueberwinden der ermüdend langweiligen Partie. So lange diese Strasse noch an der gegen Sinaui und die Thalebene von Megalopolis gewendeten Südwestseite des hohen kahlen Gebirgswalles in vielfachen Windungen ansteigt, gewährt sie manche anmuthige Aussichten in diese hinter uns und zur Seite in der Tiefe ausgebreitete angebaute Landschaft und auf die Taygetoskette. Ist aber die Höhe des Kammes einmal erreicht und überstiegen, so dass dieser solche Rückblicke fortan verhindert, so beginnt eine Gegend von trostloser Oede und Monotonie. Eins dieser mässig breiten und ausgebuchteten Hohlthäler mit Gerstenfeldern zu beiden Seiten des baumlosen Weges löst das andere ab. Jedes ist gegen die übrige Welt hin durch die fast gänzlich kahlen oder mit armseligem Gestrüpp bewachsenen, grauen Höhenzüge abgesperrt, über welche nur noch die letzten Gipfel des Taygetos hereinschauen. Die Sonne brütet mit einer wahrhaft versengenden Kraft in diesen Thälern, in welchen keine Hütte eine Zuflucht, keine Baumgruppe den geringsten Schatten gewährt. Die ihrem Strahl ungeschützt ausgesetzte Haut hat die Empfindung, als ob sie mit Spanischfliegenpflastern belegt wäre. Die triste Oede

dieser Landschaft wird auch nicht einmal durch den Charakter der Grossartigkeit wettgemacht, welcher sich sonst wohl zu jener Eigenschaft gesellt. Die Landstrasse selbst erschien mir für den gänzlichen Mangel von Ortschaften oder auch nur Wohnungen ringsum auffällig belebt. Häufig begegnete ich Bauernfamilien, welche (es war ein Sonntag-Morgen) möglicherweise dem nächsten Kirchdorf zuzogen, um ihren Andachtspflichten und -Bedürfnissen zu genügen. Immer war der Frau mit dem jüngsten Kinde auf dem Schooss oder an der Brust der Sitz auf dem hohen breit bepackten Sattel des Pferdes oder Maulesels bereitet, auf welchem die einen freilich wie auf einem Stuhl, andere wieder ganz nach Männerart mit hochgezogenen Knieen sassen. Die Männer schritten in möglichst schmuckem Sonntagsstaat, häufig bewaffnet, die Thiere führend wie der heilige Joseph neben ihnen daher, wenn sie nicht selbst beritten, wie die Gattin, an der Seite der Ihrigen trotteten. — Einmal während eines kurzen Halts in gänzlich vereinsamter Gegend am Rande eines kleinen, leise murmelnd an einem Gerstenfelde dahinfliessenden Gewässers tauchte mit seinen Schafen ein Hirt aus einem Seitenthälchen auf, der, als er mich sah, sofort einen Beutel voll gänzlich rostbedeckter, tief grün oxydirter Münzen aus den Gürteltaschen zog und mir dieselben mit dem vom Nil her so wohl bekannten empfehlenden, betheuernden Zuruf: „Antike!“, allerdings vergebens, zum Kauf anbot. Allem hätte ich in dieser einsamen Weite eher noch zu begegnen gedacht, als einem wilden Antikenhändler!

Nach fünfstündigem Ritt, als ich die Mittagssonnengluth wie ein schwer lastendes Gewicht von heissem Blei auf dem doch ziemlich dagegen gefesteten Schädel empfand, zeigte sich endlich neben der Landstrasse an der rechten südlichen Seite eine Gruppe von hohen Pappeln, in deren flüsternden Schatten zwischen zwei Gerstenäckern ein Bach dahin floss; drüben zur Linken, am Fuss eines ebenfalls mit Getreide bestandenen sanften Abhangs, aus welchem sich eine steile kahle malerisch gethürmte graue Kalkklippe mit breiter horizontal abgeschnittener Kuppe erhob, stand dicht am Wege ein kleines armseliges scheinbar gänzlich verlassenes Gehöft, eine niedere aus Kalkblöcken roh aufgeführte Hütte mit

einem, durch ein Mäuerchen mit einem Thor in der Mitte abgesperrten, Hofraum an der Seite.

Die geschlossenen Holzläden und die lautlose Stille im Innern konnten meinen erfahrenen Führer nicht beirren. Mit heiterer Sicherheit sprach er das unter diesen Umständen wahrhaft tröstliche Wort: „Khani!“ sprang vom Pferde und pochte an Laden und Hofthor. Er hatte sich nicht getäuscht. Ein kleiner untersetzter schwarzbärtiger Kerl in dunkler Jacke und schmutzbräunlicher Fustanella öffnete und lud uns ein, näher zu treten. Zwischen Mist, Unrath und trockenen Reisighaufen lagen ein Paar schwarze Schweine im süssen Mittagschlummer in dem Hofe, über welchen wir in den einzigen, allen Zwecken gleichzeitig dienenden, Raum der Hütte traten; einen Raum, wie ihn Rembrandt nicht geeigneter für seine Art und Kunst erfunden oder gefunden haben könnte. Das rauchgeschwärzte Dach mit dem schwarz gestrichenen unverkleideten Balkenwerk bildete die Decke; den nie gekehrten Boden das gestampfte dunkle Erdreich. Die Wände hatten sich mit einer Kruste von malerisch prächtigen Tönen der braunen und schwärzlichen Skala überzogen. Zwei blutige frisch abgezogene Hammelfelle und die Ueberbleibsel ihrer ehemaligen geopferten vierbeinigen Besitzer und Träger hingen wie zur Decoration an Nägeln auf dieser tieffarbigen Naturtapete. Ein Paar dunkelbraune alte Fässer lagen im schattigen Winkel, in welchem der Reflex des durch den einen geöffneten Holzladen einfallenden heissen Sonnenlichtes das goldigste Helldunkel erzeugte. Zwischen der Thür und diesem Laden befand sich eine Art Verschlag mit Gestellen aus gebräuntem Holz gänzlich launisch und regellos zusammengezimmert, auf welchen die Flaschen, Töpfe, irdenen Teller, Pfannen, alles Geräth und alle Vorräthe in wirrem Durcheinander aufgestellt standen und lagen. Vom Dachbalken hernieder hing darüber in der Höhe ein gefüllter, grober, schmutziger, fettiger und blutrünstiger Sack, der durch ein daran befestigtes, unten um einen Nagel in dem Pfahl des Verschlages gewickeltes, dünnes Seil ersichtlich herabgelassen und wieder hinaufgezogen werden konnte. In diesem interessanten Interieur wirthschaftete der seiner durchaus würdige Herbergsvater mit einem armen kleinen ruppigen braunen Burschen von 10 Jahren, der ihm Aufwärter, Kellner, Schweine-

hirt, Schlächtergeselle, Küchenjunge und Mädchen für Alles zu sein schien. Ueber die Holzbank oder vielmehr Kiste, an der Wand mit den Ladenöffnungen, breitete mir der Agujat die Pferdedecke und ballte er mir den Ueberzieher zum Kopfpfühl, während der Wirth am Boden ein Reisigfeuer entzündete, das bald genug den ganzen Raum mit einem noch feineren Ton durch die Rauchwolken erfüllte, welche sich durch die Lücken des Ziegeldaches, durch Thür und Fensterläden ihren Ausgang so gut sie eben konnten, suchen mochten. So „schien er durch die Trübung doppelt schön". In einer darüber gesetzten Bratpfanne voll Wasser kochten bald die unvermeidlichen „Avga", und aus dem Fass jenes Rembrandt'schen Hintergrundes gezapft, erschien bald der grosse Irdentopf voll Rezinato auf dem zum Tisch dienenden Schemel neben uns.

Aber dieser Khani war über jede Erwartung reichlich mit Vorräthen ausgerüstet. „Kreass?" fragte der edle Wirth, als er mir die Eier vorsetzte. Natürlich und mit Wonne! Aber nirgends zeigte sich mir eine Spur von bereits gekochtem und gebratenem Fleisch. Er aber wickelte wie eine Rouleauschnur jene Leine von ihrem Nagel ab, welche den gefüllten Sack am Dachbalken hängend hielt, liess diesen zu seinem Verschlage herab und zog mit den Händen aus seiner Höhlung ein ganzes gekochtes Schafslendenviertel und Nierstück, das dort in der Höhe schwebend aufbewahrt wurde. Dann drückte er es auf die Bank nieder, zog sein langes Dolch- und Hackmesser, hieb „eine Portion" aus dem Vollen heraus, packte sie mit den energischen Fingern und legte sie nebst einem Häufchen geriebenen groben dunkelgrauen feuchten Salzes zu den Eiern und dem Brod auf meinen Schemel. Der Agujat liess sich nicht zweimal nöthigen, an diesem köstlichen, wenn auch ziemlich anspruchslos homerisch servirten Lunch theilzunehmen und mit Fingern und Dolchmesser sich sein bescheiden Theil abzusondern, mir den Löwenantheil überlassend.

So öde und verlassen die Gegend rings um mir erschienen war, so wurde auffälliger Weise dieser hellenische „Budiker", Restaurant, Weinschenk und Viktualienladen keinen Augenblick leer von kurz verweilenden, einen „Pfiff" mit auf den Weg nehmenden Gästen, und kleinen Buben und Mädchen, die in Holz- oder Irdenkrügen Wein zu holen kamen für die

irgendwo hinter den Felsen versteckten elterlichen Hütten oder für die Hirten im Felde.

Draussen hatte ich, bald nachdem ich „die Finger zum lecker bereiteten Male“ erhoben gehabt, Pferdegetrappel, das auf einen grösseren Reitertrupp deutete, gehört. Bald war es wieder still geworden. Eine Viertelstunde danach aber trat ein grosser, schlanker, dunkeläugiger, junger Mensch, in langem, dunkelblauen, kaftanartigen Rock und schwarzer Kappe ein, der auf den Händen eine irdene Schaale hoch gehäuft voll Schaffleisch und ein grosses, helles, rundes Brod trug. Er trat direkt auf mich los, deponirte seine Schätze vor meinem Platz und bedeutete mir, dass „Papass“, der draussen am Bach ruhe und frühstücke, diesen Antheil von dem seinigen mit freundlichem Gruss und „Wohlbekomm's“ dem fränkischen Kyrie sende. Ein geistlicher Reisender musste mithin draussen Rast gemacht und von meiner Anwesenheit im Khani gehört haben. Und ein ziemlich hochgestellter musste es sein: trug doch das Brod in der Mitte seiner kreisförmigen Oberfläche den runden Stempel eines Bisthumswappens, dessen Kern das Kreuz bildete.

Wenn ich dem Gastgeschenk auch nicht persönlich die erwartete Ehre erweisen konnte, so beeilte ich mich selbstverständlich doch, dem hochwürdigen Geber draussen meinen Dank und meine Ehrfurcht auszudrücken. Das Gruppenbild, das er mit seinem Gefolge, seinen neben ihnen grasenden Pferden, den geistlichen und weltlichen Dienern und Begleitern im Pappelschatten zwischen Bach, Gebüsch und Getreidefeld gelagert und im Grase tafelnd, bot, war jedenfalls für mich noch schmackhafter und genussreicher, als seine so gut gemeint gewesene Sendung.

Er selbst, welchen sein hell violetter Seidentalar über dem goldverbrämten dunkelblauvioletten langen Sammetkleide als einen besonders hohen und stolzen Pfeiler der orthodoxen Kirche charakterisirte, war ein stark und breit gewachsener Herr mit langem grauen Bart und langem grauen hinten aufgenommenem, am Hinterkopf unter der hohen schwarzen Popenmütze zusammengestecktem Haupthaar. Das Gesicht überraschte mich durch die auffällige Aehnlichkeit mit dem Ernst Kossacks. Sein Adjunkt, in schwarzem, schönfaltigen weit- und lang-ärmlichen Popentalar, war eine jener mannhaft,

wenn auch etwas brutal schönen Priestergestalten, wie ich sie unter denen der russisch-griechischen Kirche häufig fand: kraftstrotzend, das Gesicht von heissem energischen Colorit, schwarzbärtig, feurig blitzende schwarze Augen, unter dichten buschigen Brauen; kein aufgeschwemmter Pfaff, aber jeder Weltlust- und -Leidenschaft so wenig abgeneigt, als jedem priesterlichen Ehrgeiz. Gefolge und Dienerschaft bestand aus wunderlichen, meist ziemlich schäbigen Figuren, blassen, geistlichen Seminaristen, Priester-Aspiranten in halbgeistlichen Trachten, und aus griechischen Hausdienern, Agujaten und Pferdevermiethern. Auch bei diesem Mahl im Freien herrschte jene Gleichheit, jene Gleichgiltigkeit gegen Standesunterschiede, die ich überall im heutigen Griechenland beobachtete. Jeder griff ungenirt neben dem Andern in die gemeinsame Schüssel; Alle lagerten unabgesondert bei einander. Und mein gastfreundlicher Fleisch- und Brodspender war doch, wie ich erfuhr, kein Geringerer als Se. Eminenz der Bischof von Triphylien, welcher mit Gefolge auf einer Reise nach Athen begriffen war.

Da dieser Kirchenfürst so viel Italienisch und sonstige europäische Sprachen redete und verstand, wie ich neugriechisch, so liess die Unterhaltung zwar nichts an Lebhaftigkeit, wohl aber manches an gegenseitigem Verständniss der Meinungen und Mittheilungen vermissen. Die allverständliche Hieroglyphenschrift-Sprache des zeichnenden Bleistifts musste wieder ergänzend und hilfreich in die Lücke treten.

Um $2^1/_2$ Uhr sass unsere gesammte Gesellschaft wieder zu Pferde, die bischöfliche meist auf hoch und schwer mit Bagage bepackten. Ohne jede Unterbrechung bewahrte die Gegend den gleichen Stilcharakter: die Hochthäler bald breiter, bald enger zwischen kahlen steinigen Höhenzügen, steigen an, senken sich wieder hinab, zu tiefern Ebnen, welche so wenig eine Ortschaft, oder einen Menschenwohnsitz, wie die Berge einen Baum oder auch nur ein höheres Gebüsch zeigen. Eben so gleich gut aber bleibt auch die Landstrasse, die an und zwischen diesen öden Hängen dahinführt. Welche neue Epoche des Glücks, Gedeihens und Wohlstandes würde sich der Bevölkerung des Peloponnes eröffnen, wenn Strassen wie diese sich durch alle seine Landschaften zögen!

Wieder nach zwei Stunden des Ritts tritt dieser Weg in eine sehr breite ausgedehnte Ebene; auf den niedrigeren Hügelreihen, welche sie begrenzen, wird einmal wieder dünne Fichtenwaldung bemerklich. Auch die Strasse selbst wird theilweise von Bäumen eingefasst. Kleine überbrückte Bäche durchschneiden, angebaute Felder umgeben sie. Nachdem ein letzter engerer Hohlweg zwischen niedrigen Felshängen passirt ist, wird in mässiger Ferne endlich ein grösserer Ort, bräunliche mit rothen Ziegeln gedeckte niedere Steinhäuser, von Gärten umgeben, sichtbar. Um 5 Uhr ritten wir in die breiten, sonntäglich belebten, vielfach lustig geschmückten Gassen von Tripolitza ein.

Die heutige Stadt (etwa 9000 Einwohner stark) ist von ziemlich jungem Datum. Zur Strafe für das fürchterliche Massacre seiner fast 20,000 damaligen türkischen Bewohner durch die Kämpfer der hellenischen Unabhängigkeit — 1821 — ist das ältere Tripolitza im ferneren Verlauf des Krieges durch Ibrahim Pascha völlig vernichtet worden. Dies heutige, seitdem erst erbaute, Städtchen sieht verhältnissmässig schmuck, wohnlich, handelsthätig und gewerbfleissig aus. Besonders sein Reichthum an Bäumen giebt ihm den gefälligen und einladenden Eindruck. Der weite quadratische Hauptplatz des Ortes, an dessen Ostseite eine gross angelegte stattliche neue Kirche aus grauweissem festen Kalkstein im Entstehen begriffen und bereits zu einer ziemlichen Höhe hinaufgeführt ist, wird von hellfarbig gestrichnen Häuserreihen umgeben, welche sämmtlich Arkadengänge im Erdgeschoss, wie italienische Städte, und Balkons mit Gittern im ersten Stockwerk haben. Vor diesen Arkaden aber stehen hohe schattige Platanen und Ulmen mit breiten Kronen, welche dem Ganzen etwas von der eigenthümlichen Traulichkeit mancher norddeutschen Städtchen geben. Die Einwohner wissen diese Reize ihres Marktplatzes zu schätzen. Was ich an andern Orten durch Griechen in jenem geschilderten Zusammenstehen und Gruppenbilden geleistet gesehen habe, verschwindet völlig gegen das, was ich während des Tagesschlusses und Tagesanfangs hier auf dem „Ring“ von Tripolitza in gleicher Richtung beobachten konnte.

Einen sehr willkommenen Standpunkt und ruhigen Posten bot mir dazu der Balkon des Hôtels, des ersten, das mir seit

Zante hier wieder seinen Schild („Au Tricorne") gezeigt, einen Speisesaal mit regelrecht und sauber gedeckten Tischen, und ein wirkliches Zimmer mit wirklicher eiserner Bettstelle, Matratze, Decke, Waschtoilette, und zu allen diesen köstlichen Dingen noch obenein einen französischen Kellner zu Diensten gestellt hatte! Es liegt an einer Ecke der Westseite und man kann auf seinem, auf den Platz hinausgehenden Balkon sitzend, diesen und was sich darauf begiebt in angenehmer Ungestörtheit überblicken und skizziren.

So dicht gesät und in so starker Majorität auch unter diesen Gruppen die echten peloponnesischen Fustanellenträger sind, so sehe ich zwischen ihnen hier doch unvergleichlich zahlreicher als an einem andern der bisher passirten Orte die Männer in fränkischer Tracht und die in dem charakteristischen Nationalcostüm der Inselgriechen des Archipels. Statt der weissen Fustanella und der weiten weissen Hemdärmel, der gestickten Tuch- oder Sammetjacke mit den nachflatternden, hängenden resp. über jener zusammengehakten Aermeln tragen diese eine für unseren Blick höchst komisch und seltsam erscheinende, vielfaltige, nach unten zu enorm dick, wulstig und weitbauschig anwachsende Pluderhose von dunkelm, meist schwarzgrünem Glanzkattun oder anderen Baumwollenzeugen, die ihnen unablässig und lästig um die Beine schlenkert und erst auf der Wade des weissbestrumpften Beines endet. Dazu eine ziemlich eng anliegende, unverzierte dunkle Tuchjacke, breiten rothen Leibgurt, hellen Brustlatz, auf dem Kopfe den Fez oder Strohhut wie die Andern.

Diese dort dicht geschaarte, durch Hinzukommende und Abgehende immer wieder erneute Versammlung wurde einmal in lebhaftere Bewegung gebracht durch eine eigenthümliche Prozession, welche sich von der Nordwestecke des Platzes kommend, quer über denselben hinbewegte. Voran schritten drei hellenische Musikanten, die mit Geige, Schalmey und Handpauke den bekannten näselnden gellenden, vermeintlich musikalischen Lärm vollführten, hinter ihnen her ein langer Zug von Männern und Frauen, zwischen den letzteren eine besonders festlich in Roth gekleidete jugendliche Gestalt, die sich feierlich steifer als die anderen sie umgebenden dahin zu bewegen schien. Es war ein Hochzeitszug, der sich, ich erfuhr nicht bestimmt, ob von der oder zu der Kirche und

Trauung, begab. Nachdem die Prozession drüben in einer Gasse der Ostseite verschwunden war, traten die, eine Zeit durch ihr Erscheinen in ihrer stehenden und ambulanten Conversation unterbrochen gewesenen Männer von Tripolitza wieder zusammen und nahmen dieselbe mit frischen Kräften wieder auf.

Meine Marktstudien vom Balkon her wurden plötzlich, als die sinkende Sonne bereits nur noch die Platanenwipfel streifte, in der angenehmsten und überraschendsten Weise unterbrochen. Zwei jüngere deutsche Archäologen, welche von Athen aus auf einer weit ausgedehnten Peloponneswanderung am vorletzten April zu eintägigem Aufenthalt mit Dr. L. nach Olympia gekommen, und durch ihr wahrhaft sympathisches, glückliches Naturell und eine bei jungen deutschen Gelehrten dieser und andrer Wissenschaften nicht eben häufige Vereinigung von gediegener, solider Schul- und Fachbildung mit Weltbildung und Lebenserfahrung die herzliche Neigung der gesammten Brüderschaft des deutschen Hauses, und meine persönliche ganz besonders, wie im Fluge erobert hatten, Dr. S. aus Riga und Dr. de B. aus Hamburg, traten aus dem Speisesaal auf den Balkon. Sie hatten Olympia drei Tage vor mir verlassen, Messene und Sparta besucht, waren eben auf ihren Maulthieren in Tripolitza angelangt und in dem mit ähnlich erwartungsvoller Freude begrüssten, lang entbehrten „Hôtel“ abgestiegen. Das gänzlich unerhoffte Wiedersehen hier vermehrte diese Freude bei uns allen dreien sehr wesentlich; und der ganze übrige Abend und mehr als die Hälfte der herrlichen Sommermondnacht, welche später über den stumm gewordenen Gassen Tripolitza's aufging, wurde seiner möglichst würdigen Feier gewidmet. Ihre enthusiastischen Schilderungen von den mir unerreicht gebliebenen „heiligen Stätten“ im Süden, die prächtigen humoristischen und liebenswürdigen Berichte von kleinen Erlebnissen mit weltlichen Gastfreunden in Sparta, mit den geistlichen im Kloster Vukano etc. verschärften mir wohl das Bedauern, nicht mit ihnen gewesen zu sein und die gleichen Erfahrungen gesammelt zu haben. Aber dafür riefen mir ihre verzweifelten Klagen über das Leid, welches sie ihren faulen, kaum im Schritt von der Stelle zu bringenden, Maulthieren während aller dieser Tage zu danken gehabt hätten, wieder meine

verdoppelt gewesenen Reisefreuden, die ich gerade meinem Pferde schuldete, in dankbare Erinnerung. Und ich wurde mir wieder einmal der tröstlichen Wahrheit bewusst, dass sich Alles im Leben ausgleicht!

Den lebhaften Wunsch aber, mir durch seine fernere Begleitung auch bis Korinth hin die Garantie eines noch mehrtägigen Genusses der gleichen Freuden und Vortheile zu gewähren, musste mein Agujat bedauernd ablehnen. Er müsse umkehren, so betheuerte er und wisse noch weiter nach Osten hin im Lande nicht Bescheid. Für den nächsten Tag wären seine Dienste zudem überflüssig gewesen. Meine gelehrten jungen Freunde wollten nach Nauplia, um von dort mit dem Dampfer nach Athen zurückzukehren. Auf der über Argos führenden Landstrasse (noch breiter und chaussirter, wie die zwischen Megalopolis und Tripolis) thut ein guter, hier leicht zu miethender, tüchtig bespannter offener Wagen für drei Reisegenossen noch bessere und jedenfalls noch wohlfeilere Dienste, als Pferde für jeden Einzelnen. Wir beschlossen, morgen demgemäss zu verfahren, d. h. zu fahren. In Argos oder Nauplia, wo sich unsere Wege trennten, konnte ich leicht wieder Reitpferde und Agujat finden.

Die Stunden vergingen im Fluge. Statt unsere Empfehlungsbriefe an deutsche und griechische Gastfreunde in Tripolitza abzugeben, blieben wir, da uns ein glücklicher und erwünschter Zufall hier zusammen geführt hatte, bei erträglichem Rezinato im fesselndsten Gespräch auch beisammen sitzen und durchstreiften noch um Mitternacht die unbekannte Stadt, deren platanenreichen Marktplatz, deren sonderbare Winkel und Gässchen, Häuser und Ruinen, Mondesglanz und Schatten mit seltsam gesteigertem Reiz schmückte.

Nie und an keinem andern Ort habe ich eine Woche so anfangen sehn, als in Tripolitza am nächsten (Montag) Morgen in den Stunden vor unserer Abfahrt. Von 5 Uhr ab begann der Markt sich wieder mit einer gleichen und eben so gemischten Menge von umherstehenden Männern zu füllen, wie sie ihn am gestrigen Nachmittag staffirt gehabt hatte. Und eine halbe Stunde später bereits waren die Musikanten am Platz, die Schalmeien schnarrten, die Handpauken wurden geschlagen und bald drehte sich ein schnell geschlossener Kreis vor den Cafés an der Westseite des Platzes mitsingend

und jubelnd in der geliebten Romaika. Sie geriethen dabei in schneller Steigerung in eine viel heftigere Bewegtheit, als sie nach meinen bisherigen Erfahrungen bei diesem Nationaltanz Sitte und Gebrauch ist. Jeder suchte seinen Nachbarn im übermüthigen Schwunge der Arme, des Oberkörpers auf den Hüften, im Hochsprung und Wurf der Beine zu überbieten, während der jauchzende Gesang immer lauter und wilder ertönte. Endlich hockte Jeder im Ringe bis fast auf den Boden nieder, so dass sie auf den Fustanellen, wie auf grossen weissen Glocken zu ruhen schienen, um sich im nächsten Moment wieder, — während sie die Hände hinter dem Rücken und über dem Kopf klatschend zusammenschlugen — mit der Elasticität von Kautschukbällen in die Höhe zu schnellen, dass dieselben leichten Faltenröcke und die fliegenden Hängeärmel der Jacken und Hemden wie Fittige um Leiber und Rücken flatterten. Das dauerte in immer beschleunigtem Tempo und unter steter Drehung des ganzen Kreises so lange fort, bis die Stimmen und die Sprung- und Schwungkraft gleichzeitig zu ersterben schienen, was ungefähr nach einer halben Stunde ununterbrochenen Tanzens eintrat. Dann nach einer kleinen Ruhepause rangirten sie sich, die Musikanten voran, zu einem langen Zuge, und schritten so singend in Prozession über den Markt dahin in eine darauf mündende Strasse hinein.

Die Leute im Hôtel wollten uns versichern, dass diese tanzlustigen Hellenen, welche ihren Montag in solcher Weise beginnen, — Arbeiter wären, welche dies gymnastische und schweisstreibende Vergnügen nur der Tagesarbeit als eine Art Ermuthigung für deren Mühen voranschickten. Eine andere Lesart, nach welcher das Ganze noch mit der gestrigen grossen Hochzeit zusammenhing, die Fortsetzung der gestrigen und die Einleitung der heutigen Feier derselben vorstelle, schien mir die richtigere zu sein.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, dass man für das unerwartete Glück, in nur halbcultivirten Ländern plötzlich ein „Hôtel“ mit sauberem Tischzeug, Bett, französischem Schild und französisch redendem Kellner anzutreffen, jedesmal durch die unverschämteste Hausse der Preisforderungen zu büssen hat. Wir erhielten hier eine neue Bestätigung dafür. Für die uns abgeforderte Summe für Abendessen und Nachtlager

hätten wir im Grand Hôtel zu Paris elegant gewohnt und bei Brébant oder Magny dinirt haben können. Die Compensation für solche Unverschämtheit allerdings ist hier in Hellas, wie unter ähnlichen Umständen in Süditalien leicht gefunden. Man zahlt eben statt der auf der Rechnung angesetzten Summe diejenige hin, die uns selbst ungefähr angemessen erscheint, und sollte sie viel weniger als die Hälfte betragen, fügt eine ganze Sammlung der stärksten Verbalinjurien hinzu und verlässt taub gegen Bitten und Protestationen das Lokal. Um die Hälfte zuviel hat man trotzdem immer noch gezahlt, wie das überlegene pfiffige Lächeln des Garçon und des Maitre d'Hôtel beweist, mit welchem sie, wenn sie die Vergeblichkeit ihrer Versuche eingesehen, schliesslich auf deren Erneuerung resigniren und dem Gast nachblicken. Meine viel erfahrenen, in Hellas wie in Italien heimischen, Reisegefährten verstanden diese einzig richtige Art mit Hôtelbriganten umzugehen aus dem Grunde. Und sie übten sie mit einer so souverainen lächelnden Ruhe und einem gleichzeitigen Aufwande von so grandioser neugriechisch-französischer Grobheit, dass sie nicht verfehlen konnten, „die tiefste Wirkung ringsumher“ zu machen: das Personal des Tricorne und die schnell versammelte Menge blickte uns mit dem sichtlichen Ausdruck einer gewissen Ehrfurcht nach, als wir, vor den gänzlich stumm Gemachten in den (natürlich für die Hälfte der ursprünglichen Forderung gemietheten) eleganten Wagen gestiegen, über den Markt fort und aus Tripolitza heraus fuhren.

Die Versuchung, abzulenken, um zunächst das anderthalb Stunden von hier im Norden gelegene Schlachtfeld von Mantinäa, das Sieges- und Todesfeld des Epaminondas, und die spärlichen Reste der einstigen gewaltigen achtthorigen und durch 118 Mauer-Thürme bewehrten, so oft zerstörten und immer wieder erbauten Stadt zu besuchen, und ebenso die nicht geringere, die, der Spuren einstiger Grösse noch viel radicaler beraubte, Stätte des alten mächtigen Tegea dort im Südosten auf dem Wege nach Sparta hinter dem Hügel von Hagios Sostis zu besuchen, mussten wir widerstehn. Meine Reisegefährten hatten so gut wie ich keine überflüssige Stunde mehr zu opfern, in dem Maass der verfügbaren Zeit durch eine der unerbittlichsten unter den modernen unsern

Willen bändigenden und lenkenden Mächte beschränkt: den Fahrplan der Dampferlinien.

Die Strasse nach Argos hin thut es wenigstens in ihrer ersten grössern Hälfte an Oede und Einförmigkeit des Gebirgslandes, das sie durchschneidet, in dessen Hochthälern sie sich hinzieht und in steten Hebungen und Senkungen endlich bis zur letzten Passhöhe des, Arkadien von der Argolischen Ebene trennenden, Gebirgsrückens ansteigt, der gestern passirten zum mindesten gleich. Jede Reisegesellschaft (und zumal eine solche) und ein rasch dahin fahrender Wagen von schnellen tüchtigen Thieren, wie die unseren, gezogen, wird da zur doppelt froh empfundenen Wohlthat. Dieser Schnelligkeit des Vorwärtskommens erwächst allerdings ein unerwartetes Hemmniss aus dem tiefen Bedürfniss jeder hellenischen Wagenlenkerseele, an jedem Steinhaufen oder jeder Bretterbude, die eine Hoffnung aufkommen lassen, dass sich darin vielleicht eine Schenke bergen könnte, gemüthlich Halt zu machen. Da diese schöne Gewohnheit den Herren Raki- und Weinverkäufern nicht unbekannt ist, so sind die derartigen Anstalten, ob auch von primitivsten Erscheinungsformen, längs jeder Fahrstrasse Griechenlands so dicht und häufig gesät, als dünn und selten in allen nicht von solchen Verkehrswegen durchzogenen Gegenden.

In den fünf Stunden bis zur grossen Mittagsstation hatte der findige Mann aus dem Rosse nährenden Argos, der uns fuhr, mindestens vier Mal Vorwände gefunden, Halt zu machen, um sich und seine Thiere an den für jeden von ihnen angemessensten Flüssigkeiten zu erquicken.

Die Sonnengluth des Vormittags war einer bedrückenden Schwüle bei bleifarbig überzogenem Himmel, einem echten Sirocco-Himmel, gewichen. Die noch lange sichtbar gebliebenen höchsten Eisgipfel des Taygetos im Süden und die noch mit Schnee gepuderte Spitze des Parthenion zur Rechten neben uns standen bleich gegen die lichtgrau-verschleierte Luft. An den spärlich mit Birnbäumen und Gesträuch bewachsenen steinigen Abhängen und zwischen den sich hier fast schon erntereif-gelb färbenden Gerstenfeldern der Hochthalsohle dahinfahrend, gelangten wir gegen 11 Uhr zu einer frischen reichlichen Quelle, welche im Schatten einer grossen Gruppe dichtlaubiger hoher Pappeln aus der Bergwand in das steinerne

Becken floss. Auf der Höhe über derselben, zu welcher die Strasse in zweimaliger Windung anstieg, sahen wir ein paar niedrige Steinhütten. Während der Kutscher, wieder einmal abgesprungen, die Thiere trinken liess, wies er dort auf jene Häuschen: das sei der beste und besuchteste Khani, die gebräuchliche „120 Minuten-Aufenthalt-Station" auf der Fahrt nach Nauplia. Er musste Recht haben: oben angelangt, sahen wir nicht weniger als fünf hochbepackte Reise-Wagen aufgefahren, die Gespanne ganz dem Fütterungsgeschäft hingegeben. Und unter einer Gruppe schöner alter Eichen auf einem von niederm Mäuerchen umhegten Platz, etwas entfernt von dem Hause auf Bänken um einen Holztisch sass in vollem Schmausen mit Hand und Mund begriffen, vor Bergen gekochten Schaffleisches, gestempelten Kirchengebäcks und immer wieder gefüllt herangetragenen Krügen voll Rezinatweines, wieder meine gestrige hochwürdige Bekanntschaft, von der ich mich in Tripolitza getrennt hatte, die Eminenz von Triphylien im bestaubten violetten Talar, im Kreise seiner Fratres, Schüler und Kirchen- und Reise-Diener.

Fünfzehntes Capitel.

Am Busen von Nauplia.

Dass es der Hochwürdige vorgezogen hatte, hier draussen unter den Eichen zu tafeln, statt in der schwarzen Höhle des Khanigebäudes selbst, erschien uns sehr begreiflich, als wir unsererseits in letzteres eingetreten waren, um Wein zu bestellen. Der enge Raum, an dessen niederer geschwärzter Wand selbstverständlich die nie fehlenden, frisch abgezogenen Hammelfelle und blutigen Schafleichen prangten, war in dem Theile, welchen der Verschlag mit Ladentisch, Vorräthen und Geräthen frei liess, von wohl einem Dutzend Gästen gefüllt, welche theils um die Tafel sitzend mit wahrhaft bestialischen Manieren das vor sie hingesetzte Kochfleisch zerrissen und mit dem rohen Knoblauch und Zwiebeln verschlangen, theils an den Wänden und Thürpfosten neben jener dort hängenden animalischen Decoration lehnten. Ein gänzlich blödsinnig dreinschauender zerlumpter armer schmutziger Bursche von 14 Jahren und ein älterer Aufwärter in vor langen Zeiten einmal weiss gewesener Fustanella und Jacke, ein schmächtiger Kerl von unbeschreiblich komischem Wuchs mit endlosem dünnen Halse und ganz steil abfallenden Schultern, und einer Liebhaberei für Stellungen und Bewegungen der Beine und Füsse, welche den Trübsinnigsten zum heitersten Lachen genöthigt haben müssten, liefen als Weinschenken und Kellner mit Krügen und Tellern ruheles hin und her. Eine dicke Wolke von schwülem, fettigem, übelriechendem Dunst und Rauch füllte diesen so anmuthig belebten Speisesaal. Wir

wandten uns, schnell genug in seinem Dunstkreis satt geweidet, hinaus zum Tisch unsers Bischofs, der uns sofort gleich während der ersten Begrüssungen mit ausschweifenden Beweisen der Gastfreundschaft zu Leibe ging, indem er uns Massen von Brod und Schaffleisch und immer neu gefüllte Krüge Rezinato präsentiren liess. Da er sich von meinen gelehrten Reisegenossen sehr wohl verstanden sah, liess er seiner Beredsamkeit vollströmenden Lauf. Sein Hauptthema war sein hellenisches Vaterland. Einst die Mutter aller Kunst, Kultur und Weisheit, und nun —! Er fasste die unglückliche verbogene Blechgabel, wohl das einzige derartige Instrument, über welches dies Hôtel gebot, und die ihm als Zeichen besonderer Ehrfurcht für seine Würde zur Verfügung gestellt worden zu sein schien, mit der einen Hand, mit der andern das jener Gabel durchaus entsprechende Messer, hielt sie mit dem Ausdruck des Ingrimms vor uns hin, deutete auf die mit den Resten des allerdings etwas barbarischen Mahles bedeckte Tischplatte, warf dann beide Instrumente in bitterer Verachtung darauf zurück . . . Und damit müsse sich ein reisender Oberpriester im heutigen Hellas behelfen! Wie tief also müsse jene hohe Lehrerin aller Völker und Zeiten von der einstmaligen Höhe gesunken sein!

Wir konnten ihm allerdings nicht Unrecht geben; erlaubten uns dann aber doch dagegen die zahlreichen liebenswürdigen und tüchtigen Charakterzüge aufzuführen, welche wir schon während unseres verhältnissmässig kurzen Aufenthalts in seiner Heimath bei deren Bevölkerung zu erkennen Gelegenheit gefunden hätten. In erster Reihe natürlich die „Philoxenia“, die Gastfreundschaft, die im heutigen Europa schwerlich noch ihres Gleichen habe an Ausdehnung und Herzlichkeit. Da ging über des hochwürdigen Herrn Gesicht ein Lächeln frohen Stolzes.

Lebhaft sprach er seine Zustimmung aus und zum praktischen Beweise, dass er hinter seinen Landsleuten nicht in dieser nationalen Tugend zurückstehe, füllte er die Krüge aber und abermals aus den grossen Blechkannen und drängte sie uns in die Hände, um mit ihm auf des armen theuern hellenischen Vaterlandes Wohl und Gedeihen zu trinken. Wir schieden nach dem freundschaftlichen Austausch unserer Karten und Autographe mit vielen Händedrücken und Ver-

sicherungen, wie sehr Jeder seinerseits das Glück dieser Begegnung und Bekanntschaft zu schätzen wisse.

Die Herren Kutscher waren nur schwer wieder zum Anspannen und zum Verlassen dieses ihnen ersichtlich sehr behaglichen Aufenthalts zu bestimmen. Als sie aber einmal wieder im Bock sassen, rollte die ganze Wagenreihe wie im olympischen Wettjagen auf der sehr allmälig steigenden Bergstrasse dahin. Wenig über eine Stunde später war die Höhe des letzten Kammes erreicht, der unserem Auge so lange die östliche Ferne und Tiefe verdeckt gehabt hatte. Und nun lag es plötzlich nahe vor uns ausgebreitet da, das, trotz der trüben, sonnenlosen, grau verhängten Luft doch so prächtige, farbenreiche Bild der Argolischen Bucht mit den herrlich gezeichneten Küstengebirgen, Caps, Inseln, der metallen glänzenden, lang hingestreckten Fläche seines Meeres, aus welchem deren so charaktervoll, kühn und elegant gezeichnete Massen aufsteigen; diesseits in weitem, nach Norden hin gezogenen Bogen von der blühenden, reich angebauten Strandebene des östlicheren Argos zu unseren Füssen umhegt, zu welcher das Gebirge, auf dessen Kamm wir standen, in Terrassen und über sie die Fahrstrasse in hell schimmernden vielgewundenen Giravolten niederstieg. „Thalatta! Thalatta!“ — meine beiden Genossen müssten nicht die klassischen Philo- und Archäologen gewesen sein, die sie sind, um n i c h t an dieser Stelle bei diesem Anblick instinctiv in den Jubelruf auszubrechen, mit welchem die Xenophontischen Zehntausend das ersehnte, endlich erreichte Meer begrüssten. War ich doch selbst durch diese letzten Wochen bereits so klassisch-hellenisch-inficirt, dass es mir nicht anders erging, als ihnen.

Aus der Argolischen Ebene, nahe der äussersten nördlichen Ausbuchtung des Meerbusens, erhebt sich plötzlich ansteigend eine mächtige kahle Felsenhöhle, von den Mauern und Thürmen einer mittelalterlichen Citadelle gekrönt. Sie steht auf der Stelle der Burg Larisa. Dräuend und herrschend schaut sie auf die Stadt Argos am Fuss der Höhe und auf die freundliche reiche Ebene hinab. Hinter ihr im Westen, Nordwesten und Norden hebt sich das Gebirge höher und höher und über seinen letzten kahlen nordwestlichen Rücken noch ragen die schneebedeckten Gipfelpyramiden des Kyllene auf. Zu unserer Rechten aber dehnt sich die Ostküste

Lakoniens und drüben jenseits der Bucht die lange argolische Halbinsel unabsehbar weit dahin, bis tief im Süden der Dunst der Sciroccoatmosphäre Beider Formen verschwimmen machte. Kaum dass noch wie ein leiser Schatten Hydras Felseneiland sich aus diesem Duft sonderte.

Tief unten auf der Zickzackstrasse rollten schon die Wagen des Bischofs und der anderen uns vorausgefahrenen Reisenden, zwergenhaft klein und winzig in der riesigen Weite erscheinend. Rasch wie auf den, diesem Wege sehr ähnlichen Giravolten von der Passhöhe des Splügen und St. Gotthardt, geht es abwärts der Uferebene und dem Meere zu, von dessen jenseitiger Küste nun immer deutlicher am Fuss des gewaltigen Festungsberges und aufwärts an dem niedrigeren Vorgebirge die hellen Häuser der Hafenstadt Nauplia hervortreten. Auf einzelnen Kuppen der noch immer kahlen felsigen Abhänge, an denen wir herniederfahren, nistet hier noch eine uralte, räthselhafte, abgestumpfte kleine Pyramide, dort ein alter türkischer oder mittelalterlicher Wartthurm; an den Berglehnen hie und da die niederen braunen Häuser kleiner Ortschaften. Und wenn auch an diesen Bergen nicht mehr die Obstbäume wachsen, von denen Pausanias erzählt, so bricht doch noch immer daraus das Wasser des Erasinora hervor. Unten in der Ebene schwindet die Oede und Unfruchtbarkeit jener Höhen fast sofort. Die Fläche bedecken Getreide- und Korinthenfelder; Oliven-, Maulbeer- und Feigenbäume dicht in und an ihnen gepflanzt geben dem Lande das Aussehen eines grossen Gartens. Hier tritt die Fahrstrasse dicht am Meer in das Dorf Mylos (nicht mit dem Fundort „unserer lieben Frauen von Milo“ zu verwechseln), einen Ort, in welchem es beinahe eben so viele „Ausspannungen“, Khanis, Weinschenken und Garküchen zu geben scheint, als Häuser und Hütten. Dabei sieht er so traulich aus, halb versteckt in den dichten Baumgruppen und Gebüschen, welche üppig dem sumpfigen schilfreichen Boden entwachsen, mit den offenen Speisebuden am leise gegen den Strand wallenden Meer, von deren Tischen man sich von der Strasse her die einladenden Bratfische und Steakes mit dem Taschenmesser aus den Schüsseln langt, um sie im Stehen „von der Hand in den Mund“ zu verzehren; mit der reizenden Perspective auf Nauplia drüben und Argos-Larisa zur

Linken. Alles Andere würde man eher in ihm vermuthen, als Lerna die klassische Heimath der Lernäischen Hydra, die Scene der mörderischen Brautnacht der Töchter des Danaos und der Söhne des Aegyptos und die moderne Brutstätte der gefährlichsten Fiebermiasmen, wofür zu gelten es sich des zweifelhaften Ruhmes erfreut.

Sämmtliche uns vorausgeeilte Wagen fanden wir hier bereits abgepackt und ohne Passagiere vor den Schenken halten. Die Eminenz, wie alle anderen, gleichzeitig mit ihr angelangten Reisenden, schwammen bereits in dem Schiff der Segelfähre auf dem Meerbusen, über welchen diese direkteste Route nach Nauplia geht. Die gleiche Eile war für uns nicht geboten. Wir zogen den Umweg zu Wagen rings um die Bucht dem Seewege vor. Führte jener doch über Argos und — Tiryns.

Ein Gewitterregen war rasch vorübergezogen. Fern ab vom Süden zog das finstre blaugraue Gewölk, die Gipfel der Kynurischen Berge der Peloponnesküste umhüllend, um welche der Donner noch lange nachgrollte und der Schein der Blitze zuckte, als die übrige Landschaft bereits wieder im goldigen Sonnenschein prangte. Durch die erfrischte Landschaft an den funkelnd tröpfelnden Baumreihen und Weinpflanzungen vorbei, über mehrere Bäche und Ströme, die hier von den westlichen Bergen zum Meerbusen eilen, fuhren wir freudigen Herzens dahin, während der Blick schwelgte im Genuss der tausend erlesenen Reize, welche ihm Nähe und Ferne boten.

Je mehr man sich Argos und seinem Burgberge nähert, desto bestimmter zeichnen sich im graugelben Kalkgestein seines steilen, unserm Wege zugekehrten, Südwestabhanges im Halbkreis aus dem Felsen herausgearbeitet die amphitheatralisch über und hinter einander ansteigenden 67 Sitzreihen des einstigen colossalen Theaters aus. Noch südlicher die viel undeutlicheren Steinsitze des benachbarten Odeons. Kyklopisches Mauerwerk von einem Thor durchbrochen, eine Nische in dem künstlich bearbeiteten Felsen dahinter, Ruinen römischer Ziegelbauten weiter unten gegen die Stadt hin werden ausserdem erkennbar; — die einzigen spärlichen Reste des hellenischen Argos und auch des römischen. Hier in der Ebene und am Berge, wie oben auf Larisa blieb von allen jenen, von Pausanias geschilderten, mannigfachen Heilig-

thümern, Bildwerken, Tempeln, Grabdenkmälern der hellenischen Vorzeit des Königreichs Agamemnons keine noch so geringe Spur. Wohl aber ist der Landschaft ungemindert ein Gepräge der ernsten Grossartigkeit, jenes hohen Stils eigen, wie ihn Rottmann's griechische Landschaften zeigen. Einer Natur wie dieser hier gegenüber, dächte ich, bedarf es gar nicht einmal eines so besonders organisirten und bevorzugten Künstlerauges und Genies, um ihn in ihr Bild hineinzutragen. Die einfache Vedute dieses Burgbergs mit seiner Krönung, dieser Meeresbucht, dieser Küsten und Inseln wird wie die Composition eines jenem Meister verwandten edlen und hochgestimmten Geistes erscheinen und wirken müssen.

Das heutige Argos ist ein sehr belebtes ächtes neugriechisches Städtchen mit manchen orientalischen Anklängen. Die Strassen meist Bazare, in welchen Schenken, Café's und Verkaufsgewölbe aller Art und jeden Inhalts ununterbrochen abwechseln. An weiten baumreichen Plätzen fehlt es nicht, und nicht an ausgedehnten Gärten, zwischen welchen die Häuschen der Nebengässchen nur vereinzelt und weit von einander getrennt stehn. Dass es auf dem Strassendamm, vor den Verkaufsläden und Schenken wie unter den vortretenden hölzernen Schattendächern der erstern auf und neben den Ladentischen an der immer etwas erwartenden, umher stehenden und sitzenden Menge von griechischen Männern nicht, und an Frauen draussen fast gänzlich fehlt, ist in diesen Städten so selbstverständlich, dass ich es kaum noch einmal zu erwähnen brauchte.

Wir fuhren ohne Aufenthalt hindurch und weiter auf der Landstrasse, welche zwischen den Getreide- und Gemüsefeldern der Strandebene von Argos in fast direct südlicher Richtung erst an dem Nord-, dann an dem Ostufer der Meeresbucht auf Nauplia führt. Immer reizvoller erscheint die Hafenstadt unterhalb der furchtbaren Venetianerfeste Palamidi an dem sich nun tiefblau färbenden Golf. In ihren eigenen Farbentönen, wie in denen der umgebenden und der jenseitigen Küsten und Inseln wird sie immer Neapel- und Castellamare-ähnlicher, wie die schon tiefer stehende Sonne ihre Gebäude, wie lichtgoldige und theerosenfarbige Flecken über den violettbläulichen Fond des Berghanges und längs seines Fusses ausgestreut, aufleuchten lässt.

Hier sind die Gerstenfelder durchweg schon schnittreif, und gelb wogt das Meer ihrer hohen ährenschweren Halme. Breite Strecken sind sogar bereits abgesichelt (am 8. Mai!) und zeigen nur noch die Stoppeln. Die Strasse ist mit Baumpflanzungen eingefasst; häufig fahren wir an Gehöften und Lusthäusern, ja an grossen, ausgedehnten, von Mauern umfassten Parks vorbei mit hohen, prächtigen Baumgruppen, schwarzen Cypressen, weithin schattenden Platanen, Eichen- und Oelbäumen, Rosen- und Cactusgebüsch dazwischen, häufig auch an kleinen, aus Brettern gezimmerten Schenken dicht am Wege, an welchen es nicht geringe Energie im Befehlen und Verbieten bedarf, um den Kutscher ohne Aufenhalt und Absteigen daran vorüber zu bringen. Anderthalb Stunden von Argos ragt zur Linken der Strasse etwa hundert Schritt von ihrem Ostrande, aus einem sanft ansteigenden, mit einem Gerstenfelde bedeckten, Hange, anscheinend eine lange, oben ein fast horizontales von Norden nach Süden erstrecktes breites Hochplateau bildende, 50 Fuss hohe steile Klippe mit gewaltigen grauen Kalksteinblöcken auf. Dort nöthigen wir sogar den Kutscher, dem es diesmal und hier gerade nicht passte, Halt zu machen, womit ihn eine glücklich entdeckte Schenke am Wege schliesslich denn auch wieder versöhnt. Was sich aus der Ferne als eine Klippe darstellte, ist in Wahrheit eines der seltsamsten und ungeheuerlichsten Werke von Menschenhand: die Befestigungsmauer des uralten Tiryns.

Ihre Gestalt wird heute keine wesentlich andere sein, als sie es damals war, wo Pausanias sie 7—8 Jahrhunderte nach der Zerstörung durch die Argiver sah und schilderte (Korinthiaka 25, 8). Blöcke von diesen Maassen zu bewegen und von ihren Stellen zu wälzen, haben die Geschlechter, welche Argos seitdem bewohnten, schwerlich mehr vermocht, oder Nöthigung und Absicht empfunden. Erschien dieser Riesenbau, dessen wahrlich solide und dennoch zusammengebrochene Gründung in die vorgeschichtliche Urzeit von Hellas fällt, doch schon den Hellenen des historischen „klassischen“ Alterthums als ein Werk der Kyklopen, welche es für den „Heros Tiryn's, den Sohn des Argos, Sohnes des Zeus“ aufgethürmt hätten. „Ein jeder dieser Steine hat eine solche Grösse, dass selbst der kleinste von ihnen durch ein

Mauleselgespann nicht einmal von der Stelle bewegt werden könnte.“ (Pausanias ebendas.) Gewiss hat er Recht mit dieser Angabe. Blöcke von 4 Meter Länge und 1,7 Meter Höhe sind, wie wir uns überzeugten, sehr häufig unter diesen Werkstücken. Alle sind ganz unbehauen roh und zufällig geformt, wie sie aus den Felsen gebrochen wurden, ohne Mörtel zusammengefügt; „von Alters her waren Steinchen eingefügt, so wie gerade eins den grossen Steinen in die Fugen passte“. Man begreift vor diesem räthselhaften Gemäuer stehend so wohl, dass Sage und Mythe dasselbe mit ihrem phantastischen Gewinde umranken mussten; hat es doch kaum etwas gemein mit Werken von Menschenhand. In den in Bezug auf die Maasse des Ganzen wie der einzelnen Werkstücke ja noch viel ungeheuerlicheren altägyptischen Bauten (einzelne Granit- und Alabaster-Blöcke im ausgegrabenen Sphinxtempel bei den Pyramiden haben bis 11 Meter Länge) spürt man doch immer an der vollendet correcten präcisen technischen Bearbeitung und Zusammenfügung den uns verwandten rechnenden Verstand und das vertraute, dem rohen Stoff Gestalt gebende handwerklich-künstlerische Geschick. Dass sich aber spätere Menschengeschlechter mit jenen geistesdumpfen und an roher Kraft anscheinend übermenschlich gewaltigen Wesen, welche diese Burg von Tiryns planten und fähig waren, sie so zu thürmen, gänzlich ausser Zusammenhang und Naturgemeinsamkeit fühlten, ist so natürlich und selbstverständlich. Wenn wir Heutigen uns auch über die nüchterne Wahrheit durchaus klar sind, dass die grössere Zahl von Händen, unterstützt durch Hebel und Winde, „der ganze Zauber, den sie brauchten“, um solch ein Werk auszuführen, gewesen sei, so bleibt auch für uns trotzdem der erste unmittelbare Eindruck dieses Ungeheuern der des Unfassbaren und Märchenhaften.

Ringsum in allen Himmelsrichtungen ragt, an den höchsten erhaltenen Stellen sechs Lagen Blöcke übereinander, dies Mauerwerk aus dem untern Hügel auf. Durch eine Lücke an der Nordseite stiegen wir auf das Plateau, den „Burghof“, der sich in einer Ausdehnung von ca. 240 Meter bei einer grössten Breite von 72 Meter nach Süden hin erstreckt. Die südliche Hälfte gegen Nauplia zu liegt merklich höher. Wucherndes Unkraut und Disteln und zum kleinern Theil

Gerste bedeckt das Plateau, über welches stellenweise noch einzelne Blöcke und Blocklagen der Umfassungsmauer und ihrer etwas gegen deren Flucht vortretende Bastionen hinausragen. Die stärkste besterhaltene derselben schützt ein Thor in der Südseite an dessen östlicher Flanke. Man will in dieser Anlage eine kluge Berechnung der kyklopischen Festungsingenieure sehen: mussten so doch die von hier aus stürmenden Feinde den Vertheidigern auf der Zinne dieses Schutzwerks gerade die rechte, also die unbeschildete Seite zukehren. — Seitlich dieses verfallenen und halb verwachsenen Zugangs öffnen sich zwei langsteigende Gänge in der Mauer, welche in einer grössten Länge von 30 M. vom südlichen Burgplateau hinaufführen. Im Halbdunkel ihres Innern erkennt man die eigenthümliche Art ihrer deckenden Ueberwölbung; von jeder Seite her sind die Lagen der Blöcke so aufeinander gefügt, dass die nächst höhere sich wie die Glieder eines rohen steil ansteigenden Bogens weiter vorneigen, bis dann die beiderseitigen obersten in einer Scheitelhöhe von etwa 4 Meter zusammenstossen.

Wunderschön war der Blick von den höchsten Blöcken am südlichen Hof über die Landstrasse und das flache Vorland hin zur Meeresbucht im Westen, zu den peloponnesischen Bergen, die wir verlassen hatten, nordwestlich zur Akropolis von Argos mit dem Kamm des Lyrkäos und den Gipfeln des Kyllene hinter und über ihr, und wieder nach Süden hin auf Nauplia's Stadt, Hafen, Klippe und Citadelle im heissen goldigen Abendschein.

Bis zu diesem Ziel der heutigen Tagesfahrt blieb noch eine halbe Stunde Wegs auf der von hier ab fast durchweg von prachtvollen alten Bäumen, besonders grandiosen fächerförmigen Pappeln, von Platanen, Akazien, Maulbeerbäumen eingefassten und beschatteten Landstrasse. Bewohnte wohlerhaltene und wieder grosse, verlassene moderne und doch schon wieder verfallende Gebäude, Villen, Häuser und zahlreiche kleine Schenken ziehen sich ununterbrochen bis dahin, wo die gelbgraue zerrissene kolossale Felsenhöhe, welche das furchtbare Venetianer Fort Palamidi auf ihrer Kuppe trägt, am Fuss von Aloë- und Cactushecken umgeben, steil wie eine Wand und stellenweise überhängend an der Chaussee aufsteigt. Jene häufig verlassenen Wohnhäuser

bezeugen am besten, was Nauplia verloren hat, seit es seine ihm anfangs nach der Befreiung von der Türkenherrschaft zugesprochen gewesene, einige Jahre lang behauptete Würde als Hauptstadt und Residenz des jungen Königreichs an Athen abgeben musste (1834). Hier landete zuerst bekanntlich König Otto, mit so enthusiastischem loyalem Unterthanenjubel empfangen und begrüsst, wie je ein uralt angestammter, und nur je ein etwas später von denselben Unterthanen aus Schloss und Land getriebener Monarch. Des Peter Hess schönes lebensvolles Bild dieser Empfangsscene aber, — dessen Lithographie ich noch immer in griechischen Wohnungen und Restaurants nahe den entsetzlichsten Steindruckbildern hellenischen Ursprungs, Scenen der Befreiungskämpfe, und nahe den Bildnissen des jungen Basileus Georgios und seiner hübschen, jungen, russischen Gemahlin prangen sehe, — erhielt dadurch Grund zur Entstehung und das interessante Lokal, Hintergrund und Umgebung für die darauf so liebenswürdig schmeichlerisch geschilderte baierisch-griechische Haupt- und Staatsaktion.

Die verschiedenen Acteurs der im Lauf der Zeiten mehrmals wiederholten etwas ernsthafteren Aktion: der Erstürmung jenes unnahbaren Felsennestes, Fort Palamidi, die Türken Suleimann's II., die es 1540 den Venetianern, die Venetianer, die es 1686 wieder den Türken, die Türken, die es 1715 wieder zur Abwechselung den Nachkommen dieser Venetianer, und die hellenischen Freiheitskämpfer, welche es 1822 zum hoffentlich wirklich unwiderruflich letzten Male wiederum den Türken mit stürmender Hand nahmen, beneide ich trotz des sogenannten unsterblichen Ruhms, den es damit zu erringen galt, nicht um dies Stück Kriegsarbeit. Der eminent „todte Winkel", dessen Vortheil die Steile der ganzen riesigen Klippe den hinankletternden Angreifern bietet, macht für die einmal bis zum Fuss des Berges Gelangten zwar das Feuer der Vertheidiger ziemlich unwirksam. Aber dafür — dies Klettern, und von Drahtseil- oder Rigibahn keine Spur und Ahnung! Gern resignire ich auf das Ersteigen der so viel und blutig errungenen Höhe selbst in diesen friedlichen Tagen, und auf die gepriesene „schönste Aussicht des Peloponnnes nach der von Akrokorinth" (es giebt deren so viele!) trotzdem kein Pulverdampf sie mir wie jenen geplagten

islamitischen und christlichen Kletterern zu trüben und zu hindern droht.

Am Fuss dieser Klippe wendet sich die Strasse nach rechts, nach Osten hin. Endlich fahren wir über Festungsgräben durch überwölbte lange Thorgänge in breitere Wälle, deren Front im Giebelfelde, noch in Stein gemeisselt, das alte Herrscherzeichen der stolzen prächtigen Meereskönigin an der Adria, den geflügelten Löwen von San Marco, zeigt, in die sehr belebten Gassen der Hafenstadt, in welcher sich griechische, italienische und ganz allgemein modern europäische Elemente zu einer nicht uninteressanten Gesammtphysiognomie verschmelzen.

Mit dem lauten Ruf froher Ueberraschung begrüssten wir den weiten Platz an der Hafenbucht und das herrliche Rundbild des Golfs und der peloponnesischen Küste, das dort im Abendglanz und Duft in bezaubernder Anmuth vor uns stand.

Auf dem mässig wogenden blaugrünen schimmernden Meere wiegten sich nahe dem Quai leise die ankernden Felucken, Segelschiffe und Barken in ziemlich ansehnlicher Zahl. Weiter hinaus lagen schwarzbäuchige Postdampfer ruhig in der Fluth, aus welcher gerade vor uns in ähnlicher Entfernung vom Ufer, — wie jenes Klippennest vor Castellamare, wie der Leanderthurm im Bosporus vor Galata, oder das „Schiff des Odysseus“ vor dem alten Hafen von Corfu — ein vereinzelter niederer Felsen und ein kleines wie mit ihm verwachsenes mittelalterliches Castell aus der umwallenden See aufsteigt. Es trägt keinen Leuchtthurm; es ist auch kein den Eingang vertheidigendes Fort, sondern nichts anders mehr, als die etwas abgesonderte Amtswohnung des hellenischen „exécuteur des hautes oeuvres“, welche bekanntlich darin bestehen, die ihm übergebenen Verbrecher um ihren Kopf kürzer zu machen. An Gelegenheit zur Uebung in dieser furchtbaren Kunst hat es diesem Herrn und Meister im modernen Griechenland bis vor Kurzem eben nicht gefehlt.

Auf dem breiten Platz unter den Bäumen am Quai, an den in seiner ganzen Ausdehnung über ihn hin vertheilten Tischchen der Café's bewegte sich bunt durcheinander die Menge, national und fränkisch Gekleidete in ziemlich gleicher

Anzahl. Eine Musikbande spielte zur Promenade und zum abendlichen Kaffee auf. Die weiche laue und doch meeresfrische Luft, die uns der West zuweht, diese wechselnden Bilder auf dem, schon ganz in tiefes und zart verklingendes Blau getauchten, Fond der jenseitigen Gebirgswälle des Golfs, diese, ob auch zuweilen wahrhaft sündhaft falschen disharmonischen, Klänge, Alles athmet uns Lust und Leben, steigert die reine Heiterkeit, die uns am ganzen Tage beseelt hatte, zu immer freudigerem Uebermuth; eine Stimmung, die auch das Bewusstsein der nahen Trennung nicht dämpfen kann. Finden wir uns doch nach wenigen Tagen schon in Athen wieder zusammen.

In einem Hôtel am Hafenplatz, einem räthselhaften Institut in seiner Art, in welchem ein einziger kleiner, frecher, ruppiger, schmutziger, nichts als griechisch verstehender Bursch von 15 Jahren in Jacke und Schürze Portier, Chef, Ober- und Unterkellner, Hausknecht, Kammermädchen, schlechthin Alles in Allem, das einzig lebende Wesen zu sein schien, mit dem man über Zimmermiethe und Nachtquartier verhandeln, von dem man Auskunft erhalten, bedient und untergebracht werden konnte, hatten wir unser Gepäck abgelegt. Wir streiften im Mondschein, welchen leider nur zu bald schwarzes Unheil drohendes Gewölk verschlang, durch die Gassen und fanden einen, dem von Tripolitza sehr ähnlichen, viereckigen hübschen Marktplatz ganz von den breiten Kronen hoher Platanen beschattet und auf allen Seiten mit Cafétischen besetzt, an welchen die Gäste nicht mangelten. Aus dem erleuchteten Innern verschiedener Restaurants, Schenken und Cafés klang Musik und Gesang, hier griechischer, dort französisch-, italienisch- und böhmisch-deutscher Tonarten und Weisen. In dem vorläufig noch klanglosesten Speisezimmer nahmen wir Platz. Mit welchem Hochgenuss schlürft man nach solchen Peloponnesischen Reisetagen den ersten Becher ungeharzten süssen, feurigen, griechischen Weins! und gewiss mit kaum geringerm zerlegt man das erste „beafsteak pommes“, und zwar regelrechte „pommes frites“, und sieht das erste normale Dessert auf die sauber gedeckte Tafel gesetzt! In den Gruppen aller Gäste war eine besonders lebhafte Erregtheit nicht zu verkennen. Und aus alle dieser aufgeregten griechisch-italienischen

Conversation an jedem Tisch klang es vernehmlich aus dem Stimmengewirr: Salonichi, Turchi, Germanos . . Consuli, . . Francia, . . sono amazzati etc. Wir, so lange schon in paradiesischem Nichtswissen von den Vorgängen in der Welt ausserhalb unsrer Reisestrasse dahinlebend, hatten natürlich keine Ahnung von dem blutigen Ereigniss, das sich vorgestern zu Salonichi abgespielt gehabt. Unsre hiesigen Tischgenossen mussten uns die ersten, unsicheren und confusen Nachrichten von der That geben, die Allen wie der Anfang des Türken-Endes erschien, wie die Eröffnung der Pandorabüchse, aus welcher die Dämonen des rächenden Verderbens über die Bekenner des Propheten und ihr Reich in Europa nun endlich hervorbrechen müssten.

Wie in keiner Hafenstadt fehlte es auch hier, und in diesem Chor hellenischer und romanischer Zungen, nicht an Vertretern der Deutschen; speziell nicht an einem der lieben unverfälschten Mundart von den meissnischen Gestaden der Elbe. Der Erzeuger dieser traulichen Klänge hatte in der griechischen Diaspora nichts von der angeborenen königlich sächsischen Höflichkeit und Zuvorkommenheit eingebüsst, in welcher übrigens die Hellenen es mit jedem Dresdner aufnahmen. Kaum war im Gespräch nur meine Frage laut geworden, wo und wie ich wohl am besten Agujat und zwei gute Pferde zur Weiterreise morgen in der ersten Frühe nach Mykenä und Korinth miethen können werde, so war nicht nur der liebenswürdige Landsmann, sondern gleichzeitig ein griechischer Unteroffizier aufgesprungen, hatten zu Hut und Mütze gegriffen, um mir sofort den verlangten zur Stelle zu schaffen und ein Major der Armee bot mir an, eine Anweisung für den Verkäufer der besten Pferde in Argos, bis wohin ich lieber fahren möge, sofort zu schreiben.

Drüben an dem Platanenplatz in einem deutschen Bierhause und „Tingeltangel“, auf dessen Estrade ein „weltberühmtes böhmisches Damenorchester“ von armen im Schiffbruch des Lebens an Hellas Küsten verschlagenen, havarirten deutschen Mädchenwesen: Ouvertüren, Opernquartetts, Duo's, Arien und Lieder musikalisch geschickt und brav genug erklingen liess, ohne dadurch allerdings die dort verzapfte grauenvolle Carricatur auf „Wiener Bier“ im mindesten geniessbarer zu machen, wurde mein Uebereinkommen mit

dem mir zugeführten Pferde- und Führer-Vermiether abgeschlossen. Von „schriftlich geben“ ist hier nie die Rede. Vom mündlichen Vertrage weichen sie keine Linie ab. Was sie versprechen, halten sie; nicht den leisesten Versuch zu Nachforderungen oder nachträglichen Clauseln sollen sie jemals, und sah ich persönlich, sie machen. Am befremdlichsten kam es mir vor, dass er, statt etwa „Draufgeld“ von mir zu verlangen, mir seinerseits solches anbot, zur Garantie, dass er Punkt $6\frac{1}{2}$ Uhr morgen Mann und Pferde stellen werde. In der Mitte der Nacht, der fast sternenlosen, aber himmlisch lauen Nacht, deren tiefes Dunkel Stadt und Golf einhüllte, während leise aus finsterem Gewölk ein warmer Regen niederplätscherte, stiegen meine Gefährten in die Barke, die sie zum Athenischen Dampfer auf der Rhede bringen sollte. Ich aber suchte in dem wüsten Hôtelräthsel mein Zimmer, in dem ich, ausser dem mit guten Grund und resignirt erwarteten kleinen stummen Leben, zu grossem Erstaunen auf nachträglich hinein gesetzter Lagerstätte einen unbekannten da einquartirten zweiten lästigen Gast schnarchend liegen fand. Ihn zu wecken und hinauszuwerfen, — dazu schlief er zu süss und fühlte ich mich nicht grausam genug; ein anderes Hôtel in der Regennacht zu suchen, noch weniger aufgelegt. „So hab' ich doch manche noch schlimmer verbracht“ und werde die beiden nächsten sicher noch viel schlimmer verbringen müssen. Also hiergeblieben und mit dem ewigen, für alle Fälle anwendbaren Trosteswort: à la guerre, comme à la guerre! auf den Lippen — hinein in das Bett, in's Gestelle.

Sechszehntes Capitel.

Durch die Argolische Ebene und über den Tretospass.

Es musste sich während der Nacht gründlich „abgeregnet“ haben. Als ich am Morgen auf den Platz am Hafen hinaustrat, um möglichst nahe dem Meere meinen Kaffee zu trinken, spiegelte die glatte weich bewegte, opalfarbige Fläche ausser dem sanften feinen Blau des reinen Himmels nur ein Paar leichte rosige Flockenwölkchen, welche mild im Strahl der eben aufsteigenden Sonne erglühten. Klar und scharf gezeichnet, kaum noch hier und da von einem zerflatternden Rest des Regen- und Dunstgewölks umwallt und verhüllt, standen drüben die Gebirgsketten Lakoniens, Arkadiens, und nördlicher die von Argolis vor dem westlichen Himmel zuerst als bläuliche Silhouetten, dann von dem sich immer mächtiger ergiessenden Morgenlicht zartfarbig verklärt. Der Dampfer war von seinem Platz verschwunden. Auf den Schiffen, am Quai und in den Gassen regte sich, noch etwas schläfrig, das erste Leben.

Halbsechs Uhr, pünktlich zur festgesetzten Minute, trat mein Pferdevermiether an mein Tischchen. Der mir von ihm gestellte Agujat, ein junger Kerl von untersetzter Gestalt in fränkischer Tracht, mit munterem, verschmitztem Gesicht führte für sich als Reit- und Packpferd einen so schmucken Braunen, für mich einen so prächtigen Grau-Schimmelhengst — meine Ueberraschung war nicht gering, beim Gewahrwerden dieses Wiedererscheinens von Farbe und Geschlecht des in Tripolitza verabschiedeten! — dass mir schon ihr Anblick

eine ebenso sichere Bürgschaft des e i n e n Haupterfordernisses für Genuss und Gelingen einer solchen Reise gewährte, wie der des Himmels, der Luft, der reinen Sonne für das des andern vielleicht noch wichtigeren. Dies Thier machte dem „Rosse nährenden Argos“ in Wahrheit Ehre und rechtfertigte dessen althomerischen Ruhm. Es war diesmal keins jener kleinen unansehnlichen Gebirgs- und Saumrosse, wie ich sie in den östlichen Landschaften des Peloponnes fast ausschliesslich benutzen sah; sondern ein grosses, kräftiges, echtes Kavalleriepferd; dazu nicht mit dem breiten divanartigen Saumsattelgestell, sondern einem regelrechten, dem englischen ziemlich nahe kommenden, griechischen Reitsattel versehen. Ueber jede Erwartung sah ich die gestrige mit dem Handschlag bekräftigte Zusage des Vermiethers erfüllt: ich stelle Ihnen die b e s t e n Pferde.

Und Gestalt und Physiognomie dieser Thiere hatte mich so wenig getäuscht, wie das Wort ihres Herrn. Als wir nur aus dem hallenden Thor und über die Stadtgräben hinaus zum Fuss des Festungsberges auf die freie Landstrasse gelangt waren, griffen die braven Thiere mit einem Feuer und in einem Tempo aus, die dem vollkommensten russischen Traber Ehre gemacht haben würden, und ohne einen Moment aus dieser Gangart zu fallen. In welcher morgenfrischen, sonnigen Herrlichkeit lag die schöne Welt rings um mich da; mit welcher Lust trank ich die mir entgegenwehende, hier unter den mächtigen alten Bäumen der Strasse so schattenkühle, dort in der freien Ebene schon so energisch durchglühte Luft dieser goldnen Frühe! Auf dem gestern Abends befahrenen Wege an den Kyklopenmauern von Tiryns zur Rechten vorüber; zur Linken in geringer Ferne, jenseits der gelben Getreidefelder, in denen bereits Schnitter und Schnitterinnen sichelten, den blauen Golf zwischen den duftumwobenen Bergen seiner Ost- und Westküste, ging es wie im fröhlichen Fluge dahin dem Burgberge von Larisa und jenen kahlen starren grauen Höhenzügen im Osten und Norden der Argolischen Strandebene entgegen, deren ödes unfruchtbares Gestein das Morgenlicht täuschend mit allen Zaubern der Lufttöne eines reinen südlichen Sommertages schmückte.

Auf dieser Landstrasse war so frühe schon ein lebhafter Verkehr von Nauplia nach Argos hin und in entgegengesetzter

Richtung. Postwagen und Hauderern, mit Passagieren stark besetzt und mit Gepäckstücken hoch beladen, begegneten wir in auffallend grosser Zahl; ebenso häufig starken Ziegen- und Schafheerden, von dichten Staubwolken umhüllt, auf der Strasse dahin getrieben. Desto seltener war hier die Staffage der Wege im innern Peloponnes: die reitenden Bauern und Bäuerinnen.

Bald war Argos erreicht. Seine von dichten Gruppen wissbegieriger, von der Anstrengung der Nachtruhe eifrig ausruhender hellenischer Männer belebten, Bazarstrassen und stillen weitläufigen Gartengässchen wurden ohne vielen Aufenthalt durchritten. Die reitenden Agujaten scheinen das Bedürfniss ihrer fahrenden rosselenkenden Collegen zum Stationmachen eben nicht zu theilen. Tausend Zurufe, Morgengrüsse, Fragen, welche an meinen Führer aus der Menge gerichtet wurden, beantwortete er trotz aller Versuchungen zum Absteigen nur vom Pferde aus. Auch die vier bis fünf Becher Rezinato, die nicht verschmäht werden konnten, da auf dieser Tour bis zum Ziel der heutigen Tagesreise schwerlich noch eine zweite Gelegenheit zu erhoffen schien, wurden von uns im Sattel bleibend genommen.

Der Burgberg bleibt zur Linken. Immer auf breiter ebener nun aber meist baumloser Strasse in der Thalsohle, geht unser Weg hinter Argos direct in nördlicher Richtung. In einer Entfernung von zwei Meilen etwa wird dort von einem hohen kahlen Gebirgsrücken, oder den da zusammentretenden östlichen und westlichen Bergwällen des Thales, dessen Mulde geschlossen. Die Aecker sind hier so mit Steinen übersät, dass die Feldfrüchte nur spärlich und lückenhaft darauf gedeihen. Statt des regen Lebens auf dem Wege zwischen Nauplia und Argos herrscht hier die tiefste Einsamkeit, Oede und Stille. Die Umrisse der grauen Klippen zittern in der schnell wachsenden Hitze der sonnedurchglühten Atmosphäre. Selten werden an den grauen Abhängen und am Rande der Gerstenfelder die Hütten und die Kirchen kleiner Ortschaften sichtbar. Geringe spärliche Trümmer in deren Nähe, hier Reste von Tempelmauern, dort ein in der Wand einer Dorfkirche eingemauertes Relief, sind heut die einzigen Spuren der gepriesenen Tempel und Heiligthümer, welche Pausanias noch als zur Seite des Weges von Mykenä

nach Argos stehend schilderte: das Heroon des Perseus, das Grab des Thyestes mit dem darauf ruhenden marmornen Widder, der Tempel der Mysischen Demeter, der der Eileithya, und das prächtigste Heiligthum von allen, das Heraion, der neuere grosse Heratempel unterhalb des älteren verbrannten gelegen. Von letzterem sah jener Reisende bereits nur noch die „Grundmauern“, die auch nun wieder vor 22 Jahren bei dem Dorf Chronika dort rechts am Berge aufgegraben wurden; und davor die Statue der unglücklichen Hera-Priesterin Chriseis, deren Nachlässigkeit und schlimme Gewohnheit, neben ihrem Lager beim Einschlafen die Lampe brennen zu lassen, jenen Brand verschuldet hatte. Aber wohlerhalten im Glanze seines hohen künstlerischen Luxus fand er noch den neuern Tempel der grossen Gemahlin des Zeus, das Werk des Eupolemos. Wo sind seine Schätze hingeschwunden! Wer gräbt sie uns aus, die Reliefs des Frieses: den Kampf der Götter und Giganten, die Eroberung Ilions; die Statuen der Hera-Priesterinnen, und die der Heroen, welche vor dem Tempeleingange, die der Charitinnen, welche in der Pronaos standen; und jene, an Herrlichkeit dem olympischen Zeus des Phidias verglichene, göttliche Kunstschöpfung des Polykleitos, die in der Cella thronende kolossale Gold- und Elfenbeinstatue der Hera, mit dem Kranz geschmückt, in welchen die Chariten und Horen „eingearbeitet“ waren, den Granatapfel und das Scepter mit dem Kuckuck auf der Spitze in den Händen?! Und jene Weihgeschenke: den silbernen Altar mit der Reliefdarstellung der Hochzeit der Hebe und des Herakles; und Hadrian's kaiserliche Tempelgabe: den der Hera gestifteten Pfau aus Gold und Edelsteinen?! Wie gern würde die heutige hellenische Regierung darein willigen, die deutschen Kunstschatzgräber auch hier ihre Maulwurfarbeit verrichten zu lassen, wenn sie ihr garantirten, grade Stücke von dieser Art dem Boden zu entreissen und ihr die Originale zu überlassen! Sie könnte dieselben vortrefflich gebrauchen, selbst wenn ihre Kunstform noch so sehr gelitten hätte.

Der Inachos, der die Thalsohle hier nach Süden zum Meerbusen hin durchfliesst, ist in diesen heissen Maitagen derselbe wie in denen der Sommer vor 1700 Jahren, als Pausanias seine Bekanntschaft machte: ein tiefer liegendes

breites Kieslager, kaum von Wasserfäden durchsickert, an denen man dasselbe beim Hinüberreiten als Flussbett erkennt. — Nach einer kurzen Rast an einem der bescheidensten und armseligsten Khanis, jenseits desselben, fünfviertel Stunden von Argos in der öden östlichen Thalebne, wendeten wir uns von der Landstrasse ab zur rechten Seite den dort allmählich ansteigenden kahlen Bergwällen zu. Auf einem steinigten, theils von Gerstenfeldern bedeckten, Vorhügel derselben liegt das Dorf Charvati. In seinen elenden Gassen zwischen den niedern Hütten wälzen und tummeln sich schwarze Schweine mit halbnackten schmutzigen Kindern im traulichen Verein zu den Füssen der meist spinnend vor und in den Thüren stehenden, braunen Weiber. Eine kleine geweisste Kirche mit flachem Glockenthurm steht zwischen den Häusern. Mein Agujat scheint über den rechten Weg zu den Resten des nahen Mykenä doch nicht ganz im Klaren zu sein: ich höre ihn einige Begegnende über die Lage von „Agamemnon" ausfragen, — das ist hier in Argos die allgemein gebräuchliche Bezeichnung für die Trümmerstätten der alten Königsburg der Atriden. Wir reiten durch das Dorf und weiter nordöstlich über eine lang gestreckte, ganz mit Kalkfelsblöcken übersäte Hügelkuppe, welche eine Schlucht zur Rechten von der jenseitigen zerklüfteten Gebirgswand scheidet. Ueberall in ihrem Grunde, am Fuss der Abhänge, erkennt man ausgedehntes Gemäuer, mehrere Lagen mächtiger altersgrauer Quadern hoch über dem Gestrüpp und der Gerste. Einzelne Partieen dieses Mauerwerks sind nur aus unregelmässigen „kyklopischen" Blöcken gefügt; die meisten aber aus sehr correct bearbeiteten, genau auf und ineinander gepassten, aber kaum minder grossen Hausteinen. Die letzte nördlichste Kuppe, die am höchsten unter diesen Bodenerhebungen und Vorhügeln des Gebirges über der Thalebene wie eine abgestumpfte Stufenpyramide aufsteigt, scheint vom Grunde jener östlichen Schlucht aufwärts wie mit gemauerten Quaderbrüstungen terrassenförmig über einander bewehrt. Es ist der Berg, welcher die alte Burg Agamemnons trug. Wie wir um eine letzte Ecke des Gemäuers auf der Höhe dieser Hügelkuppe biegen, sehe ich zu meiner Rechten zwischen zwei flankirenden, weit vortretenden, halb zertrümmerten, Bastionen aus vielen roh behauenen Blöcken, die jene ver-

bindende Rückwand des Vorhofs, der mit ungeheuern gestürzten Quadern und hoch und dicht wuchernden Disteln bedeckt ist; eine Mauer mit breitem, niederm, flach bedecktem Thor in der Mitte. Ueber dessen kolossalem Deckbalken zeigt sich ein wohlbekanntes Gebilde: die schwärzliche dreieckige Giebelplatte mit den Reliefs der aufgerichteten, ihrer Köpfe beraubten Löwinnen zu beiden Seiten einer kurzen Dreiviertelsäule, das urälteste Werk des griechischen Meissels. Ich halte vor dem „Löwenthor von Mykenä".

Die Mittagssonne strahlte heiss auf diese wunderbare Trümmerstätte hernieder. Aber diese lichte Klarheit vermag dem Ort und der Scenerie nichts von ihrer fast unheimlichen, düster phantastischen, sagenhaft-poetischen Seltsamkeit der Erscheinung und der Wirkung auf uns zu nehmen. Und wie gern überlässt man sich dieser in der lautlosen Stille, Oede und Einsamkeit, die hier ausser dem Geräusch von unsern weiter abwärts grasenden Pferden, dem Rascheln der Eidechsen auf den Steinen, dem der dürren hohen Distelstauden, zwischen denen hindurch ich mir meinen Weg zum Thore bahnen muss, und dem Schrei eines Raubvogels, kein Laut und kein Zeichen irgend welchen Lebens unterbricht.

Zwischen den Blöcken der beiden Seitenmauern haben Feigengebüsch, Stecheichen und Ginster Wurzel geschlagen und diese nun aus ihrem Verbande gedrängt. Auch die Thonwand, hinter welcher übrigens das Erdreich wieder zu einem noch höhern Hügelplateau ansteigt, weist bereits eine grosse Lücke zwischen den verschobenen Riesenquadern zur Linken der Giebelplatte auf. Die oblongen gradkantig behauenen beiden Seitenpfeiler des Thores, dessen Oeffnung über 4 Meter Breite hat, stehen etwa 3 Meter über dem (sicher hoch verschütteten) heutigen Boden des Distelfeldes. Auf ihnen ruht jener colossale steinerne Deckbalken von fast 5 Metern Länge mit leicht bogenförmig gezogener Oberkante, dessen grösste Höhe oder Dicke über 1 Meter beträgt. Ueber seiner Mitte steht das Piedestal der Säule: eine Fussplatte, eine breite Hohlkehle, darüber die doppelte Plinthe. Die kurze Säule selbst hat Mannshöhe. Auf dem glatten Schaft sitzt ein plump gemeisseltes Capitäl, keiner der gebräuchlichen Ordnungen angehörig: Drei undeutlich gewordene Wulstringe übereinander, darauf ein durch drei heraus-

gemeisselte kugelförmige Zierrathen decorirter Klotz, dem der dicke Abakus aufliegt. Die Fortsetzung nach oben hin ist mit der Spitze des steilen Giebeldreiecks und den Köpfen der beiden Löwinnen abgebrochen. Diese letzteren stehen mit den Vordertatzen auf der Plinthe des Säulensockels, mit den Hintertatzen nahe über der Oberkante des Thordeckbalkens. Ihre Leiber sind somit ziemlich steil aufgerichtet. Was keines ihrer gezeichneten Abbilder mich zuvor erkennen gelassen hatte, was sich desto deutlicher freilich in den vollendet gelungenen Photographieen ausprägt, die ich erst in Athen kennen lernte, brachte mir hier die Betrachtung und besonders das treue gewissenhafte Nachzeichnen der scharf von der Mittagssonne beleuchteten und markirten Leiber zum Bewusstsein: die ganz vortreffliche lebens- und naturwahre, charakteristische Durchführung ihrer Gestalt und ihrer Detailformen. Sie sind keineswegs blos allgemein und typisch nach hergebrachtem Schema, wie manche relativ „jüngeren" ägyptischen Bildwerke und manche des hieratischen griechischen Stils, sondern ganz ehrlich und aufrichtig mit dem ersichtlichen und nicht vergeblichen Bestreben gemeisselt: Löwinnen so genau und gut im Relief darzustellen, als es dem Bildhauer eben nur möglich war. Eben so frei wie von schablonenhafter Behandlung sind die Thierreliefs von roher und plumper Arbeit. Ihre Steinmetzen mussten mithin schon sicher auf den Schultern von ihnen voraus gegangenen Generationen von Künstlern stehen, von deren Werken, Thaten und Geschichte nicht einmal mehr die kleinsten Trümmerstücke zeugen! Dicht an die Aussenlinien des steilen Giebeldreiecks, dessen Höhe der des Thores über dem jetzigen Boden entsprechen mag, lehnen sich die nach dort hin schräg abgemeisselten Quadern der beiden Seiten der Mauer. Einst müssen sie über der Giebelspitze zusammen gestossen sein und dann nach oben hin die Thorwand bis zu den Zinnen fortgesetzt haben. Heute hören die Quaderlagen des Theils zur Linken (für den Beschauer) des Thores wenig über der Höhe des Abakus der Mittelsäule, die zur Rechten schon in der Rückenhöhe der dortigen Löwin auf. [1])

Auch die Zertrümmerung dieser Mauern, welche die Alten für ein Werk derselben Kyklopen hielten, von denen dem Proitos die Mauer von Tiryns gebaut wurde, ist nicht sowohl

die Wirkung zerstörender oder langsam zerbröckelnder Naturkräfte, sondern der kriegerischen Wuth und der Stammesfeindschaft. Mykenä ist ebenso wie Tiryns den Argivern erlegen. Eifersucht und verletzte Eitelkeit war nach Pausanias (Korinthiaka 16, 5.) das bewegende Motiv dafür: „denn während die Argiver beim Persereinfall sich ruhig verhielten, schickten die Mykenäer 70 Mann nach Termopylä, welche mit den Lakedämoniern theilnahmen an dem Kampfe. Diese Ehrenthat brachte ihnen Verderben, indem sie die Argiver erbitterte." Jedenfalls ein sonderbarer Beweggrund, den Nachbarn das Haus zu zerstören, weil er sich ehrenhafter als wir selbst uns, benommen hat. „Willst Du besser sein, als wir, lieber Freund so wandre"; vorausgesetzt, dass Du es nicht vorziehst, Dich unter den Trümmern Deines Besitzes begraben zu lassen.

Wieder zu Pferde gestiegen ritten wir auf dem Plateau der langgestreckten Höhe neben der Schlucht, aus welcher der Burghügel hervorragt, gegen Süden und Charvati hin zurück. Nicht tausend Schritt von der Thorbastion der Atreusburg lenkt der Agujat zur östlichen Thalsenkung abwärts, um einen steinigten Abhang herum und wieder ein wenig aufwärts. Dort wieder in der Rückwand zwischen zwei weit vortretenden Flankenmauern zeigt sich eine zweite dunkle Thoröffnung, zu welcher der Boden des Vorplatzes sich abwärts neigt; darüber ebenfalls das steile Giebeldreieck im Gemäuer. Hier aber ist die es einst sicher ausfüllende Platte herausgestürzt oder gebrochen, und ein starker dichtlaubiger Feigenbaum hat sich statt ihrer in der Oeffnung eingenistet und drängt sich, das Thor überschattend, daraus hervor. Alles erhaltene Gemäuer sowohl in dieser Rückwand, als das der Seitenwände, mit welchen Fels und Erdreich des Berges (aus dem dieser Zugang herausgebrochen scheint) gleichsam abgesteift und ausgefüttert ist, zeigt eine noch regelrechtere und präcisere Bearbeitung und Fügung, als das vor dem Löwenthor befindliche. Dies zweite Bergthor der Mykenä-Ruinen führt in das dämmerige Innere eines noch eigenartigeren und seltsameren Baues. Wenn man ihn heut das „Grab des Agamemnon" nennt, so geschieht das natürlich ohne documentirte Berechtigung. Aber von einem solchen Grabe, wie auch von dem seines Wagenlenkers

gemeisselte kugelförmige Zierrathen decorirt … n König von
dicke Abakus aufliegt. Die Fortsetzung … achtet wurden,
mit der Spitze des steilen Giebeldrei … rdischen Schatz-
der beiden Löwinnen abgebrochen. … die hier in den
mit den Vordertatzen auf der Plin…
den Hintertatzen nahe über de…
balkens. Ihre Leiber sind son … n Seiten eine Pylonen
Was keines ihrer gezeichnete … 10 theilweise bereits
gelassen hatte, was sich … n kolossaler Dicke aus-
vollendet gelungenen Phe … rraschung finde ich mich
in Athen kennen lern … abeskühlen Kuppelsaal. In
und besonders das … durchwehten Raum bricht von
scharf von der M … der ausgebrochenen Giebelplatte
Leiber zum Bewu … sige breite Lücke oberhalb seines
naturwahre, che … rch eine kleine Rundöffnung in der
ihrer Detailfo … ftes Tageslicht herein, das, wenn sich
typisch nac … das Halbdunkel gewöhnt hat, deutlich das
„jüngeren“ … des Baues erkennen lässt. Er hat durchaus
griechisc … eines Bienenkorbes der ältern Form, eines un-
dem e … halben Eies, dessen Durchmesser, wo es auf dem
Löw … aufsteht, ungefähr 15—16 Meter misst, während die
de … bis zum Scheitel 16—17 Meter betragen mag. Die
allmähliche Neigung der Rundwände durch Verengerung der Quaderringe nach der Höhe zu, beginnt schon über der zweiten Lage dieser kolossalen Bausteine, deren Länge sehr verschieden, deren Höhe fast durchweg ungefähr die Hälfte der des Thor-Deckbalkens beträgt. In dieser primitiven und mechanischen Manier ist hier der Kuppelbau gebildet. Aber immerhin kommt das Exempel regelrecht aus; die innen abgeschrägten horizontalen Quaderlagen schliessen Ring über Ring genau zusammen und hielten fest seit dreitausend Jahren.

In der Wand dieses Kuppelsaals zur Rechten (für den Eintretenden) öffnet sich eine niedere Thür zu einem völlig finstern kleineren Nebengemach. Der aus egyptischen unterirdischen Felsengräbern mir so wohlbekannte Geruch — von todten Fledermäusen weht mich vertraulich in seinem finstern Innern an. Jetzt erst wurde mir klar, weshalb mir der Wirth im letzten Khani und ein Paar Begegnende im Dorfe Charvati immer „Phos“ (Kerzen) zum Kauf angeboten hatten, den ich meinerseits ablehnte. Der Agujat half mir aus der

welche die Folge dieser Ablehnung war. Er
ussen Gestrüpp und Reissig und entzündete das
ng zur „Schatzkammer des Atreus“ angehäufte
me. Ihr rother Schein zeigte mir, der ich
die runde Kuppeldecke des Gemaches,
Quadern aufgeführt oder damit ausgekleidet,
ls des Hügels herausgebrochen ist.
weilen, als dem, dessen man zu den
erischen und schriftlichen Notizen,
etc. bedarf, laden diese leeren Felsen-
eldenleiber und Königsschätze nicht eben
es glühend heissen Luftbades und der blen-
gkeit der Mittagsstunde herzlich froh, welche
ussen wieder empfingen: nahm schmerzlos von den
en der furchtbarsten Familien- und Schicksalstragödie,
welche trotz aller Gräuel den geistigen Schatz der ersten
und wichtigsten antiken und modernen Cultur-Völker um die
herrlichsten Güter der Poesie bereichert hat, Abschied, und
ritt, ohne Charvati nochmals zu berühren, querüber den pfadlosen felsigen Hügel zur Ebne herab und auf die Landstrasse
zurück. Als die Pferde nur einigermassen ebenen Boden
unter den Hufen spürten, gingen sie wieder im schärfsten
Trabe vor, geradaus, dem Gebirgswall entgegen, der, übersät
mit fast schneeigweiss in der Sonne schimmernden grossen
Felsblöcken, sich nun immer näher und mächtiger ansteigend
vor uns erhob.

Das ist der antike Tretos, die Wasserscheide zwischen der Argolischen und der Korinthischen Ebene, dessen berühmte Passhöhe überstiegen werden muss, um zu „Korinthos Landesenge“ von Atreus Burg her zu gelangen. Es hat sich auch im nackten wilden Gebirg hier Vieles verändert seit Pausanias Tagen. Er findet noch (Korinthiaka, 15; 2.) den Weg über den Tretos (von Kleonä nach Argos) „zwar wegen der zu beiden Seiten sich erhebenden Berge ebenfalls eng, aber für Fuhrwerk bequemer“ als einen anderen kürzeren. Gerechter Hermes! ich möchte die Construction des Wagens kennen, der auf dem halsbrecherischen Kletterweg, in welchen heut dieser „bequemere Weg“ verwandelt ist, — kaum weniger schlimm als der von Andritzena zum Tempel — auch nur ein paar Dutzend Schritte weit vorwärts hinauf- oder

hinabgebracht werden könnte! Es gehört schon die ganze Zähigkeit, Kletterkraft und -Gewohnheit peloponnesischer Pferde dazu, um, mit einem Reiter und Gepäck belastet, auf diesem, dem wüsten Felsengewirr nothdürftig abgerungenen, engen Klippenpfade zur Passhöhe und hinüber zu klimmen.

Zwischen den lichtgrauen Blöcken, — die oft genug in so auffallender, wenn auch zufälliger, Regelmässigkeit über einander in langen Reihen gethürmt sind, dass sie täuschend kyklopischem Gemäuer von allerdings noch ungeheuerlicherer Art als das von Tiryns gleichen, — wuchert an dieser Höhe beiden Abhängen neben dem Myrthen-, Masticha-, Stecheichen- und Lorbeergebüsch immer üppiger der wilde Oleander mit den einfachen rosigen Blüthen, welche dem ganzen Bilde der Bergwildniss einen sehr anmuthigen lebendigen Schmuck hinzufügen. Mit dem höhern Ansteigen des Weges wächst die Ausdehnung und die Grossartigkeit jenes Bildes fort und fort. Wenn auch noch immer wieder höhere Bergwände dem Blick in das Korinthische Land und die nördliche Ferne wehren, so dehnt sich dafür um so weiter und herrlicher hinter uns im Süden der Meerbusen von Nauplia, zwischen den Kynurischen und den Arachnäischen Bergen, die argolische Strand- und Thalebene und das sie einfassende Gebirgsland aus; und immer gewaltiger scheinen auch jene kahlen und schneeschimmernden Gipfel des Kyllene und des fernen Erimanthos im Westen zur Linken über die felsigen Höhen des nahen Lyrkäos hinauszuwachsen. Wie ein in stürmischer Bewegung plötzlich erstarrtes, steinernes Meer von gross gezeichneten Bergkämmen, Graten, Zackenpyramiden, Felshörnern und Kuppen umgiebt und umdrängt mich diese schweigende Gebirgswelt in einsamer Erhabenheit.

Endlich ist im steten raschen Aufwärtsklimmen der Pferde die Passhöhe erreicht und wieder breiten sich nun neue, bisher verdeckt gebliebene Bilder von nicht geringerer Pracht in der Tiefe und der Ferne vor mir aus. Am Fuss des in Felsterrassen absteigenden nördlichen Abhanges dehnt sich mit Getreidefeldern und Baumgruppen die Hochebene von Kleonä aus, auch sie wieder rings von niederen und höheren Bergzügen umhegt, aus denen sich einzelne mächtige Klippenhöhen von besonders charakteristischem Schnitt der Silhouette bedeutsam herausheben. Dazwischen noch weit im

Norden, schimmert im Sonnenlicht blitzend, ein schmaler Spiegelstreif, ein kleines Stück des Korinthischen Golfs. Jenseits über alles Vorliegende hinaus aber ragen, die Wände vom bläulichen Duft der Ferne ganz umhüllt, die höchsten Gipfel vom Schnee bedeckt, — die weit entlegenen, sagenumwobenen heiligen Gebirgsketten von Boötien und Phokis, der Helikon und der Parnass.

Nahe unterhalb der Passhöhe am Nordhange liegt auf einem felsigen Absatz desselben eine kleine Gebäudegruppe umgeben von einem baumreichen Gärtchen, das hier dem Steinboden durch liebevolle Pflege abgewonnen zu sein scheint. Unter Oliven- und Birnbäumen ist der Boden mit Gemüse bepflanzt. Aloe, Cactus und blüthenbedecktes Rosengebüsch bildet seine Hecken. Aus der Felswand zur Seite sprudelt eine sorglich eingefasste reichliche Quelle und springt rauschend über den Rand des übervollen Beckens als Bach über die Felsstufen zur Tiefe nieder. Wenige Schritte davon erhebt sich eine weisse, wohlgehaltene kleine Kirche oder Kapelle. Da machten wir für einige Minuten Halt, um die Pferde zu tränken, uns an dem von den Bewohnern gereichten, mit diesem köstlichen Quellwasser gemischten, Rezinato zu erquicken und gewiss nicht minder an dem Rosenduft, der diese reine erfrischende Bergluft mit seiner feinen Süssigkeit füllte und würzte. — Wie wenig mein Agujat im Uebrigen auch dem frommen Knechte Fridolin gleichen mochte, — „dem lieben Gotte“ schien auch er nicht gern auszuweichen, fand er ihn auf dem Weg. Der weissbärtige gekrümmte alte hagere Bauer, der hier in dieser Bergeinsamkeit hauste, war zugleich Kirchendiener und Verwalter des Heiligthums. Auf ein Wort meines Führers suchte er seinen Schlüssel hervor, schlürfte auf seinen dünnen müden Beinchen und Plattfüssen in den braunen Quastenschuhen über den Felsweg zur Kapelle herüber und schloss uns die Pforte auf. Sie musste sich einer besonderen Wundereigenschaft rühmen können, oder aus anderen Gründen einer besonderen Pflege und Hochschätzung erfreuen. War doch ihr Inneres auffallend schmuck und sauber, die vergoldete Altarwand vor dem Allerheiligsten mit ganz neuen glatten, süss und fromm blickenden Heiligen-Figuren-Bildern modernsten Schnitts und fertiger Mache geschmückt, wie sie etwa heut für elegante italienische und

russische Kapellen gemalt werden. Nur ein echtes altes verbräuntes gehörig mit Silberblech beschlagenes und halbzugedecktes Bild der Panagia byzantischen Stils hing zwischen dieser geschniegelten Märtyrer-Gesellschaft. Mein Agujat wies mit einer Art heitern Nationalstolzes auf diese Kunstpracht, die ihm ersichtlich ungemein imponirte, küsste demüthig fromm, Gebete murmelnd und seine Doppelkreuze schlagend, jedes der anwesenden Meisterwerke, holte zwei Zehnleptastücke aus seinem Beutelchen, legte sie in das aufgestellte Becken und verliess dann kniebeugend das Gesicht gegen den Altar gewendet, mit mir, der ich, wenn ich mir auch die Küsse aufgespart, seinen Göttern nicht weniger klingende Ehrfurchtsbeweise gegeben hatte, das Heiligthum. — Der Rosenstrauss, dem Gast zum Abschied überreicht, blieb natürlich auch hier nicht aus. Wieder im Sattel trugen uns die Pferde so rasch als es das wilde Klippengewirr am Hange gestatten mochte, bald schurrend und gleitend, sich stemmend, springend, sich zwischen den Felsblöcken hindurchwindend, zur Ebene dort unten hinab. Dann ein lustiges wildes Wettjagen über die freie Fläche auf der steinigten Landstrasse, das erst an dem, uns längst schon freundlich von deren Nordgrenze her winkenden, Ziel auch der heutigen Tagesreise endete: dem unter grünen breitlaubigen Baumkronen und schwarzen Cypressen halb versteckten winzigen Dörfchen zwischen Getreide- und Weinfeldern, Curtessa, nahe der Stätte des untergegangenen „wohlgebauten“ Homerischen Kleonä.

Siebenzehntes Capitel.

Von der Trümmerstätte Nemea's bis zur Akropolis.

Curtessa, die einzige Station zwischen Mykenä und Korinth, ist nicht einmal ein Dorf zu nennen. Es besteht aus nicht mehr als fünf bis sechs Bauernhäusern. In dem einen ist ein Khani etablirt, unter allen elenden und schmierigen, denen ich im Peloponnes begegnet war, unzweifelhaft der schmierigste und elendeste; in einem andern ein Militairposten, „quatre hommes et un caporal", die hier noch immer wie in früheren Tagen der Räuber wegen auf der Wacht liegen, trotzdem der peloponnesische Brigantaggio längst schon der Vergangenheit angehört und mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Der edle Wirth des Khani, in der ganzen Erscheinung durchaus seines Ladens und Hôtels würdig, war der unverfälschte Typus aller offenbaren Schuftigkeit in Schmutz und Lumpen. Und gewiss: dies Aeussere täuschte nicht. Er offenbarte sich als ein so gaunerischer Wegelagerer, als ob er seine Studien in grossen schweizerischen, rheinischen oder Harzer Hôtels gemacht und mit Glanz absolvirt gehabt hätte. Von den Lokaleinrichtungen solcher Hochschulen das Geringste anzunehmen und nachzubilden, hatte er allerdings verschmäht. Der einzige, mit lächelnder Unverschämtheit als „camera" bezeichnete Raum seines Hauses ausser dem zugleich als Küche, eignes Wohn- und Schlafzimmer dienenden Laden im Erdgeschoss, war ein über einem Stall gelegenes gänzlich leeres, kahles, fensterloses Gelass mit einem wüsten Kamin an der von Spinnen und Wanzen munter belebten, geweissten Wand, zu welchem er mich auf einer Leiter

hinaufführte. So lange ich die Müdigkeit irgend zu bekämpfen vermochte, vermied ich es natürlich, dort auf der alten, wenig geheuren Decke, die über den Boden gebreitet war, mein Nachtlager zu suchen. Unten auf der stillen Landstrasse vor dem Häuschen, unter den breiten Kronen mächtiger Weidenbäume und Platanen, deren Laub die schon tief zum Rande der Berge von Nemea hinabgestiegene purpurglühende Sonne prächtig durchblitzte und kolorirte, sass es sich besser auf dem Holzschemel an dem kleinen Tischchen, an dessen einer Ecke jene tapfern und ruppigen Wächter des Lebens und Eigenthums die durch keine Art von militairischer Pflicht je in Anspruch genommene Zeit durch Kartenspiel tödteten.

Kaum hatte ich da das nöthigste Handwerkszeug, Schreib- und Zeichenmaterial, aus der Tasche genommen, um in Erwartung des Soupers von Eiern, Brod und Rezinat-Wein die Pause bis zu seiner Servirung zu füllen, so sah ich mich auch bereits wieder dicht umdrängt von jenem massenhaften jungen hellenischen Nachwuchs, dem man auf diesem klassischen Boden bei ähnlichem Thun nie und nirgends entrinnt.

Es waren kleine Buben und Mädchen von sehr verschiedener, wenn auch verwandter Gesichtsbildung, gleichem Schmutz, gleicher Zerlumptheit, gleich herrlichen, dunkeln, ob auch mannigfach nuancirten, Augen; sämmtlich, alle Neun, Kinder eines bäuerlichen Paars, das mit Sonnenuntergang denn auch von seinem Ackerstückchen her kam, um seinen Sprösslingen in der interessanten Unterhaltung mit dem Fremden zu assistiren. Sie wurde meinerseits theils zu grosser Freude meines Publikums hieroglyphenschriftlich geführt, theils bestand sie im Aussprechen der Substantiva und Verben meines ausserordentlich bescheidenen neugriechischen Vokabelschatzes und der hinzugefügten deutschen Bedeutung, oder nur in der Mittheilung des deutschen Wortes für jeden der uns umgebenden, ihnen gezeigten Gegenstände. Wenn auch nach einigen krampfhaften Zungenanstrengungen, brachten Eltern und Kinder schliesslich doch jedes dieser Fremdworte hervor, wiederholten es im elfstimmigen Chor und schienen es mit grosser Genugthuung zu empfinden, dass sie plötzlich richtig deutsch sprächen. Natürlich führte jeder von diesen armen braunen kleinen Burschen, mit Ausnahme des

einen, auf einen orthodoxen Heiligen getauften — die schönsten klassischen, homerischen und historischen Heroen-Namen. Das älteste Kind, ein elfjähriges Mädchen von kräftiger Gestalt, mit dunklem Haar, das in zwei dicken Zöpfen über den in einem engen zerfetzten schwarzen Jäckchen steckenden, Rücken tief nieder lastete, mit edelgeschnittenem Gesicht und ein paar schwarzumwimperten, mächtigen, gründunkeln, lustig blitzenden Augen, — welches das etwas kränkliche blassgelbe jüngste Brüderchen auf den Armen trug, antwortete mit reizendem Lautklange auf die Frage nach ihrem Namen: „Iphigeneia."

Die beginnende Dunkelheit trieb meine Gesellschaft in ihre Hütte, den ältesten 10jährigen schönen Knaben erst spät, nachdem er traurig erkannt hatte, dass er auch den letzten Schimmer der Hoffnung, mein Opernglas, Messer oder sonst ein Werth- oder Unwerthobject zu annectiren, aufgeben müsse. Durch die tiefe nächtliche Stille klang nur noch von den entlegneren Weideplätzen in der Ebene und am Gebirge her unausgesetzt, bald ferner, bald näher kommend, das Geläut der Ziegenheerden, Hundegebell und zuweilen ein Ruf oder Gesang der Hirten, die dort mit ihnen campirten, während die zwar schon verminderte, aber immer noch grosse und lichtmächtige, Mondscheibe über den östlichen Höhenfortsätzen des Tretroskammes aufsteigend, über die schlafenden Hütten und die öde Weite ringsum ihren sanften, traurigen Glanz ausgoss.

Nach $5^1/_2$ Uhr standen die Pferde gesattelt und bepackt. Grade aus nach Norden in's Longopotamos-Thal führt die Strasse nach Korinth. Statt sie sofort einzuschlagen, wandten wir uns von der Mitte des Oertchens aus, immer dem Lauf eines Baches aufwärts folgend, auf schmalem Fusspfade an Weinpflanzungen und Aeckern über Wiesen und steinigten Boden nach Nordwesten hin, wo sich die Gegend, allmählich ansteigend, wieder zu einem Kranz von kahlen, grauen, klippenreichen Gebirgshöhen hebt. Dorthin liegt, etwa eine Meile von Curtessa entfernt, die Stätte des antiken Nemea und die Ruine seines Zeustempels.

Der Ritt, anfangs für Thiere und Reiter rasch und mühelos, führt nach der ersten halben Stunde zu den steinigen Hängen des Phuka-Gebirges, deren Erklettern auch für den

geschicktesten Huf zu einer so schlimmen Qual und Marter wird, wie nur das der ärgsten Pässe, über die eine Peloponnesreise führen mag. Weg und Steg hört eben gänzlich auf. Zwischen glatten Kalkfelsblöcken und schurrendem lockern Gerölle bleibt dem hinanklimmenden Pferde nur die traurige Wahl. Ob nicht doch zuweilen, wenn sie neben sich die Ziegenheerden so übermüthig munter ohne Sorg' und Mühe über dieselben Klippen hinauf- und hinabtanzen sehen, in ihre stumme Seele ein gewisser Neid auf diese, so bevorzugten Mitgeschöpfe und der Wunsch einzieht: ich wollt' ich wär' eine Ziege!? —

Es gab eine Zeit, wo es anders als heut auch auf diesen wilden, kahlen Höhen, in dieser weiten, in ihrer Oede doch so prachtvollen Bergwildniss aussah; wo zu Wagen, Ross und Fuss in jedem zweiten Jahr auf wohlgehaltenen Strassen ein Strom von Festpilgern über sie dahinzog. Ihr Ziel war das meines heutigen Morgenrittes, das Thal von Nemea. Dort um das Heiligthum des Zeustempels im Cypressenhain, bei der Quelle Adrasteia und dem Grabe des kleinen Priestersohnes Opheltes — den ein Drachen getödtet, als seine Amme ihn ins Gras gelegt hatte, um den dürstenden „Sieben von Theben" einen Trunk von jener zu holen —, feierten die Söhne von Hellas die heiligen Kampfspiele, welche jene mythischen Helden, die Verbündeten des Polyneikes, dem todten Knaben zum Gedächtniss gestiftet haben sollten: Wettläufe im Stadium, Ringen, Faustkampf, Wurf u. s. w. Und der Epheukranz, welcher die Sieger krönte, galt wohl nicht ganz so viel, wie der aus den Olivenzweigen von Olympia gewundene; aber immer doch als „des Schweisses der Edlen werth" genug, um dafür die ganze Jünglings- und Manneskraft und ritterliche Tugend einzusetzen. Sehr häufig noch sehe ich dem Felsboden tiefe deutliche Wagenspuren eingegraben; häufig auch an den Abhängen und auf den Höhenrücken mächtige Quadern zum Gemäuer gefügt, Reste ehemaliger Befestigungen oder Heiligthümer.

Zuweilen treffen wir in der schweigenden pfadlosen Oede seitab zwischen dem Gestrüpp auf eine Gruppe oder Familie von lagernden Ziegenhirten, wilde malerische Zigeunergestalten, die aufs Glücklichste gerade in diese landschaftliche Scenerie hineinstimmen. Der Agujat, der über die Lage von Nemea

entschieden etwas im Unklaren ist, versäumt nie, ihnen die Frage nach „Jtas Colonnas" herüberzurufen. Das ist der Name der Tempelruine im Volksmunde. Die Antwort ist meist stumm und pantomimisch. Die Befragten weisen mit den langen Stäben einfach nach Nordwesten auf das Thal hin, zu welchem sich das Hochplateau, das wir nach einstündigem Ritt erreicht haben, in einiger Ferne noch absenkt.

Immer weiter zwischen Felsblöcken, Lorbeer- und Stacheleichengestrüpp, ringsum das grandiose Rundbild der korinthischen, der argivischen und arkadischen Gebirge, über deren höchste scharf gezeichnete Gipfel noch, vom Morgennebelgewölk umwallt, im Westen die schneeglänzenden Zacken des Kyllene und drüben im Norden fern her die des Helikon und Parnassos aufsteigen. Endlich beginnt das Plateau erst sanft, dann immer steiler zu einem breiten Thal in der Tiefe abzusinken. Der etwas bestimmter erkennbar werdende Klippenweg führt an einem elenden kleinen Gehöft vorüber, dessen Bewohner (ein seltener Fall) nicht einmal Brod und Eier, nichts als einen Trunk bittersauern Rezinatwein abzulassen haben, zur Thalsohle. Zwischen den schon gelblichen Gerstenfeldern werden dort ein paar graue Säulen sichtbar, die spärlichen Reste von aller einstigen Herrlichkeit der Heiligthümer Nemea's.

Weithin gerade aus von Südwest nach Nordost erstreckt sich zwischen kahlen grauen Kalkbergen das nun so öde und stille Thal. Ein oder das andere jener tief zwischen je zwei dieser Berge einschneidenden hufeisenförmigen Nebenthäler, welche seitlich von der grossen Mulde ausgehen, mag man nicht mit Unrecht für die Stätte des alten Stadiums halten. Hart an der, das Hauptthal in seiner Breite durchschneidenden Strasse, die sich drüben wieder zwischen den jenseitigen Bergen ansteigend verliert, liegen an der Ostseite die Trümmer eines modernen Gebäudes, einer kleinen Kirche; wenige Schritte davon, mitten in, theils mit Disteln und Unkraut, theils mit Gerste bestandenem Felde ragt die Ruine des Zeustempels auf. Keine Spur jenes Cypressenhains, von dem ihn noch Pausanias umgeben sah, wenn auch dieser bereits des Heiligthums Decke eingestürzt, das Bild des Gottes verschwunden fand (Korinthiaka 15, 2.), blieb zurück. Nur ein Brunnen fliesst noch in geringer Entfernung; wenn ich sein

Wasser schlürfe, hindert mich kein Grund, zu glauben, dass ich aus der Quelle Adrasteia getrunken, aus welcher des Opheltes Amme den Krug für die verbündeten Helfer des Oedipussohnes füllte.

Nur drei Säulen noch stehen heut von jenem Tempel aufrecht; kaum hat die dorische Kunst jemals schlankere Schäfte gebildet, als diese. Auf dem Abakus der Kapitäle von zweien von ihnen liegt noch das zu ihnen gehörige Stück des Architravs, zwei Quaderlagen über einander auf! Ich meine mich nicht zu irren, wenn ich dies Paar für das des Pronaos-Eingangs und die einzeln weiter östlich ziemlich nahe davor aufragende dritte für eine der sechs des östlichen Portikus halte.

Rings um sie sehe ich, sehr ähnlich wie die des Zeustempels zu Olympia, die andern Säulen des Umgangs, Trommel an Trommel liegend, im Sturz auf den Boden gebettet, silbergraue, verwitterte Trümmer. Innerhalb ihrer Reihen bezeichnen noch, in situ geblieben, etwa 1 m hohe Wand-Quadern die Stelle der einstigen Cella. Auch die Querwand des Opisthodom markirt sich noch deutlich in der westlichen Hälfte des Hauses. Formlose und andere in ihrer einstigen Gestalt wohl erkennbare Bruchstücke verschiedenster Grösse decken ringsum, durcheinander geschleudert, neben den zerbrochenen Säulengliedern den Boden, zwischen dessen üppig wucherndem Gras- und Distelwuchs die lichtgrauen Blöcke wie die Grabsteine des Kirchhofs einer grossen Vergangenheit hervorblicken. Es ist ein heller luftiger Frühlingsmorgen. Im sanften Winde wogen die Gerstenfelder. Am blauen Himmel segeln langsam die glänzenden lichten Wölkchen; die bläulich-dunklen gewitterdrohenden Wolkenmassen, die sich vor einer Stunde noch im Südwesten ballten, sind wieder verjagt und zerflattert. Die Sonne glüht trotz der frühen Stunde heiss in das Thal hernieder. Und doch wird mir so todestrüb zu Sinn; das Gefühl der Vergänglichkeit alles Grossen und Herrlichen, alles Heitern und Glänzenden, was die Erde sah, was Menschengeist und Hand geschaffen, nimmt wieder so quälend Besitz von der Seele.

Mehr zu thun, als mir die charakteristischen Hauptzüge der Physiognomie der Räume und des Ortes zu notiren, giebt es hier nicht für mich. Wir kehren der schweigenden Oede des

Thales den Rücken, das so oft wiedergehallt hat von „siegdurchglühter Jünglinge Peitschenschall“, von Stimmengebrause der Zehntausende von hellenischen Festgenossen, von den Gesängen und Flöten der Diener und der Opfernden des Altars, wiedergehallt einst auch vom Lärm der umsonst bewaffneten Schaaren der Lakedämonier und Bundesgenossen, unter König Agis, und ihrer Gegner, der Argiver unter Thasyllos, die hier im verheerenden peloponnesischen Bruderkriege zusammentrafen und wieder auseinandergingen, „jeder in seine Heimath“, ohne einen Speerwurf oder einen Schwerthieb gethan zu haben, wie es jene Führer beredet hatten.

Auf dem Wege, den wir gekommen waren, ging es zurück nach Curtessa, und nach geringer Rast weiter auf der Landstrasse nach Norden. Bald, nachdem sie die nächsten vorliegenden Hügelrücken überstiegen hat, lenkt sie in das wunderliche Thal des Longopotamos ein, um sich dann 2 Stunden lang. unausgesetzt hart an des vielgewundenen schmalen Flusses Ufern bald auf dem rechten, bald auf dem linken weiter hinzuziehen. Die Landschaft verändert hier völlig ihren Charakter. Das Bett dieses Berggewässers ist sehr tief zwischen den senkrechten Wänden des gelblich grauweissen Thalbodens gehöhlt, die im Sonnenglanz oft blendend weiss wie Kreide und Gips schimmern. Die zu beiden Seiten wohl 4—5 Meter über dem Flussspiegel liegende Thalsohle wird bald breiter, bald enger von kahlen zerrissenen Sandsteinwänden dem Lauf des Gewässers parallel eingehegt und ganz mit dichtem niedern Gebüsch von Masticha, Stecheichen, Lorbeer und, besonders auffällig, von wildem Oleander mit einfachen, ziemlich duftlosen rosenrothen Blüthen bedeckt. Gleiches Gesträuch drängt sich stellenweise eben so auch unten zwischen den Uferwänden und dem Flusskies, während diese steilen Wände selbst immer durchaus kahl bleiben. Auf dem Pfade oben zwischen den Büschen jagen unsere Pferde stets in ungehemmtem lustigem Lauf dahin. Aber er wird immer nur zu schnell unterbrochen: eine neue launische Windung des Flüsschens schneidet den Weg ab. Vorsichtig müssen sie dann an dem schroffen Hange hinabklettern, eine Strecke lang unten längs der Strömung dahingehen, dann hinein in das hochaufspritzende

Wasser und auf der andern Seite wieder hinauf zum höhern Thalboden, wo dann, so wie sie kaum das ebene Terrain unter den Hufen spüren, die Jagd von Neuem beginnt.

Ueber zwei Stunden dauert der Ritt in diesem Thal, in welchem nur zuweilen das verlassene Wachthaus eines ehemals darin stationirten Militairpostens gegen die Räuber auf eines Berges Kuppe, und einmal die Hütten des Dorfes Hagios Basilios, in dessen Nähe die Quadertrümmer und Säulentrommeln der Mauern und Tempel des uralten Kleonä den Hügel bedecken, auf menschliches Dasein deuten. Immer näher sehe ich im Nordosten nun über die zur Rechten das Thal schliessenden Höhenzüge, einzeln gesondert einen bräunlichen kühn und prächtig geformten felsigen kahlen Berggipfel ragen, dessen Höhe, in einem breiten Plateau abschliessend, von niederen Ruinen oder alten Befestigungsmauern, wie etwa die des Hohentwiel, gekrönt scheint. Als endlich unser Weg, das Flussthal verlassend und zur Rechten direkt nach Nordost abbiegend, den letzten Kamm jenes begrenzenden Bergzuges erreicht hat, steht im bläulichen Duft der Mittagssonne dieser trotzige Klippenkoloss scheinbar nahe vor mir da, aus der sanft absinkenden schiefen Ebene aufsteigend, die er so majestätisch beherrscht. Und dort um seinen Fuss vor mir in der Tiefe, in Nähe und Ferne breitet sich ein Bild aus, an dessen glorreicher edler Pracht jede Schilderung erlahmt: der tief ultramarinblaue Golf von Korinth zwischen den prächtigen Ufergebirgen des Peloponnes und des jenseitigen Festlandes. Weiter nach Westen, nach Lepanto-Naupaktos hin umwebte der Siroccodunst, welcher die sonnenglühende Luft mehr und mehr erfüllte, die Berge mit einem feinen dichten Schleier. Zur Rechten drüben das Gerania-Gebirge, das steinerne Rückgrat des verbindenden Isthmos, das von hier nach Süden hin schnell absteigend sich abflacht, quer über die Breite der Landenge. Der Golf von Aegina bleibt noch dem Auge verborgen. Und am Fuss jenes Bergwalles drüben betten sich weiss schimmernd die Häuser von Leutraki, während weit unten an der diesseitigen Küste einzelne Dächer des von der Steigung des Hanges meist verdeckten Neu-Korinth zwischen den schwarzen Cypressenwipfeln sichtbar werden.

Das also ist sie, die herrliche Scene, auf welcher einst

alle schönheitvollste, üppigste Lust der Erde ihre Lieblingsstätte hatte, bis der eherne plumpe Fuss des rohen bluttriefenden römischen Bauernfeldherrn Mummius sie gleichgiltig zertrat und vernichtete. Jener Gipfel trug die Forts und Tempel von Akrokorinth. Dort stieg während langer fürchterlicher Tage die ungeheure Flamme auf, die, ein grausiges Warnungszeichen, weithin über die Länder, Meere und Inseln von Hellas leuchtete; jene Lohe, welche von der römischen Brandfackel entfacht, die kunst- und prachtgeschmückten Schauplätze der „heitern Sünden" des alten Hellas und die Sitze, die Stützen und das Rüstzeug der Macht dieser Meeresbeherrscherin und Handelsfürstin Korinth verzehrte und für immer vom Antlitz der Erde vertilgte.

Keine zweite Stadt der Erde wird von einem Burgberg überragt, der sich an grandiosem Charakter, heroischem Stil und stolzer Majestät diesem vergleichen könnte. Nicht Athen noch Neapel, nicht Pest, Paris, Würzburg; annähernd vielleicht nur Argos und Nauplia. Von welcher Seite man seine felsigen Hänge auch betrachte, überall wirkt er gleich imponirend. Aber allerdings mochte es dennoch so starker Lockmittel bedürfen, wie die damals auf seinem Plateau angehäuften, um die frommen Pilger so zahlreich zu den Heiligthümern von Akrokorinth den bösen Kletterweg hinaufmachen und seine Beschwerden so gering achten zu lassen, wie es geschehen ist. Hier stand bekanntlich unter Andern das grosse weltberühmte Heiligthum der Aphrodite Urania, die in Wahrheit den Nimbus von rein geistiger Erhabenheit sehr wenig verdient, welche spätere Poeten um sie und ihren Namen verbreitet haben, sondern im Grunde nichts anders, als eine Zwillingsschwester der orientalischen Astarte, wenn nicht gar diese selbst war, nach deren für unsere Religionsbegriffe allerdings etwas sonderbar erscheinenden Ritus sie verehrt wurde. Die Façons, den Göttern zu dienen und selig zu werden, sind eben zu jeder Zeit sehr verschiedene gewesen. Die Priesterinnen der christlichen Göttinnen glaubten und glauben das Paradies und die höchste Rangklasse unter den dafür Auserwählten am sichersten auf dem Wege der Entsagung auf jedes irdische Liebesglück, durch das Gelübde der Keuschheit und die strengste Einhaltung desselben zu erreichen. Die Priesterinnen, welche des Tempeldienstes jener

Korinthischen Aphrodite-Astarte walteten, lebten in heiterer Zuversicht gerade der entgegengesetzten Ueberzeugung und gaben derselben in jenem Heiligthum da oben einen so ausgedehnten und consequenten praktischen Ausdruck, dass der fromme Eifer, mit welchem die Schaaren von gesunden Pilgern diese steile Höhe erklommen, mindestens eben so begreiflich erscheint, als der, welcher heut die Kranken nach Lourdes und andern Gnadenorten treibt. Heute bedeckt den Schauplatz dieser „heidnischen Greuel" nichts als ein wüstes Trümmerchaos, zu welchem die folgenden Jahrhunderte der Römer- und der Türkenherrschaft reichlich das ihrige beigetragen haben. Auch von den Befestigungsbauten blieb nichts als einige Thore, die sich auf den verschiedenen Absätzen der Höhe folgen, einige Ueberbleibsel antiker Befestigungen um die spätere Mauer, welche den höchsten Gipfel umzirkt und sich von unten her gesehen dort scharf für meinen Blick markirt.

Wie gern hätte ich die Höhe erstiegen! Aber vergebens drang ich in meinen Agujaten, mit mir hinauf zu reiten: Er sei nur beauftragt, mich nach Neu-Korinth zu bringen; die anstrengende Partie den steilen Felsweg hinauf könne er den schon auf's Aeusserste ermüdeten Thieren nicht mehr zumuthen, zumal in dieser furchtbaren Mittagssonnengluth. Die Lust aber, die Ersteigung des 1800 Fuss hohen Gipfels zu Fuss oder auf neu zu miethendem Pferde vorzunehmen, verging mir so ziemlich, als ich später erst einmal von meinem Grauschimmel abgestiegen war. Den Genuss von so vertrabten griechischen Sommertagen, wie diese letzten, hat auch der Festeste und Dauerbarste noch mit andern Opfern, als nur mit den ausbedungenen Drachmen zu erkaufen und zu büssen. Zudem wurde die Luft und damit die Ferne vom Scirocco immer dichter verschleiert. Von der gepriesenen Aussicht, die jener Gipfel gewähren soll, hätte ich unter solchen Umständen so gut wie nichts gehabt. So verzichtete ich.

Nahe am Fuss des Burgbergs, an dessen Nordostseite, breiten sich die traurigen Ueberreste von Altkorinth, der Stadt, auf derselben Stelle aus, wo nach allen Zerstörungen durch die Römer, durch die Gothen, Vandalen, Türken immer wieder eine Ortschaft dieses Namens in zäher Anhänglichkeit an diese Scholle erstanden war. Die Erdbeben vor 40 Jahren

haben ihr gleichsam den Rest gegeben. Sie sieht aus, als habe sie alle Schrecken eines Bombardements ausgehalten. Stellenweise erinnert sie auch an den Anblick mancher Theile von Strassburg in den Oktobertagen des Jahres 1870. Das Verwüstete und Zertrümmerte wieder aufzubauen, oder auch nur einigermassen wieder zu flicken und herzustellen, hat die verzagte, von Armuth und Unglück muth- und kraftlos gewordene Bevölkerung unterlassen. Die meisten Häuser stehen heute nur noch in halber Höhe oder sind gänzlich leere und verlassene Ruinen; und die Menschenwesen, welche in diesem Gemäuer noch immer nisten, trotzdem anderthalb Stunden weiter nördlich davon dicht am Meerbusen ein neues, schmuckes, aufblühendes Korinth entstanden ist, welches längst Besitz von dem Erbe des alten ergriffen hat, erscheinen durchaus in Harmonie mit dieser Umgebung.

Aber inmitten dieser armseligen modernen Ruinen blieben noch immer am Burgberge einige stumme Zeugen und Reste der grossen Vergangenheit Alt-Korinths, der römischen wie der hellenischen Zeit, aufrecht: die Spuren des an der Ostseite aus dem Felskörper des Abhanges gemeisselten, grossen römischen Amphitheaters; die Felsengrotte am nördlichen Fuss des Berges, in welcher die als „Aphroditen-Bad“ bezeichnete Quelle rieselt, die unsern Pferden eine von ihnen mit ersichtlicher Wonne geschlürfte Erquickung spendete. Vor allem aber die Ruine des Tempels.

Sie steht gänzlich vereinzelt auf einer wenig über der Stadt gelegenen Felsterrasse, zu der wir auf einem niedern Abhang voller Disteln und Unkraut hinaufsteigen. Am Boden liegt kaum ein bemerkbares Trümmerstück, kein Quader, keine Säulentrommel. Nur von den Säulen des äussern Umgangs der Südseite und von denen der hintern Reihe der Westfront stehen im Ganzen noch sieben. Ein paar mächtige Blöcke des einstigen Architravs blieben noch auf den Kapitälen von je zwei Paaren dieser stämmigen, kegelförmig stark nach oben hin verjüngten, bräunlich-grau-gelben dorischen Schäfte ruhen, das eine Quaderstück bereits so schräge geneigt, dass man meint, es müsse demnächst herabstürzen. Der Echinus dieser Kapitäle deutet durch seine überstarke Ausladung auf ein hohes Alterthum des Tempels. Der Halsring der Säulen zeigt drei Einschnitte. Das Material ist auch hier ein poröser

Kalkstein, der einen Stucküberzug hatte. Von den Schicksalen und der Bestimmung dieses Tempels schweigt die Geschichte durchaus. — Einige Ziegen hüpften und weideten schellenläutend in der Nachbarschaft: der einzige vernehmbare Laut, das einzige sichtbare Leben in dieser hellen gluthheissen Mittagsstunde, in deren Licht das braune Gestein des Burgbergs, die Tempelsäulen, die grauen Häuserruinen des Orts, die gelbe Strandebene flimmerten, während der Dunstschleier sich immer dichter um die jenseitigen und ferneren Ufer-Gebirge des dunkelblauen Golfs wob.

Die Strasse zu diesem und nach Neu-Korinth hinab führt noch an einigen architektonisch sehr unbedeutenden römischen Resten, wahrscheinlich der Hadrianischen Zeit entstammend, vorbei, formlosen, graubraunen Ziegelkernen, Gemäuer und Wölbungen einstiger vielleicht prächtig bekleidet gewesener Bauten. Es ist ein guter ebener Weg, auf welchem die Pferde, als ob sie wüssten, dass er zum nahen Ziel führt, mit verdoppeltem Feuer ausgreifend dahingehen. In halbstündigem Ritt haben wir die Stadt erreicht: ein echter, modern-griechischer Hafenort; in der Anlage seiner breiten, geraden, sich rechtwinkelig kreuzenden Strassen, mit den niedrigen Häusern und den offenen Läden und Werkstätten in deren Erdgeschoss an Patras erinnernd. Es herrscht viel Leben und Regsamkeit in denselben. Der Strassendamm und die Seitenwege, zumal vor den zahlreichen Cafés, sind fast so dicht, wie jene dort, von plaudernden und rauchenden Gruppen besetzt, und ziemlich starkes Wagenrollen scheint zu verrathen, dass es an geschäftlichem Verkehr in der jungen Golfhafenstadt nicht mangelt. — In der „Sphära“, einem mir empfohlenen Hôtel oder vielmehr Khani grössern Stils, stieg ich zu einem kurzen Ausruhen ab und verabschiedete meinen Agujaten mit den Pferden, der sich ohne Aufenthalt sofort wieder auf den Rückweg nach Nauplia machte.

So ein korinthisches Wirthshaus sieht in seiner innern Einrichtung seltsam genug aus. Ein grosser Raum im Erdgeschoss dient zugleich als Schenke, Weinkeller, Küche und Speisesaal. Der Gast hat den zweifelhaften Vortheil, dem Koch und dem Küfer auf die Finger zu passen. Die simpeln Künste des erstern haben sich auch hier kaum an anderm Rohmaterial zu erproben, als an dem unvermeidlichen Schaffleisch, dem

sich ausnahmsweise noch einige Fischsorten aus dem nahen Golf gesellen. Der Wein ist ebenso erbarmungslos rezinirt, wie überall im Innern des Peloponnes. Am hintern Ende des langen Raumes führt eine Holzstiege zu einer höhern hölzernen Estrade, die seine ganze Breite einnimmt. Auf ihr wird für fremde und somit doppelt zahlende Gäste servirt, denen das unten versammelte Personal und Publikum aufmerksam zusieht, wenn sie dort ihr Mahl einnehmen. Besonders behaglich und zum Verweilen einladend ist die mit dem ganzen heissen Athem und allen Düften dieser Küche gewürzte Herberge jedenfalls nicht. Ich war sehr zufrieden, schon nach wenigen Stunden einen Wagen, und zwar eine trefflich bespannte und durchaus elegant gebaute und gepolsterte, bequeme offene Equipage, vorfahren zu sehen, die ich mit geringer Mühe gefunden und zur Fahrt quer über den Isthmus zum Golf von Aegina nach Kalamaki gemiethet hatte. Der Dampfer von Corfu-Patras wurde in Corinth zwar erst in der nächsten Morgenfrühe erwartet, wo dann seine Passagiere auf bereit gestellten Omnibus hinüber nach dem andern Meerbusen und jener kleinen Station der Athen-Dampfer gebracht werden. Aber da ich es doch einmal aufgegeben hatte, noch einmal zurückzukehren und Akrokorinth zu erklettern, so verlangte mich danach, den Abend und die Nacht lieber, als hier in der Sphära, mit der Aussicht auf Aegina und Salamis und nur noch durch eine kurze Strecke Meerwasser von dem geliebten und ersehnten Ziel getrennt zuzubringen. Die Landstrasse ist sehr gut gehalten; aber allerdings nicht „gesprengt“. In dichten Wolken aufwirbelnden Staubes ging es in rascher Fahrt dahin — zu Poseidon's Fichtenhain! Ja es ist so: er bedeckt hier noch immer bald dichter, bald gelichteter die südliche ebne Partie des Isthmus. Diese Pinien mit den weichen langen stumpfgrünen Nadelbüscheln, denen der Alpheiosberge sehr ähnlich, sind die rechten legitimen Abkömmlinge derer, mit deren Gezweig man die Sieger der Isthmischen Spiele krönte; derer, mit deren Kranz der Gastfreund zu Korinth des armen Sängers Ibikus Schläfe zu umwinden vergebens gehofft hatte. In Parenthese übrigens eine Frage, die ich nicht los wurde, seit sich auf Berges Rücken zum ersten Mal Akrokorinth meinen Blicken zeigte: wie dachte sich dieses unglücklichen Sängers

Dichter wohl dessen Wanderung von Rhegium, an der Meerenge von Messina hierher, dass er sie ihn des Gottes voll „am leichten Stabe“ machen lässt?!

Die Vegetation ist hier beständiger gewesen, als des Menschen Werk. Von dem berühmten Poseidontempel, welchen der Fichtenhain umgab, von allen den gottesdienstlichen und Spiel-Verwaltungsgebäuden in seinem Bezirk, von allen den blühenden Ortschaften, welche den Isthmus einst bedeckten, von der gewaltigen, quer über seine ganze Breite gezogenen thurmbewehrten Vertheidigungsmauer der Peloponnesier gegen das nordgriechische Festland, blieben nur ganz spärliche Trümmer auf einzelnen Stellen dieser über eine deutsche Meile breiten Strecke. Vom Stadium der isthmischen Spiele will man die Spuren noch deutlich erkennen, die aufzusuchen ich meinerseits allerdings verzichten musste. Ohne Aufenthalt rollt der Wagen über diesen geweihten Boden, welcher so grossen Akten der hellenischen Geschichte, besonders in der Zeit des Niederganges der griechischen Herrlichkeit, zur Scene gedient hat.

Die Fichtenwaldung zu beiden Seiten des Weges beginnt erst dort, wo dieser, nachdem er so lange zwischen Gerstenfeldern dahin ging, eine Viertelstunde von Neu-Korinth, die Höhe des sehr sanft ansteigenden Terrains erreicht hat und vor uns der blaue Golf von Aegina sichtbar wird. Wie lacht mir sein Anblick entgegen! Unten hart am nördlichen Ufer der Bucht, — das südliche peloponnesische weicht in viel stärkerer Ausbiegung zurück — ziehen sich in weitem Halbkreis die hellen niedrigen Gebäude von Kalamaki hin. Wenige kleine Küstenfahrzeuge ankern davor ziemlich hart an der vom Meer bespülten Strasse, welche an der Front jener Häuser vorüberführt. Es scheint unter allen Hafenorten der Welt der stillste und schläfrigste, vielleicht Katakolo ausgenommen.

Die Mehrzahl dieser wenig zahlreichen Gebäude sind Logirhäuser, Gastwirthschaften und Comptoire der Dampferlinien. Die Einrichtung der erstern ist genau die der „Sphära“ zu Korinth: grosser Schenk-, Speise- und Küchenraum, in den man von der Strasse her tritt; im Hintergrunde die hochgelegene Bühne, mit einem Speise- und Schlafsaal für die „Nobles étrangers“, dessen hintere Wand zugleich

die Rückwand des Hauses bildet. Aus deren Thür tritt man auf einen kleinen hölzernen Balkon, von dem eine niedere Leitertreppe unmittelbar hinunter auf den Sand des Seestrandes führt.

Nach allen diesen Tagen voll unausgesetzter heisser, rastloser Bewegung that es so wohl, hier einmal wieder ohne Hast und Eile in träumerischer Ruhe zwischen dem niedern Mastichagestrüpp über den festen Ufersand am leise plätschernden Golf dahin zu schlendern, dessen kaum gekräuselte, sanft wogende Fläche sich in mildem Opalglanze zwischen diesem flachen Isthmusstrande und den Ufergebirgen der jenseitigen peloponnesischen Landschaft Korinths hindehnt. Drüben in der östlichen Ferne steigen die scharf profilirten Silhouetten Aeginas und die der andern kleinen Golfinseln wie körperlose hell bläuliche Schatten aus dieser glatten Meeresfläche auf. Zur Linken erhebt sich der mächtige Wall der Gerania-berge, jenes Rückgrat des Isthmus, die sich dort bei Megara im Osten, wie hinter Leutraki im Westen, zu den beiden Golfs hinabsenken. Aber mehr als alle andern Höhen und Gipfel zieht und fesselt der vereinzelte gewaltige Felsenkegel, der, auch hier noch immer überall sichtbar, im Westen über die Fichtenwipfel des Vorhügels aufsteigt, meinen Blick: der Burgberg von Korinth. Die sinkende Sonne dieses heissen Tages birgt sich bereits hinter seiner trotzigen Masse, die nun deren purpurgoldigen Glanz wie aus dem eignen Innern hinaus zu strahlen scheint. Und immer wieder wühlt sich gleichsam die träumende Phantasie in die versunkene Vergangenheit zurück; und immer lebendiger und gegenwärtiger steigt daraus das grausig-prachtvolle Bild des Untergangs der Stadt der Freude vor dem inneren Auge auf. Die sanfte Gluth des Abendhimmels rings um jene Höhe verblasst und erlischt. Aber als längst schon die Dämmerung Meer und Land einhüllt, meine ich noch immer wie aus dem Krater eines Vulkans von jenem nur noch undeutlich erkennbaren schattenhaften Gipfel die ungeheuere Feuersäule aufsteigen und wie ein flammendes Siegespanier des Römers über der Stätte wallen und wehen zu sehen, deren Pracht, Kunst, Schönheit, Glanz und Lust er dem grässlichen Verderben weihte. Das mischte sich so in die Träume dieser Nacht, dass ich aus unruhigem Schlaf aufschreckend, wiederholt an's

Fenster sprang, um nach Akrokorinth hinüber zu sehen, als müsste von dorther die düster rothe Lohe noch durch die klare friedliche Mondnacht leuchten.

In der ersten Morgendämmerung schon begann draussen der Lärm. Der Dampfer von Athen schnaufte heran und warf in der kleinen Bucht, wenig entfernt von meinem Logirhause, Anker. Das Ausladen seiner Güter und das Wiederbeladen mit den über den Isthmus hiehergebrachten wird nicht ohne das gebräuchliche Geschrei und Halloh besorgt. Ueberall vor der Häuserreihe längs dem Ufer wird es lebendig. In den Küchen der Logirhäuser knistern die Heerdfeuer, werden die blutigen enthäuteten Hammelleichen — welche, wie Wirthshausschilder, von dem oberen Balkon der Hausthüren herabhängen und mit den Köpfen und Hüten der eintretenden Gäste in nicht eben angenehme Berührung kommen, — herabgenommen, zerlegt und so in den Kochtöpfen und Bratpfannen untergebracht, um bald in ihrem eigenen Saft, wie die frisch herbeigebrachten Fische im Oel, zu sieden und zu bräteln.

Kaum steigt die Morgensonne über den fernen Gebirgskämmen Attikas empor, Aegina in zart goldigen Duft einhüllend und Ströme zitternden Lichts über den Golf hin ergiessend, so kommen auf der Isthmus-Strasse die Wagen heran: Vehikel von jeder Gattung, bäuerliche Leiterwagen mit Ballen, Bündeln, Kisten, mit griechischen Bauern- und Kleinbürger-Familien vollgepackt; kleine schäbige Einspänner; grosse schwerfällige Postomnibus; viel später erst die eleganteren Fiaker und offenen Equipagen mit Passagieren der ersten Kajüte auf den Polstersitzen; häufig auch einzelne Reisende oder griechische Ehepaare auf eines Pferdes oder Maulthiers Sattel etablirt. Die Schenken und Speiseräume und die Bänke unter den hölzernen Sonnendächern vor den Thüren füllen sich schnell mit eiligen Frühstücksgästen, die am Ufer wartenden Ruderböte nicht lange danach mit Gepäck und Passagieren. Auf dem Deck des Dampfers, besonders dem der zweiten Kajüte, entwickeln sich wieder im Morgensonnenglanz die köstlichsten Genre- und Sittenbilder, die charaktervollsten farbigsten Scenen des neugriechischen Volks- und Familienlebens. Wie gern verzichte ich auf die mir sehr gleichgiltige Schattenkühle unter dem Sonnenzelt des Hinterdecks und auf die „bessere“ Gesellschaft desselben, welche mit Ausnahme

eines endlos langen, dünnen, in der Construction von Sitzbequemlichkeiten und in unmöglichen Stellungen und Kreuzlagen seiner Glieder wahrhaft bewunderungswerthen Engländers und einiger nicht übel aussehender junger Damen, durch die vollkommene Langweiligkeit des Seins und Erscheinens diesen Verzicht sehr erleichtert. Die Beobachtung der Gestalten und Gruppen, die sich auf den Planken des Vorderdecks und im Bug, bei einander sitzend, auf ihren Teppichen und Ballen lagernd, in bald bewusst, bald unbewusst echt statuarischen, oder eminent malerischen, Stellungen posirend, drängen, und dabei oft genug eben so kühne, prächtige Köpfe und sehnig elastische schlanke Gestalten, als reich und originell geschmückte pittoreske Trachten, nicht ohne heimlichen resp. naiv offenbaren Stolz darauf, zur Schau tragen, — diese Beobachtung lenkte mich mehr als mir lieb war, von der des in herrlicher Himmelsbläue wogenden, schaumspritzenden Meeres, seiner Küsten und Inseln, der immer deutlicher aus dem Duft und über den Wellen auftauchenden bisherigen Ferne ab.

Schon steht das vielgezackte Inselgebirg Aeginas mit der höchsten Gipfelpyramide, dem Hagios Elias, in gewaltiger bläulich dunkler Masse nahe zur Rechten südöstlich von unserm Curs. An die gelbe steinigte Küste von Megara zur Linken schieben sich die nordwestlichen niedrigen Landzungen des vielgezackten Salamis so nahe heran, dass es kaum möglich ist, Insel und Festland von einander trennend zu unterscheiden. Und nun treten bereits über die flachen gewölbten Kuppen kleinerer Inseln und über die Strandebene des attischen Festlandes deutlich erkennbar aus dem sonnigen Duft im Osten jene drei charakteristischen Berggipfel hervor, im Licht der Mittagsstunde hellgraugelb sich abhebend von dem dunklern Fond der fernern breit hingelagerten Gebirgsrücken, jene Wahrzeichen des Ortes dieser Erde, welchen des Menschengeistes edelste Heiligthümer und grösste Erinnerungen weihen: der keck geschwungene spitze Bergzacken des Lykabettus zur Linken; die sanfter gezeichnete Höhenkuppe, welche der Rest des Philopappus Denkmals krönt, auf der äussersten Rechten; und mitten zwischen ihnen frei und allein aufragend wie ein Felsenaltar, welcher die herrlichsten Weihgeschenke für die

unsterblichen Götter trägt, der Burgberg mit der Akropolis von Athen.

Schon in weiter Entfernung davon, wo die Tempeltrümmer derselben mir nur erst wie winzige gelbe Brocken erscheinen, wird das jetzige Fehlen der einen charakteristischen Form in ihrem Gesammtprofil, wie es durch die Erinnerung und durch tausend Abbilder davon so unverwischbar fest der Phantasie eingeprägt ist, befremdend fühlbar. Der „Frankenthurm“ ist verschwunden. Wir müssen uns daran gewöhnen, fortan ein anderes Bild der Akropolis in uns zu tragen, als das so lang gewöhnte. Und das ist nicht so leicht. Es geht damit wie mit Jugendeindrücken, von Lokalitäten, Gebäuden etc. Wie ganz anders sie uns auch erscheinen, wenn wir diese in spätern Lebensperioden wiedersehen, — das damals von ihnen in uns aufgenommene Bild vermag uns auch die richtigere Anschauung nicht mehr zu verdrängen. So wird mir immer, auch jetzt noch, das der Athenischen Akropolis, wenn ich es, ihrer gedenkend, vor mir heraufbeschwöre, unabweislich in der frühern Gestalt erscheinen, trotzdem ich die jetzige abweichende kennen gelernt habe.

Rasch geht es dem Piräus zu, dessen Hafeneingang die sich davor schiebenden schildförmig flach gewölbten Inseln und Halbinseln lange so gänzlich decken, dass man nur eben die Mastspitzen der Schiffe hervorragen, doch nirgends die Einfahrt selbst sieht. Aber nun noch eine letzte Biegung, und durch die enge wohlverwahrte Wasserstrasse, an welcher einst die altgriechischen Marmorlöwen Wacht hielten, die, vom Türkensieger Morosini entführt, seit Jahrhunderten vor dem Arsenal zu Venedig stehen, schwimmt unser Boot durch das glatte Meer in die weite prächtige Hafenbucht Athens ein.

Als der Dampfer, der mich zum ersten Mal an jenem unvergesslichen Aprilabend vor sieben Jahren hierher getragen hatte, in diesem stillen Gewässer Anker warf, hüllte die laue Frühlingsmondnacht die ganze Scenerie in ihren phantastisch reizenden lichten Dämmerschein. Heut erscheinen die hellen Gebäude des Hafenplatzes, die Fliesen des Pflasters, das Erdreich und die felsigen Hänge der Landschaft, Nähen und Fernen wie weissglühend blendend und flimmernd in der

lichtdunstigen Atmosphäre im flammenden Strahl der hohen Nachmittagssonne. Ich mag nicht erst den Abgang des Eisenbahnzuges abwarten, sondern werfe mich, rasch zum Hafenquai gerudert und von derselben Stelle aus der Barke gestiegen, wo ich damals leidvoll, widerwillig von der theuern Erde Attikas schied, in den ersten offenen Wagen; und rasch geht es durch die Hafenstadt dahin und jenseits weiter auf der breiten belebten Landstrasse nach Athen. „Hab' ich nicht dieselben Träume schon geträumt von diesem Glücke? waren's nicht dieselben Bäume . . .?" Gewiss sind sie es, wenn auch mächtig seitdem in die Höhe gegangen. Aber wenn die aufwirbelnden dichten Wolken weissen Staubes mich sie überhaupt erkennen lassen, so sehe ich diese Pappeln und Platanen, deren mondbeglänzte Wipfel mir damals so verheissungsvoll im weichen Hauch der Frühlingsnacht flüsterten und rauschten, nun von einer so dicken Staubrinde überzogen, dass keine Spur ihres ursprünglichen Grüns erkennbar wird, und selbst der glühende Athem des Scirocco, der sie heut durchstürmt und schüttelt, jene weissliche Decke nicht hinwegzufegen vermag.

Und jene lachenden klugen blauen Augen, jene weissen Zähne zwischen den frisch blühenden Lippen, die damals neben mir im Wagen leuchteten, die blonden Locken, die damals im Nachtwind gegen meine Wangen wehten, — wo sind sie nun! Die Felder zu beiden Seiten der Strasse sind statt von grünen Saaten, nur von gelben sonnverbrannten Stoppeln bedeckt. Heut am 12. Mai ist die Ernte bereits geschnitten und eingebracht. Die grossen Linien und Formen dieser unvergleichlichen Landschaft aber blieben. Da sind sie wieder alle die geliebten Stellen, die so grandios und so elegant gezeichneten Gebirgsrücken und Gipfel, die Trümmerstätten am Wege, die Cypressen und das Theseion am Fuss des Observatorium-Hügels; die ernsten bräunlichen Klippenhöhen der Pnyx und des Areopag; die Kuppe des Museionhügels mit dem Philopappus-Denkmal, und dort nun nahe vor mir, deutlich gezeichnet und von der Nachmittagssonne plastisch in all ihrer Herrlichkeit modellirt, die Akropolis. Und ob ich, seit ich sie damals zuerst entzückten Auges gesehen, jenes weite, vielleicht schönste Stück Welt ruhelos durchschweift habe, das zwischen den Nilkatarakten und dem

finnischen Meerbusen, zwischen den Kuppeln der Paulskirche und der Agia Sophia, des Invalidendoms und des Moskauer Kreml, zwischen Aetna und Bremerhaven liegt — Ihres Gleichen habe ich nicht gefunden; dieses Bildes ernste Pracht und erhabene Schönheit hat kein anderes zu besiegen und zu verdrängen vermocht. Seid mir gegrüsst! und dankbar gepriesen sei das gütige Schicksal, welches mir das Niegehoffte gewährt hat, Euch noch einmal im Leben wiederzusehen und diesen heiligen Boden noch einmal zu betreten, ehe den fliehenden Fuss schauerlich Lethe mir netzt.

VIERTER ABSCHNITT.

DIE SPAETEREN AUSGRABUNGEN UND IHRE RESULTATE.

NACH AMTLICHEN QUELLEN.

Vorbemerkung.

Während der beiden jüngsten Ausgrabungscampagnen habe ich Olympia nicht wieder besucht. Um ein Bild von ihrem Verlauf und den in ihnen gewonnenen Resultaten zu geben, war ich mithin genöthigt, aus den Berichten der Nächstbetheiligten, der deutschen Commissare und Leiter der Ausgrabungen Belehrung zu schöpfen, welche durch die Kenntnissnahme der bereits hergestellten Ausgüsse der nach Berlin gebrachten Gypsformen der Fundstücke, so weit dieselben mir bisher zugänglich waren, durch die Photographien der Originale wie der Ansichten einzelner Partien des Ausgrabungsfeldes und die Situationspläne desselben in den neueren Phasen seiner Freilegung erweitert und gesichert wurde. Als literarische Quelle hat für die Darstellung der zweiten Campagne der diese behandelnde Band des Werkes „Die Ausgrabungen zu Olympia. Uebersicht der Arbeiten und Funde vom Winter und Frühjahr 1876—77 mit XXXV Tafeln. Herausgegeben von G. Curtius, F. Adler und G. Hirschfeld. Berlin. Verlag von Ernst Wasmuth, Architekturbuchhandlung. 1877.“ gedient. Für die Darstellung des dritten mussten, da der betreffende Band dieses erschöpfenden Werkes noch nicht erschienen ist, die durch den Reichs- und Staatsanzeiger veröffentlichten Berichte und persönliche Mittheilungen des Herrn Dr. Georg Treu genügen, welchem ich mich für deren freundliche Gewährung zu lebhaftem Dank verpflichtet fühle.

L. P.

Die zweite Campagne.

Nur wenige Tage noch, nachdem ich Abschied von Olympia genommen hatte, sind die Arbeiten der ersten Ausgrabungscampagne fortgesetzt worden. Am 6. Mai, wie Professor Hirschfeld mittheilt, oder am 13. Mai, wie man im officiellen Bericht des Professors Ernst Curtius liest, wurde sie geschlossen. Sie war, wenn man von der schweren Erkrankung absieht, welche sowohl erstern, den Leiter der Ausgrabungen, als den Architekten Herrn Carl Bötticher ergriffen und für mehrere Wochen ihrer Thätigkeit entzogen gehabt hatte, vom Glück ziemlich begünstigt gewesen. Unter 186 Arbeitstagen waren durch Regen nur 7½ verloren gegangen, nur 10 Feiertage gewesen. Das sommerliche Klima des Alpheiosthales aber macht eine Fortsetzung dieser Arbeiten in der Zeit von Mitte Mai bis Ende September unmöglich. Das „Museum", jene Baracke, in welcher die grossen Fundstücke untergebracht waren, und ein anderer, in einer römischen Backsteinruine hergestellter Raum, der zu gleichem Zweck für alle andern kleinern Objecte, Inschrifttafeln, Broncen, Münzen, Thon- und Glas-Gefässe und Fragmente diente, wurden von Dr. Hirschfeld versiegelt, der Schutz des ganzen Ausgrabungsfeldes einem griechischen Gensdarmerieposten, die Oberaufsicht einem zuverlässigen Manne, dem Dalmatiner Herrn Danese, anvertraut. Herr Bötticher blieb noch für einige Zeit dort anwesend, um seine Aufnahmen und Planzeichnungen zu vollenden. Dann trat wieder Stille und Oede im Trümmerfelde ein. Im Deutschen Hause aber wirthschafteten die Maurer, welche dasselbe zu erweitern, mit einem

Anbau zu versehen hatten. In jedem Fall wären seine Räume unzureichend und nicht fähig gewesen, den Bedürfnissen bei einer zweiten Campagne zu genügen. Um so weniger aber unter den besonderen Umständen, welche für diese zu berücksichtigen waren. Das Deutsche Haus sollte nicht mehr frauenlos, kein Kloster für die tapfern Brüder, die streitbaren Diener der Wissenschaft, mehr bleiben. Dr. Hirschfeld gedachte sich im Sommer zu verheirathen; und seine junge Gattin schreckte nicht davor zurück, den ersten Winter ihrer Ehe auf Druva zu verleben und alle Mühen und Entbehrungen, welche seine dortige Stellung und Thätigkeit dem Gatten auferlegte, muthig mit ihm zu theilen.

Im September jenes Jahres begannen die Arbeiten der zweiten Campagne. Herr Bötticher, der Architekt, dessen Gesundheit schwer gelitten hatte, wurde in seiner Stellung drei Monate später durch Baumeister Streichert ersetzt, welchem Bauführer Steinbrecht assistirte; während der letzten vier Monate stand wie in der vorigen Periode, auch diesmal Dr. Weil aus Athen dem Leiter der Arbeiten, Dr. Hirschfeld, zur Seite.

Diese Arbeiten hatten als nächsten Zweck die vollständige Reinigung des ausgegrabenen Zeustempels und die weitere Freilegung seiner Umgebungen. Letztere wurde an seiner Ostseite bis auf 50 Meter, an der westlichen auf 25 bis 35 Meter, an der nördlichen auf 25—40 Meter ausgedehnt. Hierbei ergab sich eine reiche Ausbeute von plastischen Funden, der Mehrzahl nach Fragmente von Skulpturwerken. Die, welche zu den Statuen des Ostgiebels gehörten, liessen nun, mit den in der ersten Campagne gefundenen desselben zusammengestellt, die einstige Composition des Paionios, wie sie zum Schmuck dieses Giebelfeldes ausgeführt worden war, in ihrem wahrscheinlichen ursprünglichen Aufbau und Zusammenhange immer deutlicher erkennen. Vor der Westseite des Tempels aber wurden sehr bedeutende, noch vollständigere Reste der Tempelskulpturen ans Licht gebracht, welche Alkamenes, der Zeitgenosse des Phidias, für den Giebel dieser Hinterfront ausgeführt hatte; Fragmente von einzelnen Gestalten kämpfender Lapithen und, Jungfrauen gewaltsam umschlingender, und raubender, Kentauren. Gleichzeitig wurden innerhalb desselben Ausgrabungsbezirks in der

Umgebung des Tempels noch einige wichtige Stücke der Metopen gefunden, welche die Ost- und Westwand der Cella geschmückt hatten. Sie vervollständigen die Anschauung der Gesammtheit dieser Dekoration, welche wir durch jene, vor 49 Jahren durch die französische Expedition, und durch die in der ersten Campagne aus der Tiefe geförderten Theile desselben gewonnen hatten.

Nach den Schilderungen des Pausanias, welcher an der Nordseite des Tempels unter anderen zahlreichen Werken auch das Heiligthum des Pelops, das Pelopion, in nicht zu weiter Entfernung vom Opisthodom des Zeustempels gesehen haben will, hatte man auf eine reiche Ausbeute durch die Freilegung des Terrains in dieser Richtung hin mit ziemlicher Sicherheit hoffen dürfen. Darin sah man sich indess durch den Erfolg getäuscht. Das Terrain bis zu 40 Meter Entfernung vom Tempel zeigte sich leer an Fundstücken und architektonischen Fundamentresten. In Folge dessen hat man verschiedene Versuchsgräben nach Norden hin zu ziehen begonnen, welche gleichsam strahlenförmig vom Tempel aus gegen die nördliche Hügelreihe des Thales gerichtet wurden. Diese Arbeiten haben einen sowohl für die topographische Kenntniss der Altisebene als für die Ausbeute an mehr oder weniger erhaltenen Resten ausserordentlich günstigen Erfolg gehabt. Der eine dieser Gräben, der von der Nordostecke des Tempels schräg gegen Nordosten gerichtete, führte am Fuss des Kronionhügels zur Entdeckung der Fundamente mehrerer kleiner viereckiger Gebäude, welche ziemlich zweifellos die von Pausanias als an dieser Stelle befindlich verzeichneten „Thesauren“, die Schatzhäuser griechischer Gemeinden, erkannt werden müssen. Westlich von diesen, nahe der Ostspitze des von den beiden Fichten beschatteten Vorhügels am südwestlichen Fuss des Kronion (bald „das Grab des Oinomaos“, bald auch moderner und prosaischer als unser „Frühstückshügel“ betitelt), traf ein zweiter Graben, der in der Fortsetzung der Ostfront des Zeustempels gezogen wurde, auf eine eigenthümliche halbrunde Halle, aus Backsteinen aufgeführt, mit der convexen Seite gegen den Kronion gerichtet, einen Ziegelbau aus römischer Zeit, der aus den erhaltenen Inschriften von Herodes Atticus, dem bekannten, freigebigen und baulustigen Freunde Olympias wie Athens, dem Stifter des Theaters der

Regilla am Südabhang der Akropolis, gegründet worden war. Vierzehn Kolossalstatuen römischer Arbeit, Mitglieder der Familie des Stifters dieser Anlage und der des Kaisers Marc Aurel darstellend, meist von erträglicher Erhaltung, wurden innerhalb dieses Halbrundes gefunden. Sie hatten auf besonderen mit Inschriften versehenen und zur Hälfte eingemauerten Basen gestanden, welche der Halbkreislinie jener 1,80 Meter starken Mauer folgten. An die beiden Anfangspunkte dieses Halbkreises (von 15,70 Meter Durchmesser) schliessen sich zwei kurze, schwächere Mauern an, auf deren jede wieder eine noch kürzere Quermauer rechtwinklig gerichtet ist. In den so gebildeten beiden Winkeln dieses unteren 30 Meter breiten Vorplatzes jener Exedra, die um 1,70 Meter höher liegt als er, zeigten sich die Reste zweier winziger Rundtempelchen, welche wahrscheinlich jeder eine von ihm überdachte Statue beherbergt haben.

Diesem Nordgraben parallel, in der Fortsetzung der Linie jener Zwischenmauer, welche die Cella des Zeustempels vom Opisthodom trennt, wurde ein dritter Graben direct gegen die Ostspitze des „Frühstückshügels" geführt. Dort, etwa 80 Meter nördlich vom Zeustempel, stiess man mit diesem Graben auf die wichtigste und interessanteste Frucht der Ausgrabungen dieser zweiten Campagne, auf das von Pausanias erwähnte Heraion, den Tempel der Hera, in dessen Innern der schönste und köstlichste aller plastischen Funde gemacht wurde, jene Marmorstatue des Hermes mit dem Dionysosknaben auf dem linken Arm, welchen Pausanias dort sah und als „eine Kunst der Praxiteles" bezeichnet. Bei der Freilegung dieses Tempelbaues ergab es sich, dass er ein um drei Stufen über den Boden erhöhter Peripteros von ungewöhnlichen Verhältnissen, sechs Säulen in den Fronten, sechszehn an den Langseiten aus demselben, muschelhaltigen Porosgestein wie der Zeustempel ausgeführt gewesen ist. Die Länge der Oberstufen beträgt 50,10 Meter, die Breite 18,70 Meter, Pronaos und Opisthodom sind vorhanden. Bei dem ersteren sind noch die beiden Säulen zwischen den Anten in situ, bei den letzteren verschwunden; selbstverständlich auch die „aus Eichenholz", von der Pausanias spricht. Das Bauwerk hat sehr gelitten, die meisten Säulen des Umgangs stehen noch an seiner Nordseite, die höchsten bis zu

3,16 Meter. An den Säulen ist eine Verschiedenheit der Zahl, der Canellirungen, wie in den Umrissen der Capitäle und in der Halsbildung höchst auffällig. Im Innern der Cella fand man zwei marmorne Basen und unmittelbar davor die Statuenfragmente jenes Hermes und die einer Römerin, welche auf ihnen gestanden haben mussten.

In nordwestlicher Richtung folgt auf diesen Graben jener bereits in der ersten Campagne durch Herrn Bötticher angelegte, bis zum Kladeos führende, tiefe Einschnitt, welcher hauptsächlich zu technischen Zwecken, zur Ermöglichung der Hinwegschwemmung von Erd- und Schuttmassen, gezogen worden war und zur Freilegung mehrerer antik-hellenischer Mauern von grossen wohlgefügten Quadern geführt hatte, deren eine, als Peribolosmauer, bezeichnete genau von Süden nach Norden läuft. Einen fünften Graben führte man direct von der Grenze des nun freigelegten Terrains von der Westseite des Zeustempels in genau westlicher Richtung gegen den Kladeos hin. Dort, 80—90 Meter vom Tempel entfernt, hatten die Franzosen bereits eine kleine byzantinische Kirche entdeckt. Deren Reste wurden nun vollständig freigelegt. Ebenso die äussere Umgebung bis zur antiken Terrainhöhe. Die schwierige und zeitraubende Ausräumung des Inneren hat nur bis zum oberen Pflaster ihres Bodens geführt. Tief unter demselben aber stiess man bei weiteren Grabungen in der Absis und an einigen anderen Punkten auf einen antik-hellenischen Fussboden. Diese Kirche bildet eine einfache Oblong-Anlage von 14,50 Meter Breite bei 32,13 Meter Länge mit einer später hinzugefügten Absis an der Ostseite und zwei Eingängen im westlichen Drittel, vor deren südlicherem eine durch Arkaden gestützte Vorhalle gestanden hat. Aus mancherlei Anzeichen, den noch erhaltenen Resten der Anlage im Innern, glaubt man in dieser Kirche einen altbyzantinischen Bau des 5. Jahrhunderts zu erkennen, für welchen bereits den antiken Gebäuden der Altis die Säulen und das Marmormaterial entnommen ist. Der nachgewiesen hellenische Unterbau aber besteht aus einer von Porosquadern konstruirten Mauer, die nur an der Ostseite geöffnet war, eine Stärke von 1,10 Meter besass, auf einer 0,32 Meter hohen Stufe sich 1,09 Meter erhebt und für eine frühe Bau-

zeit durch das vortreffliche Material und die solide Technik ihrer Ausführung zeugt.

Für die Geschichte Olympia's haben die Ausgrabungen dieser zweiten Campagne manchen wichtigen Aufschluss gegeben. Zwischen und unter den armseligen, aus antiken Trümmern willkürlich zusammengeflickten Hütten vor der Ostseite des Tempels, deren Gesammtheit, wie ich es im zweiten Abschnitt dieses Buchs erzählt habe, von ihren deutschen Entdeckern den Spottnamen „Olympowo" erhalten hatte, sind nun die Reste charakteristischer Schöpfungen der Bauthätigkeit einer älteren, aber ebenfalls nicht mehr antiken, also wohl byzantinischen Bevölkerung gefunden und in ihrem Zusammenhange erforscht worden. Jener, damals von uns „Je-länger-je-lieber-Mauer" getauften stark gefügten Befestigungsmauer, welche, unmittelbar an die Südecke der Westseite des Tempels anschliessend, sich nach Süden hin fortsetzt, entspricht, wie sich nun herausgestellt hat, in einem Abstande von etwa 30 Meter von der Ostseite eine in gleicher Weise ausgeführte, zwischen ihren Aussenwänden mit antiken Skulptur und Architekturfragmenten aller Art ausgefüllte, jener westlichen parallel von Nord nach Süd gerichtete Mauer. An deren nördlichem Ende, im rechten Winkel gegen sie, war eine Quermauer aufgeführt, welche sich unmittelbar an die Ostecke der nördlichen Langseite des Tempels anschliesst. Man erklärt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit die Errichtung dieser Mauer so, dass die im Alpheiosthale noch nach dem Untergang des antiken Lebens angesiedelte, frühbyzantinische Bevölkerung sie als Schutzwehr gegen die den Peloponnes im 6. Jahrhundert überfluthenden Barbaren, speziell vielleicht die slavischen Horden, deren Einfall im Jahre 589 nachgewiesen ist, geschaffen hat. Aus der Art, in welcher der Tempel in dies Befestigungssystem als dessen wichtigster Stützpunkt mit hineingezogen ist, glaubt man mit Sicherheit darauf schliessen zu können, dass der Zusammensturz seiner Säulenhallen und Wände zuerst auf der Süd- und Ostseite bereits vor der Errichtung dieser Vertheidigungsmauer stattgefunden haben muss. Deren Erbauer hätten anders nicht die West- und Nordseite gleichsam mit als Fortsetzung ihrer befestigten Vertheidigungs-

linie behandeln und benutzen können, wie es ersichtlich geschehen ist. Das erhellt auch daraus, dass die gestürzten Säulenreihen der Ost- und Südseite unmittelbar auf antikem Boden, die der Nord- und Westseite aber bereits auf einer hohen Schuttschicht liegen. Jene Hütten von „Olympowo“ aber entstammen wieder einer dritten späteren Periode Olympia's, wohl der letzten vor seiner völligen Verödung und seinem Versinken in tausendjährigen Todesschlaf. Von welchem Volk sie errichtet seien, bleibt vorläufig noch eine offene Frage; doch deutet der amtliche Bericht unserer Herren Commissare darauf hin, dass man einem slavischen Ortsnamen auf der Spur sei, welchen die Stätte des alten Olympia in der Zeit der fränkischen Herrschaft im Peloponnes im dreizehnten Jahrhundert geführt habe. So wäre jene erste Eingebung, welche beim Anblick dieses, die Niederschläge der hellenischen, römischen und byzantinischen Cultur in dem heiligen Thal überspinnenden, die Reste zernagenden und aufzehrenden, Hüttenchaos seine Entdecker den charakteristischen Namen „Olympowo“ finden liess, eine ganz richtige und wohlberechtigte gewesen. Diese „letzten Ansiedler“, ich gebrauche Dr. Hirschfelds eigene Worte, „mag die zunehmende Ungesundheit der Ebene vertrieben haben; und nun beginnen die Elemente ungestört ihr Spiel: Abschwemmungen der angrenzenden Höhen und Ueberschwemmungen, welche mit den Flüssen zusammenhängen, häufen in den Ruinen dreier Perioden eine gleichmässige Sandschicht an. Wie auf einem Palimpsest überziehen und durchkreuzen einander vielfach die Reste der drei Bevölkerungsschichten auf dem Boden Olympia's; aber klar heben sich unter allem späteren Wuste die glänzenden Züge des Alterthums in ihrem Zusammenhange hervor. Von der Rampe vor der Ostfront (des Zeustempels), auf welcher vor dem mittleren Intercolumnium sich auch der Altar erhob, stieg man hinab auf einen mit Marmorplatten gepflasterten Platz; andere Terrainverhältnisse waren hier, bevor diese Pflasterung stattfand, darauf deuten mehrere Funde von Broncegegenständen, tief unter derselben. Die Pflasterung zog sich etwa 40 Meter hinaus bis zu der Strasse, welche von dichtgedrängten Basen gebildet, von Süden heraufgezogen kam, und in drei halbkreisförmigen Postamenten in der Verlängerung der Nordseite des Tempels zunächst ihren

Abschluss fand. Diese Postamente trugen Statuen elischer Frauen; in der Strasse standen die Nike, der Stier des Philesios, der Pankratiast Kallias, ein Werk Mikons, und zahlreiche Ehren- und Siegerbilder neben und hinter einander. Hier vor der Ostfront war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Platz der Altis." — Was die Zahl der in der zweiten Campagne gemachten Funde betrifft, so ist die der überhaupt ausgegrabenen Steinskulpturen durch sie von 179 auf 587, der broncenen Objecte von 686 auf 1928, der thönernen von 243 auf 420, der gläsernen, hörnernen und beinernen von 61 auf 90, die der aus verschiedenen Metallen, Blei, Eisen etc. gebildeten von 168 auf 208, der Münzen von 176 auf 383, der Inschriften von 80 auf 200 gebracht.

Das sind die Resultate dieser zweiten Ausgrabungscampagne, die am 26. Mai 1877 geschlossen wurde. Von den 35 Arbeitswochen, welche zwischen diesem Datum und dem Tage des Beginnes 25. September 1876 liegen, also 210 Tagen, gingen diesmal 14 Feiertage verloren, während die häufigen Regengüsse des ungünstigen Winters und Frühlings die Möglichkeit der Arbeit noch an nicht weniger als 29 Tagen aufhoben. Die Zahl der Arbeiter stieg gegen das Ende der zweiten Campagne bis beinahe auf 200, nachdem man mit 42 im Herbst begonnen hatte. Olympia scheint sich während der Dauer dieser zweiten Campagne seines neuen Daseins allen Schilderungen zufolge merkwürdig civilisirt zu haben. Sogar die Brücke über den Kladeos und jene Fahrstrasse nach Pyrgos, zu deren Anlage die griechische Regierung durch die Convention mit dem deutschen Reich verpflichtet war, ist endlich zur Ausführung und Vollendung gelangt! Und ausser unserem „Bakal" an dem Südabhang des Kronion sind noch zwei neue Speisehäuser und Herbergen für die Arbeiter des Thals errichtet worden. Neben den 110 Handkarren, in welchen der mit Picken resp. mit Keilen gelöste Sand von der Ausgrabestätte hinwegbefördert wurde, sind während des zweiten Jahres noch einige Pferdekarren in Dienst gestellt worden. Die Arbeiter, ausschliesslich Griechen, haben dieselbe Anstelligkeit und Willigkeit wie im ersten Jahr bewiesen.

Es bleibt mir noch übrig, die wichtigsten plastischen Fundstücke dieser zweiten Campagne im Einzelnen zu nennen und zu charakterisiren. Die in der des vorangegangenen Winters

und Frühlings ausgegrabenen Fragmente der Skulpturen des Ostgiebels, welche die Briefe aus Olympia im zweiten Abschnitt dieses Buches nach der unmittelbaren Anschauung der dort zu Tage geförderten Originale schildern, sind, wie schon erwähnt, durch bedeutende neue Funde vervollständigt worden. Am 12. März 1877 grub man vor der Ostfront unter grossen gestürzten Epistylbalken den Torso eines stehenden, jugendlichen Mannes (arm- und beinlos) aus, zu welchem ein 7 Tage vorher gefundener behelmter Kopf passte. Trotzdem Pausanias in seiner dort in jenen Briefen citirten Beschreibung der Composition des Ostgiebels den Oinomaos als behelmte Gestalt schildert, hat man in diesem Bruchstück dennoch den zur rechten Seite des Zeus stehenden Pelops erkennen wollen, da der Körper unzweifelhaft von jugendlicherer Bildung als sein in der ersten Campagne gefundener Pendant: jener männliche Torso mit der Hand auf der Hüfte, ist. Der am 21. December 1875 gefundene Theil eines prachtvoll gearbeiteten nackten Kolosses hat seine Ergänzung durch das am 12. März 1877 vor der Ostfront gefundene, mit einem Gewande bekleidete, Mittel- und Schenkelstück desselben erhalten. Kaum ein Zweifel, dass diese Theile zu einer Kolossalstatue jenes Zeus gehören, welche zwischen den beiden Wettkämpfern stehend, den Mittelpunkt der Giebelcomposition bildete. Nachdem man jene, während meiner Anwesenheit noch wegen ihrer Stilähnlichkeit mit der Vesta Giustiniani, Hestia getaufte, kopflose, alterthümlich steife und strenge Gewandstatue als Hippodameia, das Weib des Pelops, erkannt hatte, war es nur gerechtfertigt, die in vier Stücken im Januar 1877 gefundene, ebenfalls des Kopfes ermangelnde, weibliche Gewandstatue ähnlichen Stils, welche die rechte Hand auf die Brust gelegt, die linke wahrscheinlich erhoben und unter das gesenkte Haupt stützend, dargestellt ist, als das Weib des Oinomaos Sterope zu bezeichnen. An demselben Tage, dem 10. Januar, grub man dort vor der Ostseite des Tempels das Stück eines hockenden Mädchens, am 12. März ein dazu gehöriges zweites Fragment derselben Statue aus, der man den Namen der Quellnymphe Arethusa gegeben hat; am 10. Januar und 12. März die beiden Stücke vom Torso eines kauernden Jünglings, der einen der Pferdeknechte in der nördlichen Giebelhälfte dargestellt haben mag. Im Ge-

gensatz zu allen anderen dieser Giebelstatuen ist bei ihm auch die Rückseite bearbeitet. Noch im December 1876 brachte man drei Pferdeleiber, ebenfalls zur nördlichen Hälfte der Composition gehörig, im März 1877 ihre Köpfe und Hintertheile ans Licht. Am 16. December 1876 einen bärtigen Kopf mit tuchumwundenem Haar, welcher allem Anschein nach zu dem, vor den Pferden auf der Südhälfte der Composition gelagerten, Manne gehörte. Er entspricht jenem ältern beleibten Herrn mit kahlem Scheitel, lockigem Haupt und Bart, den ich in jenen Briefen geschildert habe, den man zuerst fälschlich als Kladeos betitelte, gegenwärtig aber mit dem Namen des Myrtilos nennt, welchen der in der ersten Campagne gefundene hockende Knabe der Nordhälfte dieses Giebels nun an ihn abtreten musste.

Der erste Fund eines Bildwerks, das zu des Alkamenes Composition für den Westgiebel gehörte, wurde im December gemacht; der Kopf einer weiblichen Statue, zu welcher im Februar und März 1877 verschiedene Stücke sowohl dieser selbst, wie des Kentauren, der sie umschlingt, ausgegraben wurden. Man will in ihr die Deidameia, die Braut des Peirithoos, erkennen, welche der Kentaure Eurytion zu rauben strebt. Es entspricht das der trockenen Beschreibung des westlichen Giebelfeldes, welche uns Pausanias (Eliaka 1, Kap. X, 8) giebt: „die Arbeit im hinteren Giebelfelde ist von Alkamenes, einem Manne, der zur Zeit des Phidias lebte, und in Bezug auf Kunstfertigkeit in Ausarbeitung von Bildsäulen den zweiten Platz behauptet. Im Giebelfeld hat er den Kampf der Lapithen gegen die Kentauren bei der Hochzeit des Peirithoos dargestellt. Gegen die Mitte des Feldes ist Peirithoos, neben ihm auf der einen Seite Eurytion, wie er die Frau des Peirithoos geraubt hat, und Kaineus, der dem Peirithoos beisteht. Auf der andern Seite Theseus, der mit einem Beile die Kentauren abwehrt. Von den Kentauren hat einer eine Jungfrau, der andere einen blühenden Jüngling geraubt. Es hat aber, wie es mir scheint, Alkamenes diesen Gegenstand dargestellt, weil er aus dem Gedichte Homers (Ilias XIV, 317) gelernt hat, dass Peirithoos ein Sohn des Zeus sei und wusste, dass Theseus im vierten Grad von Pelops abstamme.“ Er erwähnt dabei sonderbarer Weise mit keiner Silbe der kolossalen Mittelfigur, welche für diese Giebel-

composition so wenig entbehrt werden konnte, wie für die des Ostgiebels die des Kampfrichters Zeus. Man glaubt annehmen zu dürfen, dass der schön erhaltene Kopf eines zürnenden Apoll von kolossaler Grösse, ein Kopf mit steif alterthümlich behandeltem Haar, aber bereits von einer aus der Gebundenheit des alten Stils völlig befreiten Kraft des Ausdrucks, ein am 8. März 1877 vor der Westfront gemachter Fund, zu dieser bisher (d. h. in der zweiten Campagne) noch nicht entdeckten mittelsten Statue gehört habe. Die Ausgrabung des Torsos derselben in der dritten Periode hat das bestätigt. Am 29. Januar und 22. März 1877 wurden die Stücke eines Kentauren und der von ihm geraubten Jungfrau ausgegraben: auf die (fehlenden) Vorderfüsse gestürzt, muss er den menschlichen Oberleib nach vorwärts einem Gegner zugewendet haben, sein von ihm abstrebendes Opfer mit der rechten Hand am Gürtel, mit der linken noch den Knöchel des linken Beins ergreifend. Am 30. Januar ist der Kopf eines alten Weibes ohne untere Kinnlade gefunden, der wahrscheinlich einem am 23. December 1875 bereits aufgefundenen Torso angehört; am 9. Februar 1877 und am 10. März die Stücke des nackten Torso eines beide (fehlenden) Arme zum Schlage erhebenden Mannes, in welchem man den mit dem Beil kämpfenden Theseus erkennen will. Am 26. Februar eine kniende Frau, eine Lapithin, welche in ihrer Ruhe schlecht genug für diese wild und leidenschaftlich bewegte Gruppencomposition hineinpassen will, in deren Nordhälfte die Zeichner des Restaurationsentwurfes dieses Giebels ihr den Platz zuweisen zu müssen geglaubt haben. Am 27. Februar und 7. März kam der wohlerhaltene Kopf und die Brust eines Lapithen zur Auferstehung; an letzterem Tage auch das Obertheil der Statue einer gestürzten Alten, deren Kopf am 16. December gefunden war; ein Fragment, in welchem noch die, das einstige Bemaltgewesensein dieser Giebelfiguren deutlich zeigenden, Farbenspuren in den Gewandfalten conservirt blieben. Am 26. März entdeckte man das Bein des am 3. Februar gefundenen Torsos eines Lapithen, den man als den Peirithoos erkennen will; am 8. März einen weiblichen Kopf, welcher zu jener Knieenden gehört zu haben scheint. Am 6. März eine ruhende Statue mit erhobenem Kopf; sie scheint mit aufgestützten Ellenbogen ge-

legen zu haben und wird als eine „Ortsgottheit“ erklärt, welche hier in der Ecke des Westgiebels wie drüben am östlichen der Kladeos dem Kampf zuschaut; ihr entspricht an der Südecke der Torso einer zweiten in ähnlicher Stellung liegenden „Ortsgottheit“. Bei beiden lässt die Gewandung Leib und Brust frei. Grosse Theile einer besonders interessanten, grandios entworfenen und gebildeten Gruppe eines Kentauren, der mit einem ihn von sich abwehrenden Weibe ringt, wurden am 13. und 21. März gefunden. Noch zweier Fragmente dieser Giebelstatuen ist zu gedenken: eines weiblichen Oberkörpers, an welchem die linke Hand die Zipfel des gelösten Gewandes auf der Schulter zusammenzieht, mit schräg abgeschnittenem Untertheil, gefunden am 2. Februar, und des Bruchstücks eines auf die Vorderfüsse gestürzten Kentauren, zu welchem wahrscheinlich auch das Stück eines knabenhaften Jünglingstorsos gehört, was jener Schilderung des Pausanias entsprechen würde.

Wie fragmentarisch diese Funde auch immerhin seien, es lässt sich allenfalls auf der von ihnen gegebenen Basis das Bild der Gesammtcomposition des Westgiebels, wie sie Alkamenes gedacht und angegeben, wenn auch schwerlich mit eigener Meisterhand ausgeführt, hat, in allen Hauptzügen und den meisten Einzelheiten reconstruiren. Sie bildete in ihrem Grundcharakter den stärksten Gegensatz zu der des Ostgiebels. An diesem ein Bild der ernsten, feierlichen Ruhe; in dem westlichen Felde Alles stürmische Erregtheit, wilder Kampf, verzweifelte Abwehr, Flucht und Sturz; ruhevoll dastehend nur inmitten des Gewühls der herrliche Gott, der allschauende Phöbus, und auf beiden Seiten die gleichmüthig zusehenden, gelagerten „Ortsgottheiten“. Wer aber von diesen Bildwerken die Freiheit, den leichten Schwung, die Virtuosität in der Darstellung solcher kämpfenden Gruppen erwartet hätte, wie wir sie in denen der Cellafriese des Tempels von Phigalia bewundern, würde sehr enttäuscht werden. Auch den bewegtesten Gruppen bleibt immer viel von jenem alterthümlich steifen Charakter einer konventionellen, vielleicht durch priesterliche Vorschrift innerhalb solcher Schranken gehaltenen Darstellungsweise. Und wenn in der Behandlung des Nackten sich auch hier, wie in den Giebelstatuen des Paionios, überall das feine und starke Gefühl und Verständniss der Natur,

welches die grosse Auffassung der Formen nicht ausschliesst, offenbart, so wird man wahrhaft erschreckt durch eine Rohheit, Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit in der Behandlung der Gewandmassen, welche ebenfalls der an den Gestalten des Ostgiebels so auffälligen nichts nachgiebt. Jeden Vergleich mit den Skulpturen am Parthenon muss man aufgeben; die Erinnerrung an sie zu vergessen suchen bei der Betrachtung dieser plastischen Dekorationen des grossen Nationalheiligthums der Hellenen. Trägt nur der Umstand daran die Schuld, dass die mit Phidias hierher berufenen attischen Meister im Bewusstsein, für die Provinz und vielleicht für sehr mässiges Honorar zu arbeiten, ihre Aufgabe leichter genommen und liebloser ausgeführt haben? oder der wahrscheinlichere, dass die Ausführung ihrer Entwürfe in der Hauptsache den Händen provinzialer peloponnesischer Steinmetzen, deren Gilde in Olympia bei dem immerwährenden Bedarf an Bildwerke sehr stark vertreten sein mochte, überlassen geblieben ist?

Die Metopenbildwerke wurden zuerst am 30. November durch den Fund einer solchen Platte vermehrt, welche die Athene in ganz ähnlichem Stil gebildet zeigt, wie die Hesperide auf der in der ersten Campagne gefundenen Atlas- und Heraklesmetope. Der (fehlende) rechte Arm hielt entweder ruhig den Speer oder drückte durch seine Bewegung Theilnahme an einer dargestellten Handlung aus. Sie kam in der Pronaos des Zeustempels vor der Ante der nördlichen Cellawand ans Licht. An der Westfront dagegen wurde am 1. December 1876 auf der zweiten Stufe das Bruchstück einer Metope mit dem Relief des Jalaos-Torso gefunden, ein kopf-, arm- und beinloser nackter Heroenleib, der im lincken Bein ruhend, gebildet war, von grosser Schönheit und Meisterschaft in der Durchbildung der Naturformen. Man hat ihm den Namen jenes Helfers des Herakles wohl nur auf eine blosse Vermuthung hin gegeben. Der römischen Statuen aus der Exedra des Herodes Atticus erwähnte ich bereits. Sie sind Marmorarbeiten, mit jenem geläufigen, tadellosen Geschick ausgeführt, welche den Bildhauern dieser Periode des Kaiserreichs ein Gemeingut war; nicht besser und nicht schlechter wie Hunderte ihres Gleichen, welche die Skulpturengalerien der Hauptstädte Europa's füllen. Darunter auch zwei Panzerstatuen, die eine einen „Commodus“ erklärt,

weil man in einem allerdings sehr portraitmässigen Kopf, dessen Zugehörigkeit zu ihr freilich noch etwas fraglich ist, das Bildniss dieses Kaisers erkennen will; die andere, ein arm- und beinloser Torso mit reich durch Reliefdarstellungen dekorirtem Panzer. Die emporgehobene Linke scheint einen Scepter oder Speer gehalten zu haben. Die Portraitstatue der römischen Frau, welche am 1. Mai im Heraion gefunden wurde, das schönste dieser Werke, trägt, vollkommen wohlerhalten, den sehr individuell gebildeten Kopf mit einer römischen Modefrisur geschmückt, von welcher die rothe Farbe ihrer ehemaligen Bemalung noch nicht völlig verschwunden ist.

Als Nachbar dieser, in so faltenreiche Gewänder drapirten, anmuthigen Römerin aber fanden unsre deutschen Pioniere der Kunst und Alterthumswissenschaft dort auf dem Boden des Heiligthums der Hera von dem Postament gestürzt den nackten, marmornen Götterleib des Hermes, das schon im Alterthum berühmte und gepriesene Meisterwerk des grossen Praxiteles. Dass es ein solches sei, versicherten seine Führer wenigstens dem Pausanias, der bekanntlich etwa 500 Jahre nach der Zeit dieses hellenischen Künstlers Hellas bereiste. Die Erfahrung von dem, was heut die Fremdenführer zu erzählen und für Künstlernamen zu nennen wissen, wenn sie schau- und wissbegierige, kritiklose Reisende durch die Hallen von vor 500 Jahren erbauten Tempeln oder Palästen geleiten und die dort aufgestellten alten Kunstwerke auf ihre Manier erklären, könnte vielleicht einen Zweifel an der unbedingten Zuverlässigkeit dieser Angabe erwecken. Aber andrerseits war dieses Kunstwerk ein nie von seinem Platz entfernt gewesenes Weihgeschenk für den Tempel der höchsten Göttin, über dessen Ursprung sich die örtliche Tradition nicht wohl zu täuschen vermocht hätte. Und ebenso macht die hohe Schönheit und Vollendung der Arbeit, die Vereinigung gerade der Eigenschaften in ihr, welche das Alterthum als die meistcharakteristischen Tugenden der Kunst des Praxiteles rühmte, solche Zweifel wohl grundlos.

Die Statue, deren Kopf wohl erhalten auf dem Halse sass, deren Beine vom Knie abwärts und deren rechter Unterarm, ebenso wie der Oberkörper des auf ihrem linken Unterarm sitzenden Dionysosknaben fehlten, wurde, eingebettet

in Ziegelschutt, auf dem Gesicht liegend, rechtwinklig gegen das oblonge Postament gerichtet, in der Cella des als das Heraion erkannten Tempels gefunden, in welcher Reihen von Bildwerken zwei Schiffe gebildet zu haben scheinen, deren breites mittelstes auf die Kolossalstatue der Hera geführt hat. Dass diese architektonischen Reste die des von Pausanias als eins der bedeutendsten unter den Heiligthümern in der Altis aufgeführten Heratempels seien, wurde ausser durch seine Lage am südlichen Fuss des Kronionhügels und die angeführten Maasse, besonders auch durch diesen Fund bestätigt. Zählt er ihn doch im 17. Capitel der Eliaka I. unter den Weihgeschenken im Heraion mit den Worten auf: „einen Hermes aus Marmor. Er trägt den kleinen Dionysos und ist ein Werk des Praxiteles.“

Die Statue ist aus parischem Marmor gemeisselt, an den geretteten Theilen von vorzüglicher Erhaltung der mit hoher Meisterschaft behandelten Oberfläche. Der volle und zugleich schlanke Jünglingskörper von weich elastischen Formen ruht in dem rechten Bein, während das linke niederhängend im Knie leicht gebogen und der Fuss zurückgestellt gewesen sein muss. Der linke Ellenbogen stützt sich auf einen bis zu ihm hinauf geführten Baumstamm, über welchen die abgelegte und darüber geworfene Chlamys des Gottes in den schönsten Faltenmassen hernieder hängt. Auf diesem so gestützten Unterarm sass der Dionysosknabe, mit dem rechten Füsschen gegen einen kurzen vortretenden Ast gestemmt, das rechte Händchen auf die Schulter seines Trägers gelegt, dessen eigne linke indess den Getragenen nirgends stützt, sondern geschlossen herabhängt. Um die Beine des Kindes ist ein äusserst zierlich gefaltetes Gewandstück geschlagen. Der ganze Oberkörper des Knaben vom Schenkelansatz aufwärts fehlte. Am Gesäss und dem nächsten Faltenstreifen muss der Block nicht ausgereicht haben: diese Stelle ist aus sorglich bearbeiteten und gefugten kleineren Stücken zusammen gesetzt. Der rechte Arm des Hermes war nahe unter der Schulter abgebrochen. Später ist in dem Schutt nahe derselben Stelle der obere Theil gefunden. Die Hand muss erhoben gewesen sein. Dr. G. Treu, der Leiter der Ausgrabungen in der dritten Campagne, neigt zu der Annahme, dass diese Hand den Tyrsusstab, die erhalten gebliebene Linke einen bronce-

nen oder goldenen, und daher später ihr geraubten, Heroldsstab gehalten habe. Der Kopf auf dem schönen Halse ist etwas zur linken Schulter geneigt und leise gesenkt. Das Gesicht, ein Typus der reinsten klassisch-hellenischen Schönheit der Formen, zeigt jenen Ausdruck einer stillen, milden Freundlichkeit, mit welcher Praxiteles zuerst unter den Alten das Antlitz seiner Gebilde zu behandeln verstanden haben soll. Wie in den nackten Partien Fleisch und lebendige seidige Haut, so ist in den beiden Gewändern der Stoff des Gewebes mit feiner Realistik in höchst geistreicher Technik nachgebildet.

Durch diesen Fund, welcher kurz vor dem Schluss der zweiten Campagne, in deren letztem Monat, Mai 1877, gemacht wurde, sind die Arbeiten derselben durch eine schlechthin unschätzbare Frucht belohnt, die Mühen aufs Herrlichste gekrönt worden.

Was von Broncen ausgegraben wurde, war, wie voraus zu sehen, auch diesmal nur Stückwerk; die nennenswerthesten Gegenstände darunter: ein Ohr und Horn vom Stier des Philesios auf und bei der noch an ihrer Stelle gebliebenen Basis, etwa 30 Meter von der Nordostecke des Zeustempels entdeckt; der obere Theil eines Mischkruges; ein Instrument von unerklärter Bestimmung, fast 1 Meter tief noch unter dem Niveau der Tempelbasis gefunden. Auf dem platten, etwas gebogenen Broncestreifen sind vier schwimmende Vögel angenietet, der achteckige Griff ist durch einen Stift daran befestigt, dessen Kopf als Windhundkopf gestaltet ist, das Fragment eines Bleches von getriebener Arbeit; eine Bronceplatte mit einer Opfervorschrift; ein Thier von drei Hunden angefallen; ein schreitender Greif; ein Kalbskopf aus ganz dünner Bronce; ein kleiner Wagen; mehrere Greifenköpfe, wahrscheinlich Verzierungen eines Geräths. Die Terracotten sind meist Kapitäle, Simmsstücken mit reliefirten und darauf gemalten Ornamenten dekorirt.

Endlich ist unter den wichtigeren Funden dieser Campagne noch die vollständige Basis der in der vorangegangenen ersten Periode ausgegrabenen Nike des Paionios (von Pausanias als „Säule“ bezeichnet) zu erwähnen. Es ist das erste grössere und ganz erhaltene Fussgestell aus bestgriechischer Zeit. Sie ruht auf einer oblongen Marmorfläche von 0,26

Meter Höhe, hat die Gestalt eines dreiseitigen Prisma und ist aus zehn Blöcken zusammengesetzt, von denen acht nach oben hin stufenförmig hinter einander zurücktreten. An der zweiten Quader von oben scheinen Schilde befestigt gewesen zu sein; in der fünften war, nach der Vertiefung in derselben zu urtheilen, eine Bronceplatte eingelassen; in den untersten sind die bereits erwähnten Inschriften eingegraben. Die gesammte Höhe beträgt annähernd 5,80 Meter.

Zwei vielbeklagte Opfer hat diese Campagne gefordert: der Ungar Carl Kraus, der treue Aufseher bei den Arbeiten, erlag zwischen Druwa und Olympia einem plötzlichen Tode; und Herr Dimitriades, der Commissar der griechischen Regierung, der edle, aufopfernd pflichteifrige Mann, wurde von so schwerer Erkrankung befallen, dass er dauernd von Olympia ferngehalten bleiben und seine unersetzliche Kraft dem Unternehmen verloren sein wird.

Die dritte Campagne.

Der jugendliche Gelehrte, welcher das grosse Unternehmen der Wiederaufdeckung der olympischen Thalebene ereröffnet und während der beiden ersten Jahre mit so hingebendem begeistertem Eifer, so viel praktischem Geschick, Weisheit und Energie und trotz unerhörter Schwierigkeiten, welche Anfangs die Neuheit der Situation, dann die Unbill des Wetters und manche andere Verhältnisse dem Gelingen bereiteten, mit so glänzendem Erfolge für die Alterthumswissenschaft und für die Bereicherung des geistigen Besitzes der ganzen gebildeten Menschheit geleitet und durchgeführt hatte, Dr. Gustav Hirschfeld, war nach Abschluss der zweiten Campagne durch Umstände, auf die ich hier nicht näher eingehen mag, veranlasst worden, von seiner bisher dabei eingenommenen Stellung zurückzutreten. Herr Dr. Georg Treu aus Berlin, Schüler von Curtius und Assistent am Antiquarium des Berliner Museums, wurde statt seiner für die dritte Campagne mit der Leitung der Arbeiten betraut. Als technische Beistände blieben die in der vorigen Periode thätig gewesenen Architekten ihm zur Seite. Die Grabungen begannen im October und sind bis zum 1. Juni fortgesetzt worden. Sie haben besonders wichtige Resultate für die erweiterte Kenntniss der Topographie der Altis-Ebene herbeigeführt. Man begann diesmal statt von einem, von den nun gewonnenen beiden Centren, dem Zeustempel und dem Heraion, aus vorzugehen. Von jenem aus nach Westen vordringend und den Erdabstich vor der westlichen Front desselben erweiternd, gewann man die sehr willkommenen Er-

gänzungen der Bildwerke des Westgiebelfeldes. Vor Allem den Körper der kolossalen Mittelfigur jenes zürnenden Apoll, dessen Kopf in der vorhergehenden Periode zu Tage gefördert worden war, zudem das Mittelstück einer grossen Kentaurengruppe, zwei Kentaurenköpfe, einer Menge von kleineren Fragmenten der bereits gefundenen Theile der Composition nicht im Einzelnen zu erwähnen. Bei der Hinwegräumung und Durchsuchung jener späteren frühbyzantinischen Mauern wurden Inschriften und Architekturtheile von Gebäuden, der Boden unter denselben ganz erfüllt von Broncen der ältesten Epoche, gefunden. Die Ausgrabungen führten hier auf eine erhöhte Terrasse, welche einst mit Weihgeschenken und Siegerstatuen geschmückt, den Zeustempel umgeben hat. Und weiter vordringend traf man endlich auch auf die so eifrig gesuchte westliche Mauer des Altis mit dem Thore, durch welches die Wallfahrer, von der Kladeosseite her kommend, in den heiligen Bezirk einzogen. Aber auch die Begrenzung desselben auf der Ostseite ist mittelst eines vom Zeustempel aus nach dorthin gerichteten Versuchsgrabens entdeckt und freigelegt worden. In einer römischen Ruine, dem sogenannten Oktogon, zu welcher derselbe Graben geführt hat, wurden eine Reliefbasis aus der besten Zeit, zahlreiche Giebelstücke und einige römische Mosaikfussböden gefunden. Unter der byzantinischen Kirche, deren Aufdeckung in der zweiten Campagne bewerkstelligt worden war, sind die antiken Reste, über welchen man dieselbe errichtet fand, genauer untersucht, gemessen und freigelegt worden. Da der hier gefundene, der hellenischen Zeit angehörige Raum in seinen Maassen mit denen der Cella des Zeustempels übereinstimmt, so haben die Herren Archäologen daraus Anlass zu der, nun der Diskussion übergebenen, interessanten Frage genommen, ob man in ihm nicht das noch von Pausanias gesehene und erwähnte Atelier des Phidias erkennen dürfte, in welchem derselbe den gold-elfenbeinernen Zeuskoloss arbeitete, zu dessen Ausführung er nach Olympia berufen wurde? Es hat allerdings eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass der Meister ähnliche Raumverhältnisse für seine Werkstatt gewählt habe, wie die jenes Gotteshauses, in welchem sein hier vollendetes Zeusbild die definitive Aufstellung finden sollte.

Am Heraion wurde zuerst, wie am Zeustempel, die unmittelbare Umgebung von Schutt und Erde befreit, wobei Altäre, Statuen, Basen, Wasserleitungen und die Stufenanlage des Gebäudes selbst aus dem Schutt und Sande zu Tage traten. „Die tiefsten Erdschichten fanden sich," wie Dr. Treu berichtet, „von Broncen und Terracotten ältester Zeit förmlich durchsetzt." Jenen halbrunden Bau, die Exedra des Herodes Atticus, welchen man in der vorigen Campagne östlich vom Heraion freigelegt hatte, erkannte man durch weitere Ausgrabungen in seiner Bestimmung als Sammelbassin für die Wasserleitung, welche der genannte grosse Wohlthäter der Hellenen in römischer Kaiserzeit der olympischen Festversammlung zum Geschenk gestiftet hatte. Wurde doch in dem Reservoir liegend ein kolossaler, vorzüglich gearbeiteter Marmorstier gefunden, auf dessen Körper-Oberfläche die Inschrift eingegraben ist, durch welche dieser ganze Bau dem Zeus geweiht wird. Oestlich von der Exedra ist nun die langgestreckte Terrasse freigelegt, am untersten Abhang des Kronion, auf welcher sich einst die Thesauren, die Schatzhäuser griechischer Gemeinden, gefüllt mit kostbaren Weihgeschenken an den Vater der Götter, erhoben. Die Aufdeckung der Fundamente und Reste dieser Baulichkeiten, welche in der zweiten Campagne begonnen hatte, ist in dieser dritten zu Ende geführt, so dass nun die von vierzehn Schatzhäusern und einem Altar klar erkennbar gemacht sind. Südlich vor den Treppenstufen dieser Terrasse aber gelang die Aufdeckung eines Tempels, in welchem man das Metroon erkannte, und der Reihe der Postamente der sogenannten Zanes, nämlich der ehernen Zeusbilder, welche aus den Strafgeldern der, widerrechtlich mit Umgehung der regelnden Vorschriften siegenden, Wettkämpfer errichtet worden waren. Hier ist auch der für die Kampfrichter und die Kämpfer bestimmte gewölbte Eingang zum Stadium, dem eigentlichen Kampfplatz, entdeckt und acht Marmorwerke gefunden worden, unter denen sich ein Koloss befindet.

Nicht minder interessant sind die neuen Ausgrabungen, welche im Westen und Südwesten des Heraions vorgenommen wurden. Zunächst trafen die in dieser Richtung gezogenen Versuchsgräben auf die Reste eines eigenthümlichen Rundbaus, in welchem seine Entdecker das Philippeion

erkennen wollen, jenes Gebäude, das Philipp von Macedonien nach der Bezwingung der Hellenen dort im heiligen Bezirk derselben hatte errichten lassen. Nördlicher in diesem westlichen Theile wurde ein enormer, von Säulen umgebener Hof, ausserhalb der Altismauer gelegen, entdeckt, in welchem unzweifelhaft ein Theil des Gymnasions, des Uebungsplatzes der Athleten, erkannt werden muss. Badevorrichtungen, kleine Räume für das Entkleiden, der Unterbau eines Propyleions und des Thores, welches von der Altis in das Gymnasion führte, sind hier aufgedeckt. Und noch in dieser entlegenen Gegend der Thalebene wurden aus der Umgegend des Zeustempels und aus dem Heraion hierher verschleppte Bildwerkfragmente und Basen mit Inschriften gefunden; unter jenen auch der Rumpf des Dionysosknaben auf dem Arm des Praxiteläischen Hermes, und ein herrlicher, männlicher Torso. „Die Hälfte der Arbeit,“ so kann Dr. Treu in seinem resümirenden Bericht über die von ihm geleitete dritte Campagne mit Genugthuung sagen, „ist, Dank diesen Grabungen und den topographischen Entdeckungen dieser letzten Periode in den drei Jahren, welche die olympische Expedition hinter sich hat, geleistet, welcher nach dem Plane des Unternehmens die Aufdeckung der Altis und die Untersuchung der angrenzenden Anlagen durch Laufgräben zum Ziele gesetzt war.“

Die Zahl der in Stein, besonders in Marmor gearbeiteten Fundstücke der letzten Campagne beträgt 384; die der Broncegegenstände 1806; die der Terracotten 484; die der Inschriften 229 und der Münzen 987. Die älteste der Sculpturen in Stein ist ein liegender wasserspeiender Löwe, dessen Formengebung noch ganz den starren Schematismus des die griechische Kunst ursprünglich beherrschenden orientalischen Stils zeigt. Der wichtigsten plastischen Fundstücke aus der grossen Zeit der hellenischen Sculptur, aus der Epoche des Phidias, ist bereits gedacht: des Körpers der kolossalen Mittel- und Hauptstatue aus der Composition des Alkamenes für des Zeustempels Westgiebel; des Mittelstücks der einen Kentaurengruppe und der übrigen, zahlreichen Bruchstücke dieser Giebelbildwerke. Auch für die Metopenreliefs der Cella und sogar für die Nike des Paionios sind noch ergänzende Bruchstücke gefunden worden. Dazu kommen die Fragmente von Sculpturen aus der späteren

Blütheperiode hellenischer Kunst in dem vierten und den folgenden vorchristlichen Jahrhunderten, wie der Rumpf des Dionysosknaben; einige männliche Torsen, der einer kolossalen Zeusstatue, das Relief-Bathron aus dem Octogon-Graben mit den Bildern von Heraklesthaten, und eine wunderliche Statuenbasis, welche die Gestalt eines kolossalen thierischen Fussknöchels hat. Der amtliche Bericht hat ferner besonders zahlreiche plastische Fundstücke aufzuführen, deren Ursprung erwiesenermassen in die Epoche der römischen Herrschaft fällt. Dazu gehören, mit dem erwähnten von Herodes Atticus geweihten Marmorstier, etwa ein Dutzend Statuen, von denen mindestens drei aus athenischen Werkstätten während der Kaiserzeit hervorgegangen sind, wie ihre Inschriften bezeugen; fünf Köpfe und hunderte von Fragmenten. Zumeist sind es Bildnisse von Kaisern, Kaiserinnen und vornehmen Persönlichkeiten der römischen Zeit. An Bildwerken mythologischen Gegenstandes fehlt es indess auch unter den dieser entstammenden nicht ganz. Eine Zeusstatue, ein ausruhender Hera kles und eine am Eingang des Stadiums gefundene weibliche Statue werden genannt, in deren Attribut man „eine Elle, das Symbol des Maasses“, erkannt haben will; Grund genug, um sie als eine Darstellung der Nemesis zu bezeichnen. „Ganz besonders reich sind die Ausgrabungen dieses Winters an Inschriften und Münzen gewesen. Sorgfältig durchgeführte Tiefgrabungen haben auf epigraphischem Gebiet eine Reihe der ältesten Bronce-Inschriften zu Tage gefördert, welche für paläographische und Dialektstudien von unschätzbarem Werthe sind, und mehrere Künstler-Inschriften aus den Zeiten der griechischen Kunstblüthen haben sich denselben würdig angeschlossen.“

Das ist in gedrängter Aufzählung und Darstellung die künstlerische und wissenschaftliche Ausbeute der beiden letzten Ausgrabungscampagnen. Trotz des Reichthums derselben wird die grosse Menge auch der sogenannten „Gebildeten“ im Anblick dessen, was Deutschland an sicht- und greifbaren Früchten daraus für sich gewinnt, sich des Gefühls einer gewissen Enttäuschung ebensowenig erwehren können, wie es sie vor zwei Jahren gegenüber den im Berliner Museum ausgestellten Abgüssen der in der ersten Campagne gefundenen Sculpturfragmenten empfand. Gipsabformungen meist grau-

sam verstümmelter plastischer Bildwerke und zwar der Mehrheit nach von einem Stil, welcher sie, auch wenn sie ganz und unberührt erhalten wären, dem modernen Durchschnittsgeschmack theils unverständlich, theils unerträglich machen würde; wenige darunter, welche durch ihre bedingungslose absolute Schönheit und Kunstvollendung jeden empfänglichen Sinn und Geist zu bezwingen und zu beglücken befähigt sind; Abgüsse von Architekturtheilen, Bruchstücken und spärlichen Resten von Broncearbeiten von meist noch unverständlicherer oder schönheitsloserer Art und Form; endlich — Inschriften an Tafeln und an Postamenten, — daraus setzt sich die Totalität jener sichtbaren, körperlichen Früchte zusammen, welche unserm Publikum die aus dem Schlamm, Sande und Schutt des Alpheios ans Licht geförderte Ernte der Olympischen Ausgrabungen repräsentirt. Und darum all der Lärm, die Begeisterung, die Mühen und — die Kosten?!" so höre ich schon die „praktischen Menschen" (und mancher moderne Künstler zählt sich bei diesem Anlass denselben sicher bei) sprechen. Sie mögen nicht vergessen, dass es sich nicht um einen praktischen Zweck, nicht um die Gewinnung materieller Werthe, hätten diese auch die Gestalt ausserordentlicher Kunstschöpfung der höchsten hellenischen Kunstblüthe, bei diesem Unternehmen handelte, sondern zunächst um ideale Ziele, um die Lösung von Fragen, welche die ganze gebildete Menschheit wohl lebhaft interessiren mögen, aber doch vorwiegend wissenschaftlicher, kultur- und kunstgeschichtlicher Natur sind. Dass nach dieser Seite hin aber die ursprünglich von den Ausgrabungen auf dem Boden Olympia's gehegten Hoffnungen nicht nur erfüllt, sondern bereits durch die Resultate der drei ersten Campagnen übertroffen worden sind, diese Ueberzeugung mögen meinen Lesern die Schilderung dieses Buchs und die Berichte unserer Commissare in ihren veröffentlichten Mittheilungen erwecken, das Studium der demnächst in Berlin auszustellenden Abgüsse der Fundstücke, oder das ihrer Photographien, im Verein mit dem der Situationspläne, befestigen und stärken. Nach solchen Erfolgen während der ersten Jahre darf Deutschland und die ganze Culturwelt der Fortsetzung der Ausgrabungsarbeiten mit verdoppelter Spannung aber auch mit gesichertem Vertrauen entgegensehn: sie werden den herrlichen Inhalt jenes ungeheuren Grabes, jenes

heiligen Bodens der Kunst zum fröhlichen Licht erlösen, die seit mehr als einem Jahrtausend versenkten Schätze der Schönheit und Denkmale der grossen Vorzeit der heutigen Menschheit zurückgewinnen. Und dieser immer mehr zum Bewusstsein kommen wird die Wahrheit jenes Wortes von Ernst Curtius: „Was dort in der dunkeln Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben.“

September 1878.

Anmerkungen.

Cap. II. 1) Dr. Pittner, mein unvergesslicher Reisegefährte, hat inzwischen (1877) seinen Tod gefunden.

Cap. IV. 1) Pausanias Achaika Cap. 21, 1—5 erzählt (mit ein Bischen andern Worten): Koresos, ein Priester des Kalydonischen Dionysos zu Patrai, liebte eine Jungfrau Kalirrhoë ebenso leidenschaftlich, als sie ihn verabscheute. Er wandte sich als Schutzflehender zu dem Bilde des Gottes. Anstatt ihm zu helfen, liess dieser indess nur die Kalydonischen Priester in Wahnsinn hinsterben. Das Orakel zu Dodona, welches man um Rath in dieser Noth befragte, verkündete, dass der Gott nur dadurch zu versöhnen sei, dass Koresos ihm die Kalirrhoë opfere oder Jemanden, welcher den Muth habe, für sie zu sterben. Als der liebende Priester den Stahl auf sein schönes Opfer zücken sollte, kehrte er ihn gegen sich selbst und tödtete sich statt der Jungfrau, „wodurch er bewies, dass er unter allen Menschen, so viel wir wissen, von der echtesten Liebe beseelt war.“ Diese That wandelte die Empfindungen der Geliebten für den Unglücklichen so, dass sie sich selbst an der Quelle nicht weit vom Hafen erstach, welche seitdem ihren Namen führte.

2) Pausanias Achaika Cap. 19, 2—4. Komaitho, die schönste Jungfrau von Patrai, verwaltete, „bis sie einem Manne zugeführt werden sollte“, das Priesteramt im Tempel der Artemis Triklaria. Der schönste Jüngling der Stadt, Melanippos, entbrannte in Liebe für sie. Aber Beider Eltern versagten ihnen die Ehe. Da wurde den Liebenden „das Heiligthum des Tempels selbst zum heimlichen Brautgemach.“ Artemis aber strafte Stadt und Land mit Plagen aller Art für diese Schmach. Das befragte Orakel zu Delphi bezeichnete die sündige Ursache ihres Zorns, und zugleich das Mittel zu ihrer Versöhnung. Nicht nur das unselige Paar sollte ihr geopfert werden, sondern alljährlich auch „ein Jüngling und eine Jungfrau, welche an Gestalt die schönsten.“ Davon hiess der Fluss beim Heiligthum der Triklaria Ameilichos d. i. der Erbarmungslose.

3) Seitdem ich dort auf „Gutland“, wo jene herrlichen Achaia-Weine in tausenden von Fässern in grossen kühlen Kellereigebäuden über der Erde lagern, ihre intime Bekanntschaft „frisch vom

Fass" machen durfte, haben sich dieselben mit so überraschender Schnelligkeit in Deutschland eingebürgert und die beständig vermehrte allgemeine Gunst erobert, dass jene Vorhersagung sich früher als ich damals ahnen konnte, erfüllen zu wollen scheint. Die Commandite und General-Agentur für Deutschland ist von der Gesellschaft Achaia der Firma Knorsch in Berlin, Potsdamerstrasse 107 übertragen.

Cap. V. 1) Herr Deligeorgis hat, wie bekannt, wirklich nicht lange danach das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Aber seine Ministerherrlichkeit war nur von sehr kurzer Dauer.

Cap. IX. 1) Dieser Torso ist in der zweiten Campagne (siehe S. 234) als der der Zeusstatue selbst erkannt worden.

2) Es gehörte zu ihm, wie 1877 in Berlin durch genauere Untersuchung und Anpassung der Fragmentabgüsse durch Dr. Treu erkannt wurde, ein vorzüglich gearbeiteter männlicher Oberkörper, den wir, als er aufrecht gestellt und die Probe der Anfügung an jenes Fragment noch nicht gemacht war, für den eines Pferdebändigers gehalten hatten.

3) Prof. Adlers Meinung, dass die Wange wirklich auf die r e c h t e, also des Mannes e i g n e, Hand gestützt gewesen sei, ist durch den später gemachten Fund des fehlenden genau passenden Stückes derselben bestätigt worden. Ich bin mit meinen Zweifeln im Unrecht geblieben.

Cap. XII. 1) Die glücklichen Finder waren Theilnehmer der archäologischen Expedition des Herrn von Stackelberg (1812), die zum Theil aus denselben Männern bestand, welche die Tempelsculpturen des Zeustempels auf Aegina aufgefunden hatten. Eine, dem Bericht v. Stackelberg über die Entdeckung der Friesplatten in den Tempeltrümmern von Bassae Phigalia und ihre unter so vielen Schwierigkeiten und abenteuerlichen Umständen bewerkstelligte vollständige Ausgrabung, Fortschaffung und Versteigerung zu Zante, nacherzählte, fesselnde Schilderung hat Wilhelm Lang, welcher die Stätte kurz vor mir besucht hatte (ich erzählte im I. Abschnitt meine Begegnung mit ihm in Corfu), im Octoberheft 1876 der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht. Ich empfehle meinen Lesern deren Lectüre.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.